Altahae Superiori com-
parauit *Beda Abbas.*
anno 1801.

Rkm. 1488 -3

Postille

von

C. F. Sintenis,

Konsistorialrath und Pastor zu St. Trinitatis zu Zerbst.

Biblioth. Dritter Theil. oberattac.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, dem Jüngern.

1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

XXXV.

Zur Beförderung der Menschenkentnis.

Am 4. Sonnt. nach Trinit.

Ueber Luc. VI. V. 45 und 44.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.

Ein ieder Baum wird an seiner eigenen Frucht erkannt.

Meine Brüder. Wir sollen ia über Andere nicht einmahl urtheilen, ohne sie zu kennen; weil wir sonst in unsern Urtheilen über sie leicht höchst ungerecht werden könnten. Wir müssen aber auch unserselbstwegen wissen, wen wir an Jedem, mit dem wir verbunden sein sollen, haben, damit wir unser auf ihn gesetztes Vertrauen nachher nicht zu spät bereuen. Der Werth der Menschenkentnis ist also entschieden; und hauptsächlich ist es für uns wichtig, den moralischen Karakter Anderer, ihr Gemüth, ihre Denkart, ihre Gesinnungen kennen zu lernen.

Unmittelbare Blicke in das Herz Anderer können wir nicht thun. Die Menschen müssen sich selbst uns offenbaren. Sie thun dis auch wirklich, und es kommt nun blos darauf an, daß wir sie beobachten. Wir finden auf dieser Seite eine grosse Aehnlichkeit der Menschen mit den Bäumen; vermuthlich verglich sie deshalb Jesus auch damit. Der Baum wird erkannt an seinen Blättern, Blüthen und Früchten. Der Mensch offenbart sich uns durch Geberden, Worte und Werke.

In der Regel ist schon das ganze Aeuserliche des Menschen Abdruck seines Innern. Alle seine körperlichen Geberden, besonders seine Minen und Gesichtszüge, sind seine Verräther. Man hat ia eine künstliche Sprache der Art erfunden und sie zu grosser Voll-

kommenheit gebracht; sollte ihr denn die natürliche nachstehen? Betrachtet doch nur unsere Taubstummen, wie sie sich einander so ganz verständlich machen können. Uebrigens ist es gewis, daß sich ieder Affekt durch einen gewissen Zug im Gesichte ausdrücke. Wenn man nun irgend einen solchen Zug immer auf dem Gesichte eines Menschen erblickt, sollte man da nicht vermuthen müssen, daß der Affekt, welchem er zugehört, im Herzen dieses Menschen zu Hause sein? Bestimmen wir nicht auch wirklich nach diesem Grundsatze unser Urtheil, wenn wir auf den ersten Anblick gleich einen Menschen für einen Heitern, den andern für einen Schwermüthigen, diesen für gesetzt, ienen für leichtsinnig, diesen für heftig, ienen für gelassen halten?

Daß es iedoch nicht einzelne Fälle gebe, in welchen wir auf diesem Wege zur Menschenkentnis irren könnten, wird hierdurch nicht behauptet. Die Erfahrung lehret vielmehr allerdings das Gegentheil. Unglückliche Zufälle in der Jugend können Gesichtern Züge geben, die gewisse Gemüthsbewegungen als herrschend vermuthen lassen, welche gerade die seltensten sind. Mehr, als eine Kinderkrankheit, kann ein menschliches Gesicht so verwüsten, daß man gar nichts mit Sicherheit darin lesen kann. Ja, ein Mensch kann wirklich einst einer Leidenschaft, deren Ausdruck man an ihm findet, ergeben gewesen sein, ists aber ietzt nicht mehr. Der Zug derselben ist auf seinem Gesichte zurückgeblieben; was kann er dafür? Er vertilgte ihn gern, wie er die Leidenschaft vertilgt hat, wenn er könnte. Dis ist nicht blos oft der Fall bei Leuten,

die in früheren Jahren Wüstlinge waren und hernach die vernünftigsten Menschen wurden; man findet es auch bei Personen, die sich von Kindheit auf bis in ihr männliches Alter durch zehnfachen Druck des Schicksals durcharbeiten musten und hernach, wenn sie auch in noch so gute Lagen geriethen, die Mine des Nidergeschlagenen, welche sich einmahl zu fest eingegraben hatte, doch lebenslang an sich behielten.

Nun, wenn dann auf diesem Wege auch keine Untrüglichkeit für uns Statt findet, so wollen wir ihn doch bei Erwerbung unserer Menschenkentnis nicht unbetreten lassen. Gewisse Geberden und Minen Anderer sollen uns wenigstens noch aufmerksamer auf ihre Worte und Werke machen. Und, wenn dann diese so häufig mit ienen übereinstimmen — o m. Br., wie werden wir finden, daß iene allein schon in den mehresten Fällen unser Urtheil über Andere mit Recht bestimmt haben würden! Wer erinnert sich hierbei nicht der Frage Jesu an iene Schriftgelehrten — warum denket ihr ietzt so Arges in eurem Herzen? Zur Erklärung darüber, wie Jesus damals auf diese Frage gekommen, steht doch weiter gar nichts da, als — daß er ihre Gedanken gesehen habe. Wo konnte er diese aber wohl anders sehen, als auf ihren Gesichtern?

Aber freilich — Worte gehen bei der Menschenkentnis noch über Geberden. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ Und Werke noch über Worte. „Ein ieglicher Baum wird an seiner Frucht erkannt.“

Zuförderst also nun von der Kentnis der Menschen aus ihren Worten oder Reden! Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über — wovon also der Mund übergeht, davon ist das Herz voll. . .

„Falsch das Letztere, wird man sagen. Wie viel Menschen sprechen ganz anders, als sie denken! Kennst du die Heuchler nicht, die sogar Gott immer im Munde führen, und im Herzen ihn wirklich verleugnen? Kennst du die Höflinge nicht, die unter dem anmuthsvollestem Wortflusse Alles versprechen, und denen man es an ihren Minen dabei ansieht, daß sie den wirklichen Vorsatz schon haben, blos mit leeren Worten abzuspeisen? Kennst du die Lügner allzumahl nicht, die gerade das Gegentheil von dem wissentlich erzählen, was wirklich geschehen ist?

O ia, brauchte man nur zu antworten, leider kennen wir diese Menschen allerseits; daraus folgte doch aber weiter nichts, als daß wir zu ihrer Kentnis aus ihren Worten, wenn diese richtig sein soll, auch ihre Kentnis aus ihren Werken noch zuzufügen hätten. Inzwischen bedarf es auch dieser Antwort nicht einmahl; die Kentnis der Menschen aus ihren Reden soll ia gar nicht weiter gelten, als sie gelten kann. Wir werden aber diejenigen Fälle, in welchen sie gelten kann und mus, sehr leicht angeben können, sobald wir nur mit Ruhe über die Sache nachdenken.

„Wovon der Mund übergeht, davon ist das Herz voll.“ Wie? wenn nun dieser Satz nichts weiter heissen sollte, als daß kein Mensch eher etwas sprechen könne,

ne, als bis er es gedacht, könnten wir dann wohl gegen seine Richtigkeit etwas einwenden? Erklären wir nicht Alle die Worte für blosse Ausdrücke und Zeichen unserer Gedanken? Kann das Gedankenzeichen eher da sein, als der Gedanke selbst? In allen wichtigeren Fällen sind wir uns dessen auch wirklich bewust, daß wir, ehe wir sprechen, das denken, was wir sprechen wollen. Nur bei Alltäglichkeiten, die wir tausendmahl gedacht, denken und sprechen wir so zugleich, daß wir zwischen Beidem nicht unterscheiden. Hieraus folgt nun aber, daß ein Mensch nur das sprechen könne, was er denkt. Selbst mit den Heuchlern, Falschen und Lügnern verhält sichs so; diese denken nehmlich erst, wie sie ihre wahren Gedanken verbergen wollen, und dann sprechen sie. Man könnte also gar von ihnen behaupten, daß sie doppelt denken, ehe sie sprechen.

„Zugegeben, pflegt hier erwiedert zu werden; wie steht es aber nun um die Kenntnis, welche wir aus den Reden Anderer von ihren wahren Gesinnungen erhalten sollen, und wie können wir wissen, ob wir einen ehrlichen Sprecher, der gleich so spricht, wie's ihm ums Herz ist, oder einen Doppeldenker vor uns haben, der so spricht, wie er zu unserer Täuschung sprechen will?

Der ehrliche Sprecher spricht ohne Rückhalt und gleich so, daß wir seine ganze Meinung hören. Traue dem nicht, der noch mehrere Fragen nöthig macht, um ihn zu verstehen; während derselben sucht er blos Zeit zu gewinnen, sich zu besinnen, was er dir sagen wolle.

Der ehrliche Sprecher macht aber auch nicht mehr Worte, als nöthig. Dis ist die eigentliche Weise der Herzlichkeit, die andere gern so geschwind, als möglich, zufrieden stellen mag. Traue dem nicht, der dich mit einem unendlichen Redestrome übergiesst; er will das, was seinen Worten an Wahrheit abgeht, durch die Menge ersetzen.

Der ehrliche Sprecher kommt nicht auf den Einfall, dir zu versichern, daß er Wahrheit spreche; denn er selbst ist davon versichert. Traue dem nicht, der dir einmahl über das andere hoch und theuer bezeugt, daß Alles so sei und daß er's so meine, wie er's sage.

Der ehrliche Sprecher spricht ungekünstelt und plan; dis ist der Stempel der Gedanken des Herzens. Traue dem nicht, der in schönen und ausgesuchten Redensarten gegen dich einhergeht; er hat darauf studirt, was er dir sagen wolle, und warum hätte er dis nöthig gehabt, wenn sein Wille wäre, dir seine wahre Meinung zu sagen? Diese war ia da und so konnte er sie ia gleich geben, wie sie war.

Der ehrliche Sprecher erträgt deinen Widerspruch nicht, sondern bestärkt das, was er sagt, mit mehreren Gründen; denn es ist ihm darum zu thun, das, was ihm Wahrheit ist, auch bei dir als Wahrheit geltend zu machen. Traue dem nicht, der auf deinen gemachten Einwand schweigt, oder das Gesagte nur kalt wiederholt; es ist ihm um deine Beruhigung nicht zu thun.

Der ehrliche Sprecher sieht dich dazu an, wenn er spricht, und so lange, als er spricht; er will, daß

du

du in seinen Augen sein Herz erblicken sollst. Traue dem nicht, dessen Augen umherschweifen oder erdwärts gerichtet sind, oder sich stets bewegen, oder blinzen; er fürchtet, du möchtest den Schelm gleich im Blick entdecken.

Die Anwendung dieser Regeln wird zureichend sein, uns für eintretende einzelne Fälle die nöthige Kentnis der wahren Gesinnungen Anderer aus ihren Worten zu verschaffen. Was aber den moralischen Karakter Anderer überhaupt betrift, so gibt es äuserst richtige Schlüsse, welche wir aus ihren Worten und Reden auf selbigen machen können.

Hieher gehört z. E. folgender — Wovon ein Mensch am öftersten spricht, worüber er sich mit Andern am liebsten unterhält, worauf er bei jeder Gelegenheit kommt, davon ist sein Herz am vollsten, das sind seine Lieblingsvorstellungen, seine Lieblingsbegierden. Und ebenso umgekehrt — wovon ein Mensch ungern spricht, worüber er der Unterhaltung mit Andern auszuweichen sucht, das widerstreitet seinem Karakter. Wie es nehmlich in der Natur der menschlichen Seele liegt, Gegenständen sich zu nähern, die ihr angenehm sind, und Gegenstände, die ihr unangenehm sind, von sich zu entfernen: so mag sich die Seele ienen auch schon gern in Gedanken nähern und sucht auch sogar den Gedanken an diese zu entfernen.

Ebenso richtig ist auch der Schlus — Wer oft schlecht spricht, der ist gewis auch schlecht. Den entgegengesetzten Schlus — wer oft gut spricht, der ist auch gut — will man nicht gelten lassen, weil Men-

schen sich verstellen und vorsätzlich eine bessere Sprache im Munde, als im Herzen, führen könnten. Nun, so mus doch aber iener Schlus durchaus gelten. Daß Menschen darauf ausgehen mögen, besser zu sprechen, als sie denken, lässet sich allerdings begreifen, weil sie sich dadurch besser stellen, als sie sind, und also damit gewinnen. Wie sollte aber ein Mensch auf den Einfall kommen, sich schlechter zu stellen, als er ist, und dadurch in den Augen aller guten Menschen verliehren zu wollen? Thäte er denn aber dis nicht, wenn er schlechter spräche, als er denkt? Wie wäre es auch möglich, daß er gern eine Sprache führen sollte, vor der ihn doch selbst ekeln müste, wenn er wirklich gut wäre? Nein, wer oft schlecht spricht, der ist gewis auch schlecht. Wenn also Jemand gern unflätige oder auch nur schlüpfrige Reden führt und bei ieder Gelegenheit auf üppige Gegenstände kommt, so ist er gewis ein Wollüstling. Wenn Jemand gern an fremden Verdiensten nagt, an den allgemeingeachtetesten Männern doch immer etwas auszusetzen weis und unaufhörlich über ungerechte Vertheilung der irdischen Güter seufzt, so ist er gewis ein Neidhart. Wenn Jemand bei Beurtheilung Anderer seinen ersten Blick immer auf ihre schlechteste Seite richtet, ihren gemeinnützigsten Handlungen, deren Geschehensein er nicht ableugnen kann, wenigstens unedle Beweggründe unterlegt und die in Erfarung gebrachten Fehler Anderer gern weiter erzählt, so ist er gewis ein Verleumder. Wenn Jemand, sobald er Unglück entstehen sieht, das Leute sich selbst zugezogen haben, auf der Stelle zu spre-

chen pflegt — das ist schon recht, und wenn er, so oft er hört, daß Jemand seinen Feind glücklich zu Boden gestreckt, seinen Beifall darüber nicht lebhaft genug bezeigen kann, so ist er gewis ein Rachsüchtiger. Wenn Jemand alle seine Arbeitsleute für Tagediebe und Betrüger erklärt, den Gewinn des vorigen Jahres allemahl gegen den Gewinn des gegenwärtigen lobt und immer, sobald von einem Armen und Hülfsbedürftigen gesprochen wird, seine Unwürdigkeit ins Licht zu setzen sucht, so ist er gewis ein Geizhals. Wenn Jemand so, wie er den Mund aufthut, entweder flucht oder schwört, oder schimpft, so ist er wenigstens gewis ein — Grobian.

Es gibt Leute, die, wenn sie auch allein sind, laut mit sich selbst sprechen. Dis zeigt einen hohen Eifer für die Sache an, von der die Rede ist. Sie glauben blos zu denken, und reden. Was sie also reden, das denken sie gewis. Wer solche Alleinreder beborcht, der kann mit Zuverlässigkeit angeben, wovon ihr Herz recht voll sei. Ebenso reden auch Viele im Traume. Was sie reden, das träumen sie. Wovon nun aber ein Mensch gar träumt, das mus ihm am Tage recht geläufig sein. Folglich können wir aus Reden Anderer im Traume schliessen, wovon ihr Herz im höchsten Grade voll sein müsse. Ja, aus den Worten Fantasirender sogar können wir mit wirklicher Untrüglichkeit auf ihre Hauptneigungen und auf ihren Karakter schliessen. Da ist an gar keine Zurückhaltung aus Vernunft, da ist auch an gar keine neuen Gedanken zu denken. In den Gedanken, welche der

Mensch

Mensch in einem solchen Zustande äusert, mus er am meisten gelebt und gewebt haben, weil sie ungerufen kommen und er sie sogar ohne alles Bewustsein äusert. So verrieth sich schon mancher religiöse und moralische Heuchler noch selbst zum Erstaunen Aller, die um sein Sterbebette her standen, in seinen letzten Fantasieen. Erstreckt sich denn diese Erscheinung nicht sogar auf unsere unheilbaren Wahnsinnigen? Man gehe in das erste, beste Tollhaus, so wird man aus den Reden der darin befindlichen Elenden bald richtig schliessen können, welcher von ihnen aus Stolz, welcher aus Geitz, und welcher aus Wollust ein Narr geworden sei. Wovon ihr Mund noch übergeht, davon war einst ihr Herz greulichvoll. — —

Nun zur Kentnis der Menschen aus ihren Werken und Handlungen! „Ein ieglicher Baum wird am sichersten aus seiner Frucht erkannt.“ Werke sind das Wichtigste, und höher kann uns ein Mensch seine Gesinnungen nicht offenbaren, als wenn er sie wirklich ausführt. Da zwingt er uns gleichsam zu glauben, daß er diese Gesinnungen habe. O lasset uns das Leben der Menschen betrachten, wenn wir sie recht kennen lernen wollen; dann werden uns weder ihre Minen, noch ihre Worte, täuschen können. Und, wenn dann Alles übereinstimmt — Geberden, Worte und Werke, so grenzt unsere Kentnis der Menschen dicht an diejenige, welche wir haben würden, wenn wir ihnen unmittelbar ins Herz zu sehen vermöchten.

Wenn aber Jesus die Kentnis des Baums aus seiner Frucht zum Gleichnis der Menschenkentnis hinstellte, so verstand er unter Frucht seine ganze Jahresfrucht; wie dann auch ein anderer Evangelist ihn ausdrücklich sagen lässet — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Auch der gesundeste, schönste Baum hat einige verbuttete Früchte; so, wie der schadhafteste und brandigste einzelne gute Früchte aufzuweisen hat. Ebenso gibt es keinen Bösewicht, der nicht in einzelnen Fällen gut handelte, und keinen Heiligen, der nicht dann und wann fehlte. Hieraus fliesst für uns die Hauptregel bei Sammlung unserer Kentnis Anderer aus ihren Werken, daß wir nicht aus einzelnen ihrer Handlungen, sondern aus den Mehresten derselben, die uns bekannt sind, auf sie schliessen. Sind uns noch gar keine weiter von ihnen bekannt, als die, deren Zeuge wir eben werden, und ist es die erste, welche wir sehen oder erfaren: so müssen wir unser Urtheil über den Thäter schlechterdings an uns halten, ia, uns nicht einmahl erlauben, über ihn zu urtheilen. Diese Handlung war gut, war schlecht, können wir wohl denken, aber nicht — dieser Mensch ist also gut, oder schlecht. Wie sonst, wenn die erste Handlung, welche wir einen Andern thun sehen, zu seinen seltenern gehörte? Würden wir nicht dann, wenn sie edel wäre, den schlechtesten Menschen vieleicht für einen guten, und, wenn sie unedel wäre, den besten für einen schlechten erkennen? Also — nur der Schlus eignet sich zur Gültigkeit; wie ein Mensch bei weitem am öftersten handelt, so ist sein Karakter beschaffen. Soll-

te

te aber auch auf diesem Wege nichts Sicheres herauszubringen sein, so müsten wir alle Menschenkentnis aufgeben.

Man sage nicht, daß es ein Mensch in der Verstellungskunst so weit bringen könne, daß er immer anders handelte, als er wirklich gesinnt wäre. Gesetzt, dis wäre möglich, so entsteht doch die Frage — wie sehet ihr so einen Menschen handeln? Gut oder schlecht? Wie? ein Mensch könnte immer schlecht handeln, ohne wirklich schlecht zu sein? So saget uns doch, wie ein vernünftiger guter Mensch darauf kommen könne, sich allen seinen Mitbürgern verächtlich, hassens- und verabscheuungswürdig machen zu wollen. . . Handelt aber ein Mensch immer gut, woraus beweiset ihr denn, daß dis blosse immerwährende Verstellung sei? Ja, und wenn es wirklich einen Heuchler gäbe, der immer nur zum Scheine tugendhaft handelte, so müste er in unsern Augen einer der ersten Tugendhaften sein. Was ist uns denn wirkliches Sein anders, als immerwährender gleicher Schein? Haben wir ein anderes Mittel, irgend Etwas, es sei, welches es wolle, zu erkennen, ob es wirklich das sei, wofür wir es halten, als dis, daß wir es unter allen Umständen immer so finden. Und — dis sollte blos auf den Menschen nicht anwendbar sein? Erwäget doch auch, daß ein Mensch, der immer gegen seinen schlechten Sinn gut handelte, bei ieder Handlung erst die grössesten Schwierigkeiten, die er bei sich selbst anträfe, überwinden müste. Thäte denn also wohl der grösseste Tugendhafte Mehr, dem es doch zu grossem Verdien-

ste

ste angerechnet wird, wenn er einmahl im Kampfe mit seinen Begierden siegt? Ja, und wenn auch wirklich Jemand einen schlechten Sinn hätte, er zwänge sich aber, immer gut zu handeln, mus nicht schlechterdings dadurch endlich sein Sinn selbst gut werden? Nein, m. Br., das ist kein bestehender Einwand gegen die Menschenkentnis aus Werken und Thaten, daß es Menschen geben könne, die die Verstellung so weit trieben, daß sie immer anders handelten, als sie dächten. Wohl aber sind folgende Bemerkungen richtig.

Die Sache der Beurtheilung des Karakters Anderer aus ihren Handlungen gewinnt eine ganz andere Gestalt, wenn wir an ihnen iunge Leute vor uns haben, die sich noch nicht selbst überlassen sind, und die noch nicht thun dürfen, wie sie wollen. Nicht nur, daß sie überhaupt noch wenig Handlungen von Belang verrichten, daß wir also, wenn wir von Mehresten derselben sprächen, am Ende oft von zwei, drei Handlungen reden würden; sondern auch alle Handlungen, welche sie verrichten, sind noch nicht die ihrigen. Sie thun blos noch, wie sie thun müssen. Dis mus uns bei Beurtheilung iunger Leute ebenso vorsichtig, als billig, machen. Vorsichtig bei sogenannten guten — billig bei sogenannten schlechten iungen Leuten. Auch bei den Bäumen finden wir, daß ihre ersten Früchte selten die wahre Art sind, bei der sie hernach bleiben. Man denke sich einen iungen Menschen, der noch unter wackern Eltern, Lehrern und andern Aufsehern steht, denen er für iede

sei-

seiner sittlichen Handlungen verantwortlich ist; kann man, wenn dieser auch immer so handelt, wie er es gegen sie verantworten kann, wohl mit Gewisheit daraus schliessen, daß er ein wirklich guter Mensch sei? Man lasse ihn erst seine Freiheit erhalten und warte ab, wie er dann handeln werde. Wie Mancher der Art widerlegte die gute Meinung, die man von ihm hegte, im ersten Freiheitsjahre gleich! Ebenso mus mancher natürlichgute junge Mensch die Thorheiten und Ueppigkeiten seiner Eltern mitmachen und wird ihnen gleich geachtet. Er gelangt aber zum eignen Nachdenken, ist sich selbst ein Ekel, darf sichs im elterlichen Hause aber nicht merken lassen, sondern wartet sehnsuchtsvoll auf den Tag seiner Auswanderung und wird hernach ganz das Gegenstück zu seinen Erziehern. Hieraus folgt also allerdings, daß wir am besten thun, wir fällen über den Karakter solcher jungen Leute noch gar kein Urtheil und schliessen sie noch ganz von unserer Menschenkentnis aus.

Sollten aber mit dergleichen jungen Leuten solche Personen nicht viel Aehnlichkeit haben, welche, wenn sie auch aus aller elterlichen Gewalt, und, wie man zu sagen pflegt, ihre eigenen Herren sind, doch in gewissen weltlichen Verbindungen sich befinden, die ebenfalls, nur mit unmerklicherem Zwange, ihre Handlungsweisen bestimmen? Was thut ein Mensch nicht, um die Gunst eines Andern zu erhalten, der sein besseres Fortkommen befördern kann? Er hält es für das sicherste Mittel dazu, daß er ihm nachahme, und findet es als etwas Geringes, seinen eigenthümlichen Karakter

zu verleugnen. Welche Verwandlungen kann auf eine Zeitlang die Liebe hervorbringen, die Menschen, ohne daß sie es selbst merken, um dem Gegenstande ihrer heftigsten Zuneigung zu gefallen, beinahe ihre Selbstständigkeit raubt! Betrachtet Untergebene, deren Vorgesetzten abwechseln. Leute, die unter einem strengen Obern gut handelten, handeln hernach unter einem nachlässigen schlecht; Andere, die, so lange man ihnen durch die Finger sah, locker lebten, leben regelmässig, sobald ihnen der Daum aufs Auge gehalten wird. Sehet diejenigen an, welche auf die reiche Erbschaft eines alten eigensinnigen Verwandten rechnen; sehet sie zweimahl an — erst bei seinem Leben, und dann nach seinem Tode. Und — steht es um das ganze Wesen der Verführung anders? Wie oft gelingt es listigen Bösewichtern, Leute von sonst bekanntem ruhigen Karakter so zu bestricken, daß sie in Wildheit und zügellosen Sitten mit ihnen zu wetteifern scheinen! Die Verführten aus ihren tugendmordenden Armen gerissen — so sind diese wieder die ruhig hingehenden Menschen, wie vorher. Auf der andern Seite — wie oft schien ein ausschweifender Mensch durch einen neuen Freund, der ein gesetztdenkender Mann war, gebessert, und wie schweifte er wieder aus, als er den wackern Freund verlohr! Alle dergleichen Erfarungen müssen uns iedoch nicht das Streben nach Kentnis der Menschen aus ihren Handlungen verleiden, sondern uns nur behutsamer dabei machen. So viel folgt wirklich daraus, daß wir Andere, und wenn wir sie noch so oft handeln sehen, dennoch häufig ganz falsch beurtheilen

werden, sobald wir ihre ganze äuserliche Lage nicht kennen. Die Kentnis ihrer weltlichen Verhältnisse mus also schlechterdings der Kentnis ihres Karakters aus ihren Handlungen vorhergehen. Ist es denn aber so schwer, iene zu erhalten? Fällt denn die äuserliche Lage Anderer nicht in den mehresten Fällen bald in die Augen? Können wir sie nicht leicht bei ihren Mitbürgern erfragen? Klugheit und Billigkeit werden uns dann bald lehren, wie viel wir auf sie abzurechnen haben. Thun wir aber nicht so, bekümmern wir uns nicht um diese, urtheilen wir, ehe wir sie kennen, über Menschen aus ihren Werken: so ist es unsere eigene Schuld, wenn wir bei unserer Menschenkentnis einen Trugschlus nach dem andern machen. Wozu ist es denn nöthig, daß wir über Andere so rasch urtheilen? Sollten wir es nicht für Pflicht halten, uns Zeit dazu zu nehmen? Wie kommen wahrhaftig gute Menschen dazu, daß wir aus Unvorsichtigkeit Leute in ihren Reihen stellen, die nicht zu ihnen gehören? Wie versündigen wir uns an dem, den wir für schlecht halten und der es doch nicht ist!

Jeder Mensch führt ein doppeltes Leben — ein öffentliches und ein verborgeneres. Wenn nun aus den mehresten Handlungen eines Andern auf seinen Karakter von uns geschlossen wird: so macht es einen grossen Unterschied aus, zu welchem von beiden Theilen seines Lebens diese gehören. Gewöhnlich gehören sie zu seinem öffentlichen Leben, und daher auch so viel Fehlschlüsse. Das hat wohl seine Ausgemachtheit, daß derienige, welcher öffentlich oft schlecht handelt, im Ver-

borgenen noch schlechter handeln werde. Wie sollte er auf den Einfall kommen, iede seiner schlechten Handlungen zur Schau zu stellen? Vielmehr mus man glauben, daß er sein Böses sich in der Einsamkeit seines Hauses schon so angewöhnt habe, daß er es auch vor aller Menschen Augen nicht lassen könne, daß er es aber öffentlich doch nur in geringerem Grade thun werde. Das aber folgt auf keinen Fall, daß, wer öffentlich nicht schlecht handelt, auch im Verborgenen nicht schlecht handle, und daß, wer öffentlich gut handelt, auch im Verborgenen gut handle. Nur wenig Menschen sind über Ehre und Schande, über Beifall und Misfallen ihrer Mitbürger völlig weg; bei den Mehresten findet man bürgerliches Ehrgefühl und Trieb, Andern zu gefallen. Unter diesen sind aber Viele, die *sich* öffentlich blos zusammennehmen und in ihren häuslichen Zirkeln und Abgeschidenheiten von der Welt in einer ganz andern Gestalt erscheinen. Hier, wo sie entweder ganz ohne Zeugen handeln und mit der Verantwortung gegen sich selbst bald fertig werden, oder wo sie nur solche Zeugen haben, die sie weder fürchten noch achten, und die wohl gar von der Art sind, daß sich die wechselseitigen Vorwürfe gegen einander aufheben, zeigen sie sich in ihrer eigentlichen Natürlichkeit. Da ist oft der, der auf Gastmahlen äuserst mässig lebt, der ärgste Schwelger; da ist oft der, der den feinsten und angenehmsten Mann in Gesellschaften macht, ein wahrer Tirann gegen die Seinigen; da ist oft der, der öffentlich iede unschuldige Annäherung iunger Leute beiderlei Geschlechts an einander misbilligt, der zügello-

feste Wollüstling. Ging es uns nicht oft schon so, daß ein einziger tieferer Blick, den wir in das geheimere Leben Anderer von ungefär thaten, unsere ganze von ihnen seither gehabte gute Meinung erschütterte? Wollen wir also in unsern Schlüssen von den Werken der Menschen auf ihren Karakter nicht fehlen: so müssen wir nicht blos bei ihrem öffentlichen Leben stehen bleiben, sondern hauptsächlich auch so viel, als möglich, ihr verborgeneres beobachten. Dis wird um so viel nothwendiger, wenn sie weit mehr im Verborgenen, als öffentlich, leben. Wenn wir sonst aus ihren mehresten Handlungen auf ihren Karakter zu schliessen glaubten, so schlössen wir ia gerade aus den wenigsten. Wollte man hiergegen einwenden, daß auf solche Weise der unerträglichste Forsche- Horch- und Ausspionirungsgeist in die bürgerliche Gesellschaft feierlich eingeführt werden würde: so mus man erwägen, daß es ia gar nicht nöthig sei, daß unsere Menschenkentnis sich weiter, als auf die Personen, erstrecke, mit welchen wir in Verbindungen und Verhältnissen von Belang sein sollen, daß diese es uns aber nicht übel deuten können, wenn wir mit Zuverlässigkeit wissen wollen, wen wir an ihnen haben.

Auch ist es, wenn wir Andere handeln sehen, von grosser Wichtigkeit, ob sie, vorbereitet oder unvorbereitet dazu, handeln. Im letztern Falle handeln sie wirklich nach ihrem Sinne; denn sie haben nicht Zeit, ihn zu verleugnen, oder auch nur zu verhüllen. Im erstern aber können gewisse Rücksichten, die sie vorher genommen, Zuredungen Anderer, oder auch blos unter-

terdessen geschehener Vorgang Anderer, sie bestimmt haben, ihrer eigentlichen Denkart gerade entgegen zu handeln. Wenn wir also Gelegenheit haben, Personen, um deren Kentnis es uns sehr zu thun ist, bei einer einzigen Handlung, die sie, ohne erst weitläuftig darüber mit sich Uebereinkunft treffen zu können, ausüben müssen, zu beobachten: so vertritt diese oft die Stelle hundert Anderer. Und, wenn wir sie oft bei solchen Handlungen beobachten können: so wird unsere Kentnis von ihrem Karakter vollkommen untrüglich werden. — —

Scheint nun nach diesem Allen die Menschenkentnis nicht mehr so leicht, als sie gemeiniglich gehalten wird, und sollen wir doch über Keinen urtheilen, ohne ihn wirklich zu kennen: so müssen wir die Sucht, über Andere zu urtheilen, wenn sie sich in uns regt, beherrschen. Zur Sucht wird das Beurtheilen aber alsdann, wenn man über Jeden ohne Unterschied urtheilen will. Wie ist es da anders möglich, als daß man lauter oberflächliche, d. h., ungegründete, und häufig die lieblosesten Urtheile fälle! Wir haben genug daran zu thun, wenn wir einige Menschen wahrhaftig kennen lernen wollen, und wollten uns die Mine geben, als kennten wir die ganze Welt auf den ersten Anblick? O ihr Armen, die ihr euch mit Reichthum an Menschenkentnis brüstet, ihr kennet im Grunde gar keinen Menschen — euch selbst nicht einmahl. Wie weiser thätet ihr, wenn ihr die Zeit, welche ihr anwendet, unreife Urtheile über ieden Andern, der euch in den Weg kommt, zu fällen, lieber darauf verwendetet,

euch selbst erst kennen zu lernen! So aber könnet ihr über euch selbst noch nicht einmahl richtig urtheilen, und wollet doch Andere — alle Andere beurtheilen?

Mus uns aber Viel daran liegen, dieienigen Menschen, mit denen wir in genauer Verbindung leben sollen, genau zu kennen, so lasset uns auch auf die angezeigte Art dabei zu Werke gehen! Lasset uns Alles zusammennehmen, wodurch sich Menschen einander ofenbaren, ihre Geberden, Worte und Werke! Stimmen diese alle überein, so steht ihr Herz vor uns da, wie es wirklich ist.

Und dann, dann wollen wir uns recht innig freuen, so oft wir einen wahrhaftigguten Menschen mehr kennen lernen. Wir wollen gern in genauerer Geselschaft mit ihm leben; wir wollen traut mit ihm iener Welt entgegenwandeln. Und — glückt es uns, mit Vielen dergleichen zu leben, so wollen wir in ihrem Umgange schon das Bild des Himmels finden, wo uns einst unsere Menschenkentnis nichts, als Freude, machen wird.

Nur lasset uns auch von Keinem, um ihn für gut zu erkennen, zu Viel fordern — es ist ia die Rede von Menschenkentnis, aber nicht von Engelkentnis.

XXXVI.

Ueber die Verschidenheit des Berufs-segens.

Am 5. Sonnt. nach Trinit.

Ueber Luc. V. V. 5.

Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als dis geschah, fing man eine grosse Menge Fische.

Gütiger Vater, unser bürgerlicher Beruf ist der Kreis unserer Arbeiten nicht nur, sondern auch deines Segens. Ja, ia, du segnest uns Alle darin; nur den Einen von uns früher, den Andern später, und Keinen immer auf gleiche Art und Weise. Im Ganzen aber gibt Jedem dein Segen volle Genüge. So wollen wir nur immer eifrig das Unsrige thun und dabei auf deine Güte hoffen. — —

Meine Brüder. „Jesus setzte sich, schreibt Lukas und lehrete das Volk aus dem Schiffe. Als er aufgehört hatte, zu reden, sprach er zu Simon — Fahret auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut.“ O hätte uns doch Lukas die schöne Schifspredigt aufbewahrt, wie Matthäus die schöne Bergpredigt! An ihrer Statt aber erzählt er uns weitläuftig den darauf gethanen Fischzug; vermuthlich, um uns zu erzählen, wie Jesus zu vier Aposteln auf einmahl gekommen sei, und wie diese durch Gutmüthigkeit, Fleis und Zutrauen zu ihm sich in seinen Augen dazu geschickt und würdig gezeigt hätten.

„Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen“ — das heisst nicht, ich wills zwar thun, aber du wirst sehen, es ist vergeblich — sondern, wenn wir auch die ganze Nacht hindurch nichts geschafft haben, so will ich doch noch einen Versuch machen, weil

Du es sagst. Man erinnere sich hierbei, daß Jesus vorher auf dem Schiffe des Petrus selbst seine Rede gehalten hatte, und daß also das Wort Jesu — fahre auf die Höhe u. s. w. — nicht an sich selbst, sondern darum so viel Kraft auf den Petrus hatte, weil dieser seine Rede vorher mit angehört hatte.

Da ward nun der letzte Versuch für alle vorigen ganz überschwenglich belohnt. Eine Art von Wunder würde es gewesen sein, wenn ein solcher Vorgang unter solchen Umständen auf solche Menschen nicht wie ein Wunder gewirkt hätte. Jesus ward hiervon kaum überzeugt, so machte er das ietzt Geschehene zum Bilde ihrer künftigen Bestimmung. „Von nun an sollet ihr aus Fischern Menschenfischer werden.“ Daß weder Petrus, noch Andreas, weder Johannes, noch Jakobus damals wusten, was er damit sagen wolle, versteht sich von selbst; genug aber, sie verliessen alle ihre Fischernetze und folgten ihm nach.

Jesus verglich auch zu anderer Zeit das Reich Gottes oder die christliche Kirche mit einem Netze, da dann die Lehrer die Fischer waren. So verglich er auch die Kirche mit einem Weinberge, mit einem Schafstalle, mit einem Erndtefelde, und stellte die Lehrer als Winzer, als Hirten und als Schnitter vor.

Die Apostel, wenn sie auch bei seinem Leben diese Bilder nicht verstanden, verstanden sie doch nach seinem Tode ganz. Besonders mögen die vier von ihnen, welche er hier vor Allen zuerst berief, an den reichlichen Fischzug, welchen sie bei der Gelegenheit machten, oft zurückgedacht und darin ein Bild von dem nachherigen

reichen Segen ihres Lehreramts erblickt haben. Anfangs gebrach es ihnen auch an diesem Segen; ia, bei seinem Leben schien die Schuld hiervon nicht weniger an ihnen selbst, als an den Umständen, zu liegen. Kaum aber hatte er die Predigt am Kreutze gehalten, welche die Bergpredigt und die Schifpredigt noch weit hinter sich zurücklies — kaum war er auf seine Lehre so schön gestorben, so ward ihnen, als riefe er abermals und im erhabeneren Verstande — Fahret auf die Höhe — gehet hin in alle Welt und lehret — sie fingen ihr Lehreramt mit vollem Eifer an zu betreiben und betrieben es mit ganz unerwartetem Segen.

Von dieser Seite betrachtet ist nun freilich die Erzählung von dem Fischzuge des Petrus keine Erzählung für uns; liegt aber nicht doch der allgemeine Gedanke darin — oft erst Arbeit ohne allen Segen, und dann die gesegneteste Arbeit...? Welch ein Bild eures Lebens auch, ihr wackern Berufs- und Geschäftsleute allzumahl! O vereiniget euch und lasset uns iezt über die Verschidenheit des göttlichen Berufssegens nachdenken und dann die wichtigsten Folgerungen daraus für uns Alle machen! — —

Unter Beruf verstehen wir eine gewisse, bestimmte Art von Anwendung unserer Kräfte, von Arbeiten und Geschäften, durch die wir unsern Unterhalt haben und der Geselschaft nützlich werden. Unter Berufssegen ist also nichts Anderes zu verstehen, als die Einträglichkeit, welche selbige für uns und für die Geselschaft abwirft. Der Berufssegen ist mithin eine Fol-

ge

ge der Abwartung unseres Berufs, und, so wahr es ist, daß aus einerlei Ursachen einerlei Wirkungen fliessen, wenn nehmlich nichts dazwischen kommt, so wahr mus es auch sein, daß auf treue Abwartung unseres Berufs reicher Berufssegen erfolgen müsse, wenn nichts dazwischen kommt.

Was soll man also von den Klagen derer halten, welche immer ohne Segen zu arbeiten vorgeben? Bleibt der Arbeitssegen aus, so mus etwas dazwischen kommen; sollte denn nun aber für irgend einen Menschen immer etwas dazwischen kommen, daß der Arbeitssegen auf seine Arbeit ausbliebe? Das könnte ia doch ohne Wunder nicht geschehen. Und — ein Wunder sollte geschehen, um die Arbeitsamen zu verwirren? Höre du, der du auf solche Weise klagst, dich nehmen wir mit Recht in Verdacht, daß du selbst an deinen Klagen Schuld seist.

M. Br. Dis ist kein hartes, sondern ein gerechtes Urtheil, das die alltägliche Erfarung zu Gottes Ehren bestätigt. Es gibt sogar förmliche Müssiggänger, die über Mangel an Segen klagen. Diese denken sich unter Gottes Segen nichts Anderes, als daß sie von den Raben gespeiset werden müsten, wie einst Elias. Die Raben aber bleiben aus, und so glauben sie, Gottes Segen bleibe aus. Es ist hier nicht die Rede von denen, welche Schändlichkeiten, wie Wucher und Verführung, zu ihrem Berufe erwählt haben — wenn diese über Verfall ihrer Nahrung, oder in ihrer Sprache zu reden, über Mangel an Gottes Segen, klagen, o wohl, dreimahl wohl der Gesel-

schaft,

schaft, welche diese Nichtswürdigen zu ihren Gliedern haben mus! Auch ist hier nicht die Rede von solchen Menschen, welche sich zu Thorheiten, Gaukeleien und Narrenstreichen berufen fühlen. Heil auch ieder bürgerlichen Gesellschaft, in der es diesen dergestalt an ihrem sogenannten Segen Gottes fehlt, daß sie betteln müssen! Nein, von denen reden wir, welche Frömmelei für Arbeit halten, und dafür gesegnet sein wollen; von denen, welche blos ihr geerbtes Geld zählen und durch widrige Umstände um ein Tausend nach dem andern kommen; von denen, welche sich Andere halten, die für sie arbeiten sollen, und die bei ihrem ewigen Herumlaufen nicht einmahl gewahr werden, daß diese so wenig thun, wie sie. Ist es nicht halbe Raserei, Arbeitssegen zu erwarten, wo keine Arbeit ist? Saget doch nur, was soll der segnende Gott da segnen?

Noch weit mehr Menschen arbeiten zwar und betreiben ihren Beruf, aber nur halb. Wenn diese nun über Aussenbleiben des reichlichen Berufs- und Arbeitssegens klagen, verdienen sie auch wohl, daß einer ihrer Mitbürger darauf höre? Welch ein Wesen von Zerstreuung und Vergnügung wird von den eigentlich arbeitenden Ständen in unsern Tagen betrieben! Die sogenannten Landstädte mögen noch frei davon sein; aber wo ist eine Mittelstadt, in der die Sache nicht übertrieben würde? Einen Tag um den andern glaubt man sich belustigen zu müssen; so ist die Hälfte von Gottes Wochensegen schon verlohren. Aber auch heute, da man arbeitet, hat man den Kopf

schon

schon voll vom morgenden Vergnügen, und so ist auch heute die Hälfte von Gottes Tagssegen sogar verlohren. Und da will man sich beschweren, daß die Zeiten iezt schlechter wären, als die Zeiten der Vorfaren? Nein, die Vorfaren waren besser. Die Menschen machen die Zeiten, nicht aber die Zeiten die Menschen — wenn nehmlich von Berufs- und Arbeitssegen die Rede ist. Ganze Arbeit segnet Gott ganz; halbe kann er nur halb segnen.

Was soll man nun vollends von solchen Leuten sagen, die über Berufssegen klagen und ihren Beruf nicht einmahl verstehen? Kann denn Gott wohl ihre Arbeiten segnen, wenn sie sie nicht einmahl recht anzufangen, noch weniger recht fortzusetzen wissen? Es ist unglaublich, wie die Zahl solcher Menschen in unsern Tagen zunehme. Der Lehrbursche besieht sich iezt schon blos als künftigen Meister, und der Schüler als künftigen Lehrer, vergisst darüber, daß er noch Lehrbursche und Schüler sei, lernt also nichts Rechts und wird hernach ein Stümper und bleibt Zeit seines Lebens ein Stümper. Nun — du Stümper, so is auch Stümperbrodt und nimm damit vorlieb! Klage dann nicht, daß Gottes Segen nicht mehr so reichlich ausfalle, als bei der Vorwelt; die Vorwelt benutzte die Lehrjahre besser, lernte mehr und hatte dadurch mehr Segen Gottes.

Ist es aber gar der Fall, daß man in seinem Berufe vorsäzlich schlecht arbeitet und die bürgerliche Gesellschaft mit seinen Arbeiten betrügt, so schäme man sich, über Mangel an Gottes Segen zu klagen. Den

Be-

Betrüger will und kann Gott nicht segnen. Menschen solcher Art erreichen ihren Zweck bei Jedem, für den sie arbeiten, nur einmahl; die von ihnen Betrogenen, wenn sie auch schweigen, merken sichs und kommen nicht wieder. Ist es Wunder, wenn sie am Ende von aller Kundschaft verlassen da stehen? — — Ihr Alle, die ihr auf die eine oder die andere der ietzt angeführten Arten ungerechter Weise über Mangel an Gottes Segen klaget, sehet unsere fleissigen, geschickten und redlichen Arbeiter an; ist wohl Einer unter ihnen, der immer ohne Segen bliebe? Arbeiten sie nicht vielmehr Alle mit vielem Segen?

Dis aber ist wahr, daß manchem Menschen Alles gelingt, was er anfängt; dahingegen zehen Andere einen Versuch gegen den andern vertauschen, um nur etwas für sich zu leisten. Wenn ihrer zwei ungleich arbeiten, so ist die Verschidenheit ihres Segens auf der Stelle erklärt; nun nehmet aber zwei Menschen, die einerlei Geschäft betreiben, die gleiche Geschicklichkeit dazu besitzen, die gleichen Fleis dabei ausüben und mit gleicher Redlichkeit ihre Mitbürger behandeln — ist es nicht auffallend, wenn da der Eine in derselben Masse gesegnet arbeitet, in welcher für den Andern der Segen ausbleibt, und wenn Jenem das Geschäft gelingt, diesem aber mislingt? Gehet aber alle Stände durch; ihr werdet finden, daß dis sehr häufig der Fall sei. Ja, noch sonderbarer äusert sich diese Segensverschidenheit oft an einem und demselben Menschen. Heute unternehmen wir etwas und es geht auf das beste von statten; zu einer andern Zeit unternehmen

wir

wir es wieder, und zwar mit demselben Eifer, mit derselben Vorsichtigkeit, aber es schlägt fehl. Woher dis anders, als von der Verschidenheit der Umstände, unter welchen wir arbeiten? Alle menschliche Weisheit reicht nicht hin, über diese zu gebieten. Wir können sie weder schaffen, noch festhalten, noch vernichten; Alles, was wir thun können, ist, daß wir uns in sie schicken und sie klug benutzen. Es ist nicht genug, daß wir keine ungünstigen sehen; sie können im Verborgenen da sein und uns entgegenwirken. Es ist nicht genug, daß wir günstige erblicken; sie sind wandelbar und können während der Arbeit aufhören, oder gar in Hindernisse übergehen. Weit entfernt, daß diese Vorstellungen die göttlichen Einflüsse auf uns aufheben sollten; sie bestätigen selbige vielmehr. Gott ist der Regierer der Umstände, und so ist er auch der Gott des Segens für uns.

Wie wir nun Segensverschidenheit bei einzelnen Geschäften finden, so finden wir sie auch bei der gesamten Geschäftigkeit der Menschen. Mancher wird frühzeitig bei seinen Arbeiten sehr reichlich gesegnet und macht sein Glück im Kurzen. Ein Anderer hingegen kann sich mit aller seiner rechtschaffensten Thätigkeit erst nicht in die Höhe bringen und mus sich lange mässig behelfen. Diese Verzögerung des Segens pflegt auf die, welche sie trift, verschiedene Eindrücke zu machen. Viele werden dadurch nidergeschlagen, verlieren allen Muth und Trieb zur Arbeit und bringen sich so selbst um den Segen, der ihnen endlich doch zu Theile geworden wäre. Andere werden dadurch noch thätiger,

käm-

kämpfen mit ihrem Schicksale und dauern aus im Kampfe, und — die Stunde schlägt, die ihnen Alles einbringt und ihr treues Harren hoch belohnt. Man erwiedere nicht — ia, das ists eben, daß nun die Stunde schlägt; — hätten sie doch aber nicht fortgearbeitet, so hätte die Stunde vergeblich geschlagen. Was hätte es denn geholfen, daß endlich eine so grosse Menge Fische für den Petrus beisammen war, wenn Petrus nicht noch einmahl auf die Höhe gefaren wäre?

Uebrigens wirft diese Segensverschidenheit auf das Bild, welches wir uns von Gott machen, keinen nachtheiligen Schatten. Wir sehen ia, daß überall in Gottes Werken und Anstalten Verschidenheit angetroffen werde, und wissen darüber recht gut seine Weisheit und Güte zu rechtfertigen; warum sollte sie uns denn allein bei seiner Segensvertheilung anstössig sein? Ist sie hierbei nicht sogar unvermeidlich? Gott ist Regirer der Umstände, auf welchen Segen und Nichtsegen, viel Segen und wenig Segen beruhet, das ist wahr; aber das heisst nicht — er schiebt durch seine Allgewalt Umstände in den Zusammenhang der Dinge hinein, die nicht natürlich aus ihm fliessen, oder Umstände aus selbigem heraus, die natürlich aus ihm folgen. Was würde aus der Welt und aus unserem Leben, wenn Gott so thäte? Auch haben wir uns ia überzeugt, daß, wenn wirklich sein Segen immer ausbliebe, der Mensch, welcher hierüber Klage führt, selbst daran Schuld sein müste. Der geschickte, der fleissige, der redliche Arbeiter hat im Ganzen immer

Segen genug, und das Segensmaas sowohl, als die Segenszeit, werden von derselben Weisheit und Güte, welche uns zur Glückseligkeit schuf, für Jeden von uns auch gewis so bestimmt worden sein, wie es zu seinem wahren Heile gereicht. Lasset uns also an der Segensverschidenheit keinen Anstos nehmen, sondern vielmehr die wichtigsten Lehren für uns daraus ableiten! — —

Liebet alle euren Beruf, in dem ihr einmahl seid. Seid gern darin und wünschet euch nicht aus ihm heraus und in einen andern. In iedem findet ihr dieselbe Segensverschidenheit, und ihr treffet keinen an, worin es euch immer nach Wunsche gehen könnte. Bei Beurtheilung der Vorzüge, welche ein anderer Stand vor dem unsrigen habe, sehen wir nur immer auf die, welche vorzüglich in selbigem gesegnet sind; gibt es denn dergleichen nicht auch in dem unsrigen? Richteten wir doch lieber unsere Blicke auf ihn überhaupt, so würden wir gewahr werden, daß es mit dem Einen, wie mit dem Andern, sei. Sorget nur Alle für Segensempfänglichkeit auf eurer Seite; wie der Segen dann kommen soll, so wird er kommen. Lernet euren Beruf immer besser und bleibet in seiner Erkentnis nicht stehen; fahret vielmehr fort, über ihn nachzudenken. Nachdenken wird euch ihn noch immer vollkommener betreiben lehren. Besonders sehet darauf, daß ihr mit dem Geiste des Zeitalters fortgehet. Hieron liegt es nur gar zu oft, daß der Segen, den man geniesst, fortdauernd sei. Betrachtet Viele unserer Alten in allen Ständen, wie kümmerlich es ihnen gehe, oder, wenn auch dis nicht ist, wie wenig Nutzen

sie

sie noch der Gesellschaft stiften. Es ist nicht Mangel an Arbeitskräften, der sie drückt und unnütz macht, es ist Trägheit, oder Stolz, oder Eigensinn, sich nach dem neueren Geschmack zu richten. Aehnliche Alte, die auch nicht mehr Kräfte haben, wie sie, die aber diese Klugheit ausüben, befinden sich in guten Umständen und stiften Nutzen, wie in der Jugend. Die Welt richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach der Welt richten. Habet aber nicht nur Berufskentnis, sondern auch Berufsfleis; gehet nicht blos in iener, sondern auch in diesem, fort. Die Mehresten von euch leben von ihrem Berufe; wie nun die Arbeit, so der Lohn, und wer im Segen säet, der hat wenigstens die gerechteste Anwartschaft dazu, auch im Segen zu erndten. Aber auch dieienigen, welche des Segens für sich nicht bedürfen, sondern ihn ganz an die Gesellschaft hingeben, müssen es sich zur Pflicht machen, ihren Beruf auf das eifrigste zu betreiben, damit die Gesellschaft noch immer mehr durch sie gesegnet werde. Der grösseste Theil unseres Lebens mus unsern Geschäften gewidmet sein, nicht unsern Vergnügungen. Diese sollen wir nur geniessen, um uns von vollbrachten Arbeiten zu erholen und zu neubevorstehenden Arbeiten uns zu stärken. Wie sollten wir also mehr ruhen, als arbeiten wollen? So verkehrten wir ia offenbar unsere Bestimmung und machten das Mittel zum Zweck. Aber auch nur solche Vergnügungen müssen wir geniessen, welche uns wirklich stärken, und nicht statt dessen uns vielmehr herabspannen und zu bevorstehenden Geschäften untüchtig, oder doch un-

aufgelegt, machen. Wie zweckwidrig sind doch iene wilden und rasenden Vergnügungen, nach welchen man sich ganz erschöpft fühlt! Ist es nicht der ärgste Widerspruch, eine solche Art von Ruhe und Erholung zu wählen, von der man sich hernach auch wieder erst ausruhen und erholen mus? Gott, welch einen widrigen Anblick reichen iene Wüstlinge Tags darauf, wenn sie gebrauset und geschwärmt haben! Sollte man sie nicht für Leute ansehen, die eben erst von einem harten Krankenlager wieder aufgestanden wären? Wie liebenswürdig sticht gegen sie der Weise und der Mässige ab, der ein sanftes Vergnügen genos, ersättlich darin war und zu rechter Zeit aufhörte — wenn man ihm nach dem Genusse begegnet! Er hat zugleich das süsse Bewustsein, daß er sich nicht durch seine genossene Freude um den Segen des folgenden Tages brachte. Sind Vergnügungen vollends so kostbar, daß sie an einem Tage den Segen einer ganzen Woche verzehren: so müssen wir uns vor uns selbst und vor den Unsrigen schämen, daß wir Theil an ihnen nähmen; sie sind durchaus keine Vergnügungen für uns. O so lebet und webet doch Alle nicht in Zerstreuungen und Lustbarkeiten, sondern in Berufs- und Arbeitsfleis! Jesus wählte aus den Berufsfleissigen seine Apostel. Fleis war nicht nur die unterste Grundlage zu einem rechten Apostel, sondern er machte auch den Schlus, daß Männer, welche eine ganze Nacht hindurch im Wasser arbeiten könnten, auch Wind und Wetter bei ihren Amtsreisen einst und überhaupt alle Mühseligkeiten des Apostellebens nicht scheuen würden. Und so

gilt auch noch auf den heutigen Tag der Schlus von Thätigkeit im Beruf auf Thätigkeit im Christenthum. Unsere Berufspflichten gehören nicht *nur* an sich schon zu den Christenpflichten; sondern wer sich einmahl an Treue in Erfüllung einiger Pflichten gewöhnt und sich dabei glücklich fühlt, der strebt auch gewis nach Treue in allen seinen Pflichten, um sich dadurch ganz selig zu fühlen.

Werdet ihr dann in Betreibung eures Berufs mehr gesegnet, als Andere, werdet ihr schneller gesegnet, als sie: so hütet euch davor, daß dis nicht *falsche* Eindrücke auf euch mache. Denket ia nicht — „das muste wohl so kommen; meine vorzüglichen Einsichten, Eigenschaften und Verdienste musten auch vorzüglich belohnt werden.“ Erinnert euch desienigen Eindrucks, welchen der unerwartetreiche Fischzug auf den Petrus machte — „Herr, verlas mich, ich bin ein sündiger Mensch und verdiene weder diesen Segen, noch deine Gegenwart“ — und findet diese Sprache wenigstens viel wackerer, als iene. Wenn auch eine gute Kentnis eures Berufs und die unermüdete Anwendung derselben die Grundlagen eures besondern Segens sind, so wisset ihr ia nun doch, daß aller Segen auf Umständen beruhe, daß ihr diese nicht schaffen oder leiten könnet, daß Gott allein sie regire und es also eigentlich sei, der euch segne. Wenn ihr also etwas glücklich vollbracht habet, so denket zuerst an ienes Wort der frommen Vorwelt — „wenn der Herr am Hause nicht mitbauet, so arbeiten Alle umsonst, die daran bauen“ — und schlaget mit der Kraft dieses Worts

allen Eigendunkel nider, der sich in euch regen wollte. Freuet euch zwar im Stillen eures Fleisses; für den Segen desselben aber preiset den, von welchem alle gute Gaben herabkommen, in Demuth eures Herzens.

Ebenso sprechet auch nicht Andern, die geringer oder später gesegnet werden, als ihr, deshalb gleich Geschicklichkeit und Betriebsamkeit ab. Denket nicht — „sie müssen das Ihrige nicht so gelernt haben, wie wir das Unsrige; sie müssen bei ihren Geschäften nicht so klug und unverdrossen zu Werke gehen, wie wir; sonst würde es ihnen doch wohl eben so glücken, wie uns?“ Das folgt ia gar nicht, sobald Arbeitsglück, wie alles Glück, am Ende doch immer auf Umständen beruhet. Vieleicht sind unter euren weniger gesegneten Mitbürgern Leute genug, die euch an Fleis nichts nachgeben und an Kentnissen euch noch übertreffen. So ist es ihnen ia schon Demüthigung genug, daß sie das Schicksal durch seine Begünstigungen unter euch stellt; demüthiget sie nicht dadurch noch mehr, daß ihr auch sogar ihren Verdiensten nicht einmal Gerechtigkeit wiederfaren lassen wolltet. Schätzet sie vielmehr als Leute eures Standes werth und leget in ihrer Gegenwart gern das Geständnis ab, daß Zeit und Gelegenheit euch besonders begünstigt hätten. So wird es wenigstens nie dazu kommen, daß man euch dis Geständnis abnöthige; ihr werdet euren vorzüglichen Berufssegen unbeneideter geniessen und nie Gefar laufen, daß man euch, wenn es etwa um eure Einsichten und Verdienste wirklich nicht so ganz gehörig stände, hieran

erin-

erinnerte und von einer gewissen Obervormundschaft des Zufalls zu euch spräche.

Glaubet aber auch nicht, daß grosser Berufssegen euch den Beruf gebe, ihn zu misbrauchen. Seid versichert, daß dis der nächste Weg sein würde, euch um ihn zu bringen. Sehet doch nur um euch — waren nicht Viele ehemals bei geringerem Segen wohlhabender, als sie nun nach grösserem sind? Woher dis anders, als daher, daß sie sonst, da sie sahen, daß es nicht anders sein könne, sich einrichteten und einfach bürgerlich lebten, daß sie nun aber glaubten, die reiche Quelle, aus der sie schöpften, sei unter allen Quellen die Einzige, welche nicht zu erschöpfen sei, und sich also einer Lebensart weit über ihren Stand ergaben, durch die sie nun bei grösserem Segen ärmer sind, als ehemals bei geringerem? Gesetzt aber auch, der Berufssegen wäre so gros, daß er wirklich hinreichte, dem durch ihn eingetretenen Hange zur Verschwendung fortwährend Genüge zu leisten, gäbe euch ihn dazu wohl die gegen euch so besonders gütige Vorsehung? Wäre eine solche Anwendung desselben nicht unverzeihlicher Undank von eurer Seite gegen Gott? Wüchse euer Undank nicht gleichsam in der Masse, wie Gottes Güte gegen euch wüchse? Geniessen, herzlich geniessen sollet ihr Gottes reichen Segen, aber nicht üppig ihn geniessen. Wer wollte aus Gottes Segen Fluch für sich machen! Nein, segnen sollen wir wieder Andere mit dem empfangenen Segen. Zuförderst, unsere Kinder und Nachkommen, daß wir ihnen eine edle Erziehung geben, die mehr werth ist, als alles Geld und Gut, und

die zu künftigem Segen Gottes für sie den wahren Grund legt; und daß wir ihnen auch gern einen Theil unseres erhaltenen Segens nachlassen, weil das Schicksal mit seinen Segnungen in einer und derselben Familie mehrentheils abwechselt. Segnen sollen wir ferner unsere Verwandten, besonders, wenn wir offenbar sehen, daß es ihnen gebreche. Mus denn Gott, wenn er einen ganzen kleinen Kreis von Menschen, die durch Bande der Natur und der Freundschaft verbunden sind, segnen will, mit eigener Hand die Segenssumme so unter sie vertheilen, daß Jeder davon seine gehörige Portion erhalte? Es sind ia Menschen, die er segnen will, verwandte Menschen; wär's denn da nicht genug, wenn er die ganze Segenssumme an Einen von ihnen gäbe? Müste er sich nicht darauf verlassen können, daß sie nun alle zusammen gesegnet wären? Müste der, dem er das Ganze in die Hände gibt, sichs nicht zur besondern Ehre anrechnen, zum Vertheiler an den gesamten Kreis von ihm erkoren zu sein, und diese Ehre nun recht zu verdienen suchen? O ihr, die ihr verarmte Geschwister und Geschwisterkinder und andere nahe Verwandte durch Blut oder Schwägerschaft in auf- und in absteigender Linie Noth leiden lassen könnet, ob euch Gott gleich genug dazu gab, ihre Thränen zu stillen, über euch wird ein unbarmherziges Gericht ergehen, weil ihr solche Barmherzigkeit nicht geübt habet, zu der ihr noch mehr, als blos im Allgemeinen, verpflichtet waret. Stellet euch, wenn ihr unnützen Aufwand machet, an ihre Stelle, wie ihnen werden möge, so oft sie hiervon hören — sie, die unterdes-

terdessen, daß ihr prasset, vieleicht das Kleid, worin sie sonst zur Kirche gingen, oder gar das letzte Küssen, worauf sie seither ihr Haupt noch legten, versetzen oder verkaufen müssen, um sich nur den Hunger zu stillen. . . . Segnen sollen wir mit dem Ueberflusse, welchen uns unser Beruf schenkt, auch Verunglückte, die von unserem Beruf und Stande sind. Es ist ia Segen, durch eine und dieselben Geschäfte erlangt; wer könnte ausser unsern Verwandten nähere Ansprüche auf unsere Unterstützung haben, als Menschen, die bei Betreibung dieser Geschäfte der Segen verlies? Strenge Untersuchung iederzeit darüber, warum sie der Segen verlies, kleidet alsdann den Menschenfreund nicht. — Reicht unser Berufssegen noch weiter zum Wohlthun, so lasset uns damit segnen, wen wir können. Mit welch einer seligeren Gemüthsstimmung werden wir dann einst den Tag, an dessen Abend aller irdische Segen für uns ein Ende hat, verleben, als diejenigen, die die Fülle ihres Erwerbs nur verschwelgten!

Machet endlich auch nicht Stillstand in eurem Berufe, wenn ihr schnell vorzüglich darin gesegnet werdet. Es klingt schon an sich widernatürlich, wenn es heisst, daß sich iunge Leute, oder doch Leute noch in ihren besten Jahren, zur Ruhe gesetzt hätten. Das ist doch wohl zu früh; und wovon will man denn eigentlich schon auf seine ganze noch übrige lange Lebenszeit ausruhen? Mehrentheils werden auch die, welche sich so zeitig zur Ruhe setzen, in dieser Ruhe sich selbst zur Last, oder verfallen auf thörichte Streiche, an deren Statt sie doch

lieber fortgearbeitet haben möchten, als daß sie sich durch sie verächtlich oder zum Gelächter machen. Dem Alter gebühret die Ruhe, und vor dem eintretenden Alter berechtigt nur wirkliches Unvermögen zur Ruhe. Sollte auch Gott wohl Arbeitende darum schnell in einem vorzüglichen Grade segnen, daß sie vor der Zeit der Natur zu arbeiten aufhören möchten? Wozu gäbe er ihnen dann noch fortdauernd dasselbe Maas von Kräften? Ja, wen in einer solchen Lage der Schlag rührt, der bekommt auf seine übrigen Tage das Privilegium zum Müssiggange. Sonst aber ist es ia wohl weit vernünftiger, zu glauben, daß Gott, wenn er uns vor Andern früh segnet, uns dadurch auffordern wolle, unsern Beruf fortdauernd mit Eifer zu betreiben. Kann denn einem Arbeiter wohl mehr Lust zur Arbeit gemacht werden, als wenn ihm die ersten Versuche gleich ganz ausserordentlich gelingen? Schlecht gesprochen, wenn man sagt — ich habe nun für mich genug; lebst du denn nur für dich, oder auch für die Gesellschaft? Hast du nicht in dieser deinen Beruf betrieben? Hat dir Gott nicht durch sie zu deinem Berufssegen verholfen? O so schäme dich als Müssiggänger zu leben, und wenn du in einem Segen sässest, der auf Jahrhunderte zureichte! Habe Menschensinn für die ungewöhnlichere Art, nützlich zu werden, die dir nun freigelassen ist; du kannst nicht nur Andern dienen, du brauchst es auch mit der Bezahlung dafür nicht so genau zu nehmen — ia, du kannst Armen unentgeldlich dienen. Nun, so arbeitet, ihr Glücklichen, so lange ihr könnet, und haltets für die schönste unter allen Segnun-

gen eures Berufs, wenn ihr einst — im Berufe arbeitend noch sterbet. — —

Werdet ihr aber, m. Br., in Betreibung eures Berufs weniger gesegnet, als Andere, bleibt der reichere Segen lange aus: so wachet ia auch dann über euer Herz. Wehret an euch dem Brodt- und Nahrungsneide, der in der bürgerlichen Gesellschaft so herrschend ist. Ihr wisset den Einflus der Umstände auf alles menschliche Vornehmen; seid ihr euch also bewust, daß ihr mit Geschicklichkeit und Emsigkeit eure Geschäfte betreibet: so denket, daß Gott die Umstände regire, und seid aus Religion zufriden mit dem Segensmasse, das euch bei euren Geschäften zu Theile wird. Durch Neid bekommet ihr nicht Mehr, sondern Weniger; ihr werdet dadurch wirklich ärmer, als ihr seid. Machet euch weder boshafte, noch abergläubische Erklärungen von dem blühenderen Wohlstande eurer Berufsgenossen; machet sie nicht, und wenn ihr ihnen auch an Fleis die Wage hieltet und an Einsichten sie noch überwöget. Sprechet nicht — dieser hat anvertrautes Gut abgeleugnet — iener erschleicht seinen bessern Gewinn. Sprechet noch weniger — der da hat einen Heckthaler — der dort hat den Kobold. Durch die erstere Sprache machtet ihr eurem Herzen, durch die letztere sogar eurem Kopfe Schande. Sprechet — dieser und iener, der da und der dort haben — mehr Glück, als ich. Werdet aber auch nicht las in eurem Berufe; arbeitet fort, noch eifriger fort, im Vertrauen auf Gott fort. Euer Wahlspruch sei immer von neuem — Herr, auf dein Wort will ich von

neuem einen Versuch machen — dis war dein Wort“ gehet hin in meinen Weinberg, was recht sein wird, soll euch werden.“ Ausdauernder Fleis, eiserne Geduld bei Verzögerung günstiger Umstände vermögen Alles. Endlich wendet sich das Schicksal und der Segen strömt in reicher Masse. Je schwerer es dann geworden ist, in eine glückliche Lage zu kommen, desto sanfter ist sie, desto mehr weis man sie zu schätzen. Im ganzen Berufsleben geht nichts über den Hinblick eines Rechtschaffenen auf seinen Wohlstand, zu dem er sich tief aus dem Staube durch eine lange Reihe von Jahren nach und nach hervorgearbeitet hat. — —

O möchten diese Betrachtungen uns insgesamt in Berufsfleis und Berufssegenserwartung gestärkt haben! Gehet Alle hin und arbeitet wacker und unermüdet; es wird einem Jedem werden, was recht ist — so viel Gott will und so viel zu seinem Besten gereicht. Ins Feld, ins Feld heute, m. Br., um den segnenden Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen! Da, da, auf unsern Aeckern, ist auch wacker gearbeitet worden — o wie ladet uns der Anblick der künftigen reichen Ausbeute der Landleute zum Vertrauen auf Gott bei Arbeit und Unverdrossenheit in allen übrigen bürgerlichen Geschäften ein! Brodt ist der erste Artickel des gesellschaftlichen Lebens; Brodtsegen wirkt Segen überall. So leget da, mitten im Felde, die Hand auf euer Herz und sprechet — Herr, auf dein Wort, auf das Wort, das du durch die Natur und ihre Erndte, die sie uns zeigt, zu uns sprichst, wollen wir auch Jeder in unserem Berufe, er sei, welcher er sei, unermüdet thätig sein.

Meine Lieben — macht der Segen des Herrn Manchen ohne Mühe reich, so wird er auch gewis Keinen mit Mühe blutarm lassen.

XXXVII. Ab-

XXXVII.

Abwesenheit grober Ausbrüche der Leidenschaften verbürgt die Tugend nicht.

Am 6. Sonnt. nach Trinit.

Ueber Matth. V. V. 20.

Es sei dann eure Gerechtigkeit besser, als die der Pharisäer — sonst werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.

XXXVII.

Meine Brüder. Der Hauptsatz in iener vortreflichen Bergrede Jesu war — daß Niemand, um dessen Tugend es nicht besser stehe, als um die Tugend der Pharisäer, sich unter die Tugendhaften zu zählen habe. Dis drückte er mit den Worten aus — „Es sei dann eure Gerechtigkeit besser, als die pharisäische, sonst werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“

Es gibt nehmlich eine doppelte Scheintugend. Die Eine besteht darin, wenn man das Gute zwar thut, aber nur, um von den Leuten gesehen zu werden, d. h. um für besser von ihnen gehalten zu werden, als man wirklich ist. Die Andere — wenn man sich der groben Ausbrüche des Bösen nur enthält, um von den Leuten nicht gesehen, d. h. um für nicht so schlecht gehalten zu werden, als man ist.

Die Pharisäer, oder die eigentlichen Frömmlinge unter den Juden, hatten beide Arten in ihrer Gewalt, und dis machte sie zu Meistern in der Verstellungskunst. Jesus eiferte mit Recht gegen Beide, und zwar gegen die letztere zuerst. Wie diese Heuchler bei ieder Gelegenheit, sogar vor Gott, sich darauf beriefen, daß sie fleissig fasteten und beteten und reichlich Allmosen gäben: so brüsteten sie sich auch damit, daß sie keine Mörder, Ehebrecher,

Räu-

Räuber wären. Und so hatten sie ihrer Meinung nach das Gesetz des Moses buchstäblich erfüllt, in welchem nur stand — du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen. Jesus aber trug eine vollkommenere Sittenlehre vor und behauptete geradezu, daß derjenige noch kein guter Mensch sei, der sich blos der groben Ausbrüche des Bösen enthalte; als wozu auch in der That nichts weiter gehört, als daß man nur eine um etwas bessere, als blos thierische, Erziehung erhalten habe.

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ward — du sollst nicht tödten; ich aber sage — du sollst auch keine feindseligen Gesinnungen hegen; denn wer dergleichen gegen einen Andern hegt, der tödtet ihn im Herzen.“ „Ihr habt gehört, daß gesagt ward — du sollst nicht ehebrechen; ich aber sage — du sollst auch keine unzüchtigen Wünsche hegen; denn wer mit dergleichen eines Andern Frau ansieht, der begeht Ehebruch mit ihr im Herzen.“ Nach dieser Art die Gesetze des Moses zu erfüllen, zu welchem Endzwecke Jesus als Lehrer unter seiner Nation auftrat, mus es also auch weiter heissen — Ihr habt gehört, daß gesagt ward — du sollst nicht stehlen; ich aber sage, du sollst auch nicht neiden, denn Neid ist Diebstahl im Herzen. Ihr habt gehört, daß gesagt ward — du sollst kein falsch Zeugnis ablegen; ich aber sage, du sollst auch nicht falsch argwöhnen, denn falscher Argwohn ist falsch Zeugnis im Herzen.

Das, wodurch Jesus in der Sittenlehre weiter ging, als Moses, bestand also darin, daß, wenn dieser

ser blos die groben Ausbrüche der Leidenschaft verbot, Er auf Freiheit von der Leidenschaft selbst bestand. Moses konnte in seinem roheren Zeitalter noch nicht so weit gehen; endlich aber ward es doch nothwendig, daß zur Veredlung der Menschheit Mehr geschähe. Ist es denn nicht an sich schon der sicherste Weg, auch sogar die gröberen Ausbrüche der Leidenschaften wegzuschaffen, wenn man die Leidenschaften selbst wegschafft? Wenn dann doch keine Leidenschaft im Herzen da ist, so kann ia auch keine grob ausbrechen. Umgekehrt aber gilt es nicht — wo keine Leidenschaft grob ausbricht, da ist keine . . . Wer das Böse nicht thun will, der thuts auch gewis nicht; wenn Jemand aber das Böse nicht thut, folgt daraus, daß er es nicht thun möchte? Darin aber besteht die wahre Veredlung des Menschen, daß nicht seine Aussenseite blos, sondern auch sein Inneres, sein Sinn, sein Wille gut sei. Ist das Letztere, so braucht für die gute Aussenseite gar nicht besonders gesorgt zu werden; sie folgt alsdann von selbst daraus und der gute Sinn drückt sich blos in ihr ab.

Die Abwesenheit grober Ausbrüche der Leidenschaften ist also an sich selbst nicht nur die Tugend nicht, sondern verbürgt auch diese nicht einmahl. Es folgt gar nicht, daß da, wo keine Leidenschaft auffallend sichtbar ist, auch keine Leidenschaft wirklich sei. Ein Mensch, der sich keine wilde Aeuserung, die auf der Stelle wider ihn zeugen würde, erlaubt, kann so schlecht sein, als ein Anderer, der in dergleichen oft verfällt; ia, er kann vieleicht noch weit schlechter sein, als dieser. Es

ist sehr wichtig für uns, m. Br., daß wir uns von der Wahrheit dieser Sätze recht überzeugen. — —

Abwesenheit grober leidenschaftlicher Handlungen verbürgt die Tugend nicht — dis heisst also erstlich: ein Mensch ohne dergleichen kann doch eben so schlecht sein, als Einer mit dergleichen; die Leidenschaft, von der die Rede ist, kann in demselben Grade bei ihm, wie bei diesem, hausend und herrschend sein, wenn sie sich auch nicht so ungestüm äusert.

Schon der blosse Mangel an Vermögen zu groben Ausbrüchen ist hinreichend, die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen. Was man im eigentlichen Verstande nicht kann thun, das thut man auch nicht; wünscht man aber darum auch nicht, es thun zu können? Würde man es auch nicht thun, wenn man die Kräfte dazu hätte? Nehmet gleich zuförderst die phisischen, körperlichen Kräfte. Hier ist ein ungestümer, iachzorniger Mensch, der sich auf seine Grösse und Stärke verlassen kann; es vergeht kein Monat, daß man nichts von Schlägereien höre, die er gehabt hat. Dort ist ein kleiner Schwächling — wie lächerlich wäre es, wenn dieser den Raufer machen wollte! Folgt aber daraus, daß der Raufgeist nicht in ihm wohne? Betrachtet ihn doch einmahl genauer. Wird er etwa bei der geringsten Beleidigung scharlachfarben von Gesicht? Funkeln dabei seine Augen? Bewegt sich unwillkürlich die ganze kleine Maschine? Was ist denn das, wenn ihr es an ihm sehet? Daß er nicht zuschlägt, wie iener, ist kein Wunder. Er ist klug genug, sich mit seinem Gegner in Gedanken zu messen,

sieht, daß er den Kürzern gegen ihn ziehen und bald unter seinen Füssen liegen würde, und — verbeisst seinen Ingrimm. Hier ist ein Mensch von sehr festem Nervenbau; er kann ausserordentlich viel hitzige Getränke vertragen und schweift darin bei iedem Gastmahle stadt- und landkundig aus. Da ist ein Anderer, von dem man nie gehört hat, daß er sich im Trunke übernommen. Sobald er so viel zu sich genommen hat, als sich für einen vernünftigen Menschen gehört, widersteht ihm das hitzige Getränk, und es ist ihm unmöglich, Mehr zu geniessen. Wollet ihr daraus schliessen, daß er wirklich keinen Hang zur Unmässigkeit habe? Betrachtet ihn doch auch genauer. Macht er etwa immer neue Versuche, es Unmässigen gleich zu thun? Sieht man ihm den Unwillen darüber an, daß es ihm nicht gelingen will? Nimmt er während des Zechens stärkende Mittel? Wofür erkläret ihr denn dis Alles, wenn ihr es gewahr werdet? Daß er sich wirklich nicht übernimmt, ist kein Wunder; der Widerwille seines Magens behindert ihn daran. Und — wie ist es denn mit unsern Wollüstlingen, wenn sie Greise werden? Glaubet ihr im Ernst, daß die Wollust sie verlassen habe, weil ihr nichts mehr von neuen Befriedigungen derselben höret? O so müsten sie nicht so gern noch der alten sich erinnern und bei ieder Erinnerung daran nicht gleichsam von neuem aufleben. Verschaffet ihnen nur neue Kräfte, so höret ihr von neuen Schändlichkeiten. — Nehmet ferner Gewalt, Einflüsse auf Andere, Ansehen und Macht. Wenn selbige fehlen, zu gewissen wilden Ausbrüchen aber schlech-

terdings nothwendig sind, müssen diese nicht alsdann auch fehlen? Welche Fürchterlichkeiten würde Mancher, der iezt den Gleichgültigen und Grosmüthigen spielt, an seinem Widersacher ausüben, wenn er nur die Mittel dazu in der Hand hätte! Ist denn eben darum nicht so oft die Rede von heimlichen Feinden, die zur Rache zu schwach und zum Verzeihen nicht edel genug sind? — Nehmet auch noch Herzensstärke, Muth, Unternehmungsgeist, Entschlossenheit. Wie viel Unbesonnenheiten von erster Grösse würde dieser und iener Mensch begehen, wenn er etwas weniger Blödigkeit hätte! Ach — und wie viel Selbstmörder dem Vorsatze nach mögen unter uns umhergehen, die es alle schon geworden sein würden, wenn sie nur Herz zur Vollziehung ihres Vorsatzes gehabt hätten!

Wenn es aber auch wirklich nicht am Vermögen zu groben Ausbrüchen der Leidenschaft fehlt, so kann doch blos eine glückliche Unbekantschaft mit ihnen sie verhindern, obgleich die Leidenschaft selbst da ist. Man kann nehmlich auch das nicht thun, was man nicht versteht zu thun. Woher käme es sonst auch wohl, daß mancher Mensch, der anfangs still und ehrbar lebte, sich auf den gehabten ersten Anblick eines bösen Beispiels von gewisser Art so urplötzlich verwandelt, daß er im Kurzen mit Recht zu den Ausschweifendsten gerechnet wird? Der innere Drang zum Laster war längst da; aber er wuste die Bewerkstellungsart desselben und die eigentlichen Handgriffe dabei noch nicht. Nun erfur er sie, und so fällt er mit Ungestüm über die Ausübung her. Der Unterricht von aussen her ist bei wei-

tem

tem der beträchtlichste; und, wie wir auſſer dem Umgange mit der Welt ohne Kentnis mancher Befridigungsart der edelsten Triebe unseres Herzens bleiben: so gelangen wir auch durch den Umgang mit der Welt zu den schädlichsten Einsichten in die Sättigung der unsentehrendsten Begierden. Denket doch hier nur an iene sogenannten stummen und unnatürlichen Sünden. Auf die wenigsten unter ihnen kann der Mensch aus sich kommen, und auch auf die, auf welche er aus sich kommen kann, kommt er nur selten aus sich. Verführung Anderer thut in Ansehung der Letztern das Meiste, und in Ansehung der Erstern einzig und allein Alles. Wie mancher einzelne böse Bube verführte so schon die halbe Jugend einer ganzen Stadt! Wie manche abscheuliche Unzucht würde von unsern deutschen Männern und Frauen nicht getrieben werden, wenn nicht ein viehischer Ausländer sie unter uns gelehret und dadurch aufgebracht hätte! — Denket ferner an iene groben Betrügereien, welche in der bürgerlichen Geselschaft getrieben werden. Jahrhunderte lang hat man an ihnen lernen müssen, ehe man sie zu der Vollkommenheit brachte, welche sie in unsern Tagen erreicht haben. Lernt sie nicht immer ein Schelm vom andern — d. h. wird nicht der, der schon Neigung zum Schelmhandwerke hatte, durch irgend einen Meister darin erst in den Stand gesetzt, sein Meisterstück auch zu liefern? — Ja, denket doch nur an die alles häusliche Glück, allen Geschmack an der Natur und alle feinere Empfindungen zerstörende Spielsucht unseres Zeitalters. Blickte die Begierde, ohne Mühe zu erwerben und zu

gewinnen, aus den Spielen der Vorwelt nur schwach hervor, in welcher abscheulichen Leidenschaftsgrösse bricht sie nun durch die Hazardspiele aus! O wehe Jedem, der diese heillosen Spielarten irgendwohin zuerst bringt und damit die Bürger ansteckt!

Gesetzt aber auch, man verstände sich ebenso auf grobe Ausbrüche seiner Leidenschaft, wie man das Vermögen dazu hat: so mus doch auch Gelegenheit da sein, sich ihnen zu überlassen. Mangelt es an dieser, so können sie ebenfals nicht erfolgen; mangelt es aber darum an der Leidenschaft selbst? Dieser Mensch könnte seinen Feind zermalmen, sprechet ihr, aber er thut es nicht; Niemand ist weniger rachsüchtig, als er. M. Br., mus er ihn denn nicht erst haben, wenn er ihn zermalmen will? Sehet doch aber nur, wie geschickt sein Feind ihm allenthalben auszuweichen weis. Jener, sprechet ihr, hat keinen Gefallen an den zügellosen Thorheiten in der und der öffentlichen Gesellschaft; man sieht ihn niemals da. Erkundiget euch aber doch erst näher nach ihm; er mus ia aus Zwang zu Hause bleiben. Wie brach bei Vielen schon, die in ähnlichem Zwange lebten, sobald dieser aufhörte, die Gesellschaftssucht allgewaltig und einem Strome gleich durch, dessen Eindämmung eine Oefnung erhält! So ist auch Mancher der heftigste Wollüstling, aber er hat seine Absichten blos auf gewisse Gegenstände gerichtet und — kann nie mit diesen sich allein befinden. So spielt mancher in tausend Kleinigkeiten die Rolle des ehrlichsten Mannes; aber er sucht eben hierdurch alle seine Freunde einzuschläfern und sich so die Gelegenheit selbst zu

bereiten, an ihnen Allen einen äuserst einträglichen Betrug auszuüben. Zuweilen kann es zwar sein, daß die Leidenschaft, wenn der Gelegenheitsmangel zu lange dauert, während desselben abbrauset; wenigstens gestehen dis Viele selbst nachher — ist sie aber doch nicht da gewesen?

Ja, wenn auch ausser Vermögen und Wissenschaft sogar die Gelegenheit zu groben Ausbrüchen da wäre, so kann doch die Furcht vor der Strafe auf den Fall, daß sie bekannt würden, von ihnen zurückhalten. Hier, hier, m. Br., stehen wir recht auf einer Stelle, von der wir die Unzulänglichkeit der Bürgschaft, welche ihre Abwesenheit für die Tugend stellt, weit und breit übersehen können. Die Strafen der Obrigkeit weg — was für eine unendliche Menge von den allergröbesten Ausbrüchen der allergröbesten Begierden würden wir mehr sehen! Was hält iene unversöhnlichen Verfolger, die ihren Feind mit iedem Blick durchbohren, ab, ihn mit Dolchen zu durchbohren? Die Strafe, welche auf den Meuchelmord gesetzt ist . . . Was hält iene gelbsüchtigen Neidharte, die Andere unaufhörlich im Herzen bestehlen, ab, ihre Hände auch in Diebeshände zu verwandeln? Die Strafe, welche die Gesetze auf den Diebstahl bestimmen . . . Sehen wir denn nicht, wie sich mancher schon den gröbesten Ausbruch seines bösen Herzens erlaube, so bald er die Gesetze nur verdrehen und illudiren kann? Was würde nicht geschehen, wenn die Gesetze gar nicht da wären!!! Ach, seid nicht nur ohne Falsch wie die Tauben; seid auch klug, wie die Schlangen, und bauet nicht

zu viel auf Glauben an allgemeine Herzensgüte unter den Menschen. Die wenigsten Menschen versagen sich aus Pflicht die Befridigung ungestümer Forderungen ihrer Begierden; die Mehresten werden blos bei Furcht vor Strafe schon erzogen und bleiben hernach lebenslang bei dieser, als bei dem einzigen Bestimmungsgrunde zu allem ihren Thun und Lassen. Ihr Menschenfreunde, ihr Menschenfreunde, die ihr uns so viel Sanftes und Mildes über die Strafen der Verbrecher saget, wir bitten euch, meinets, indem ihr es gut mit den öffentlichen Verbrechern meinet, nicht böse mit der bürgerlichen Gesellschaft, mit uns und mit euch selbst. Ruhe und Sicherheit wollen wir Alle haben; was wäre unser gesellschaftliches Leben ohne dis? Erst aber müssen andere Erziehungsanstalten für den grösseren Haufen getroffen werden, ehe allgemeine Lebens- und Eigenthumssicherheit ohne Furcht vor obrigkeitlichen Strafen zu hoffen ist. Lasset, wir bitten euch, sogar Galgen und Räder stehen; es gibt noch Menschen genug, gegen die auch diese eure holde Empfindsamkeit übel angebracht ist, Menschen genug — die auch noch Galgen und Rad sehen müssen, um nicht Räuber und Mörder zu werden. — Ausser den Strafen der Obrigkeit gibt es auch Strafen der Gesellschaft, Strafen, die ein Bürger am andern ausübt, und auch diese halten viel grobe Ausbrüche der Leidenschaften zurück. Man weis, daß man durch dieses und jenes, wenn bekannt wird, daß man sichs erlaube, die Achtung und das Zutrauen seiner Mitbürger verliehre; man schätzt Bei-

de, weil man sie schätzen mus, und zwingt sich. Man sieht voraus, daß man sich um den Umgang mit seinen besten Freunden bringen würde, und opfert diesem den bösen Herzensausbruch auf. Man lebt von Wohlthaten, von Unterstützung und Gönnerschaft; man will noch weiter in der Welt; so thut man sich Gewalt an und verbirgt sich. Wer ist nun im Stande zu beurtheilen, ob Menschen, die nicht grobleidenschaftlich handeln, wirklich gut sind, oder ob sie ihre Leidenschaften aus Furcht vor irgend einer dieser Strafen blos nicht grob äusern?

Endlich, wenn Jemand auch auf den Fall, daß er seine Leidenschaft auffallend äuserte, keine Strafe zu befürchten hätte, so kann es doch sein, daß ihn nur gewisse angewöhnte feinere Sitten davon abhalten. Diese widerstreben alsdann. Hieher gehören alle solche heftige Ausbrüche, die mit wirklicher Plumpheit verbunden sind. Vor diesen ekelt den Gebildeteren; er kann sich aber vieleicht zu helfen wissen, und die Sache ist also nur die, daß er durch seine Lage und durch seinen Umgang von Kindheit auf nicht zu ähnlicher Plumpheit sich gewöhnte. — — Abwesenheit der groben Ausbrüche der Leidenschaften ist also auf keinen Fall ein Beweis für die Abwesenheit der Leidenschaft selbst und verbürgt die Tugend nicht. Das Herz eines Menschen, welcher sich ihrer nicht schuldig macht, kann ebenso schlecht sein, als das Herz dessen, der auf ihnen ertappt wird.

Ja, es kann noch schlechter sein . . .

Grobe und heftige Ausbrüche der Leidenschaften sind immer eine Art von grosser Anstrengung. Je grösser aber die geschehene Anstrengung, desto länger die darauf folgende Erschlaffung. Sehr häufig können sie also wirklich nicht sein, und während der Erschlaffung ruhet die Leidenschaft, welche durch sie ausbrach, und ist wie todt. Es ist Betäubung erfolgt; der wilde Trieb ist gesättigt und schläft. In einem solchen Zustande ist der Mensch zwar nicht gut, aber doch auch nicht schlecht. Denket euch nun einmahl einen Menschen, der diesen zu grossen Aufwand von Kräften berechnet und es daher für räthlicher findet, aus Oekonomie auf dergleichen grobe Ausbrüche Verzicht zu thun und mit seinen Kräften besser zu wirthschaften. Was thut dieser nun? Er wählt feinere und mässigere Befridigungen seiner Leidenschaft, die ihm immer noch Kräfte übrig lassen, gleich zu einer neuen überzugehen. Befridigt dieser seine Leidenschaft nicht noch weit öfter, als iener? Schläft, ruhet solche wohl iemals? Lebt und webt er nicht wirklich unaufhörlich in ihr? Ist er also nicht noch weit schlechter, als Jener? So findet man Unmässige, die dis nie im abschreckenden Grade, die es aber unaufhörlich sind. Sie geniessen nie zu viel, geniessen aber den ganzen Tag, und naschen und schlurfen immer mit Wohlgeschmack und leben also blos für ihren Gaumen. So findet man Zerstreuungssüchtige, die es unbegreiflich finden, wie man an tobenden Volksvergnügungen, die es zu bestimmten Zeiten gibt, Geschmack finden und, wenn sie mehrere Tage lang währen, von Anfang bis zu Ende an ihnen Theil neh-

men könne. Dafür haben sie aber iahrausiahrein zehen andere geräuschlosere Vergnügunaen bei der Hand, unter denen sie, ohne ie einen Stillstand zu machen, abwechseln, so, daß sie gar nichts weiter thun, als daß sie von einer derselben zur andern gehen, oder sich doch nach gehabtem Genusse der einen zum Genusse der andern schon wieder vorbereiten. Ist da nicht der gemeine Mann noch besser, der, wenn er auch einmahl eine ganze Woche auf das wildeste zugebracht hat, hernach wieder ein halbes Jahr hindurch im Schweisse seines Angesichts sein Brodt isset und für die Gesellschaft auf das nützlichste arbeitet? So findet man Verschwender, die als solche gar nicht in die Augen fallen, die z. E. nicht einen Tag um den andern kostbare Schmäuse anstellen, nicht über ihren Stand sich kleiden, nicht an einem Abend grosse Summen im Spiele verliehren u. s. w. Sie haben aber zehnerlei andere Dinge, oft gar wohl blosse Possen, auf die sie aus Liebhaberei lebenslang Alles verwenden, ohne daß sie den geringsten Nutzen damit stifteten. Sind sie nicht noch schlechter, als der wirkliche Verprasser, der, wenn er mit seinem Vermögen fertig ist, mit Prassen aufhört, weil er damit aufhören mus, und nun aus Noth klüger wird?

Es gibt gewisse Grenzen, bis an welche man bei Befridigung seiner Leidenschaft gehen kann, ohne daß man sich eines groben Ausbruchs der Leidenschaft schuldig mache und dadurch strafbar werde. Unsere eigentlichen sogenannten Sünder versehen es damit, daß sie diese Grenzen übersehen und überschreiten. Man entdeckt

deckt sie solchergestalt gleich als Sünder und straft sie. Nehmet nun einmahl an, daß Jemand klug genug ist, dis ihr einziges Versehen bei der Sache zu bemerken, und doch nicht Lust hat, der Leidenschaft, welche sie stürtzte, abzusagen. So gibt er sich Mühe, die Grenzen zu entdecken, bis an welche er gehen dürfe, ohne ihr Schicksal zu befürchten zu haben. Er entdeckt sie richtig und bezeichnet sie sich sehr genau, so, daß er sie immer vor Augen hat. Sobald er nun bei Befridigung seiner Leidenschaft an die Grenzen kommt, steht er still und begnügt sich an dem, was er bis dahin hat. Die Sache gefällt ihm. Wagte er sonst aus Furcht vor der Strafe kaum, seine Leidenschaft dann und wann nur zu befridigen, so befridigt er sie nun, so oft er will. Gegen einen groben Ausbruch, gegen eine Befridigung der bösen Begierde ienseits der Grenzen, deren sich der öffentliche Lasterhafte schuldig macht, kommen nun bei ihm zehen Befridigungen derselben Begierde disseits der Grenzen. Ist er nicht noch viel schlechter, als Jener? Sehet doch einmahl, wie dieser verschmitzte Sünder uns täuscht! Er ist wirklicher Sklave seiner Leidenschaft; er hat aber die feine Uebereinkunft mit ihr getroffen, daß er ihr Sklave nur bis an die Grenzen sei, wo seine Herrschaft über sie angehen soll. So geniesst er die Freuden des Lasters und betrügt die Welt zugleich um den äuserlichen Lohn der Tugend. Die Wollüste unseres Zeitalters würden hierzu die allerbeweisendsten Belege geben, wenn sie für reine Seelen nicht zu abscheuerregend wären. Die einzige Frage also nur — welches Mädgen ist schlech-

ter, dasienige, welches durch einen einzigen groben Ausbruch ihrer Leidenschaft unglücklich ward, oder dasienige, welches iene teuflischen Künste versteht, ihre wollüstigen Begierden zu befridigen, ohne dadurch ebenso unglücklich zu werden, und daher in immerwährender Befridigung derselben lebt? Doch, lasset uns ein anderes Beispiel nehmen — den unruhigen Kopf in der bürgerlichen Geselschaft z. E. Der grobe Ausbruch desselben ist wirkliche Empörung. Ihre Strafe ist zu bekannt, wenn sie unglücklich abläuft. Ist der unruhige Kopf nicht ganz hirnlos, so wird er sie selten wagen. Was thut er aber alsdann dafür? Er setzt sich so, daß seine Unzufridenheit mit der Obrigkeit zwar allgemeinbekannt ist, daß aber die Obrigkeit deshalb doch nicht an ihn kann. Sie mag eine Anstalt treffen, welche sie will, er hat unter irgend einem scheinbaren Vorwande etwas daran auszusetzen. Bei ieder Gelegenheit sucht er seine Mitbürger ihr abgeneigt zu machen, und wenn er auch nur ihre Person in ein zweideutiges Licht hinstellen sollte. Wo er ihr nur den Gehorsam versagen kann, da versagt er ihn ihr, und kann er weiter nichts, so zieht er ihn doch in die Länge und macht ihr das Richteramt schwer. Soll er ihr bei irgend einer Einrichtung helfen, so verlässet er sie schadenfroh. Kann eine solche Einrichtung gar nicht gelingen, wenn nicht die ganze Mitbürgerschaft die Hände dazu bietet: so sucht er sie einem Mitbürger nach dem andern zu verleiden, so, daß die Obrigkeit endlich selbst ihr Vorhaben aufgeben mus. Wen hat also die Obrigkeit mehr zu fürchten, den wirklichen Empörer,

oder ihn? Wer ist ein schädlicherer Mensch in der Gesellschaft, dieser oder Er? Der wirkliche Empörer macht der Obrigkeit etwa ein für allemahl Noth; sie ergreift ihn und entledigt sich von ihm. Vor dem unruhigen Kopfe aber, der es nie bis aufs Aeuserste treibt, daß er zum Ergreifen reif würde, immerwährend aber Bewegungen macht, mus sie stets auf ihrer Hut sein. Jener turbirt die Geselschaft einmahl, dieser immer.

Man pflegt zwar die Bosheit der Leidenschaftlichen nach den Graden der Grobheit der Ausbrüche ihrer Leidenschaft zu beurtheilen; man irret aber wirklich dabei äuserst oft. Blos Grobheit der Lebensart und Plumpheit der Sitten können oft Schuld daran sein, daß ein Mensch gräslich ausfällt. Aus wahrer und aus noch weit grösserer Bosheit aber thut Mancher vielmehr auf grobe Ausbrüche Verzicht, weil er es hernach bei einem derselben Bewenden lassen müste, woran er nicht Genug hat. Er wählt also lieber seinere, die er wiederholen kann, um sein böses Herz lange und wenn es sein könnte, immer zu befriedigen. Richtet doch nur eure Blicke auf ienen Rachsüchtigen, der alle Mittel in der Hand hat, seinem Feinde das Garaus zu machen, und der dabei sich immer so setzen könnte, daß er ungestraft dafür bliebe; warum thut er es denn nicht? Aus Grosmuth — antwortet ihr? Mag ia Grosmuth sein — Satansmuth ist es! Sehet ihr denn nicht, wie er seinen Feind unaufhörlich drückt, verfolgt und quält, so, daß dieser nirgends Lebensgenus, nirgends Ruhe, nirgends bleibende Stät-

te haben kann? Nun müsset ihr doch wohl einsehen können, warum er ihm nicht mit einem mahle das Garaus mache. Da hätte er nur einmahl Schadenfreude und Rachesüssigkeit; so aber hat er sie lange, und es schmerzt ihn am Ende nichts mehr, als wenn sein gequälter Feind der Qual zu früh unterliegt und stirbt. Was würden wir aber wohl zu einem Todesurtheile sagen, nach welchem einem Verbrecher, und wenn er der Grösseste unter Allen wäre, die ie die Erde trug, täglich nur ein Glied von seinem Leibe abgenommen werden sollte? Ein solches heilloses Urtheil aber fällt ein solcher Böse-wicht wirklich im Herzen über seinen Feind und vollzieht es auch wirklich selbst, ohne daß es ihm während der langen Zeit, die er zur Exekution braucht, leid würde; vielmehr macht ihm ieder neue Anblick von ihm gemachter Qual neue Freude. So, so ist unter zehen wirklichen Mördern — und Mord ist doch wohl der gröbeste Ausbruch der Rache — oft kaum Einer so schlecht, als iener Unversöhnliche, der Jahre lang seinen Feind bei kaltem Blute merdet.

Wäre vollends nur die Rede von öffentlichen groben Ausbrüchen der Leidenschaften — und in den mehresten Fällen meint man gewis nur diese und kann auch oft keine andern meinen — wie ist es sonnenklar, daß ein Mensch, der sich ihrer enthält, noch unendlich-schlechter sein könne, als ein Anderer, der sich ihrer schuldig macht! Wie oft kann er sich ihnen im Stillen und in der Verbergenheit überlassen! Wissen wir also von seinem verborgenen Leben nichts, so stellt uns seine

blosse öffentliche Enthaltung davon die elendeste unter allen Bürgschaften für seine Tugend. Hier ist z. E. ein Mensch, der sich, so oft er zu einem Schmause gezogen wird, übernimmt. Es ist ein armer Mann, der zu Hause sich nichts zu Gute zu thun vermag. Dort lebt ein Reicher, der bei öffentlichen Gelegenheiten thut, als wenn er nicht trinken könnte, und der doch der ärgste Trunkenbold ist. Er hat nehmlich seine bestimmten Tage dazu in ieder Woche; an diesen schliesst er sich in seiner Schlafkammer ein und zecht so lange, bis er sinnlos aufs Bette fällt. Hier ist ein Rachsüchtiger, der auf der Stelle in der Hitze zufährt und vor Aller Augen selbst Rache ausübt. Dort ist ein Anderer, der die Rache zwar auch süs findet, aber doch seinen eigenen Namen dazu nicht hergeben mag. Er hetzt also Andere gegen seinen Feind in Geheim auf und behandelt ihn öffentlich äuserst liebreich, damit weder Dieser, noch die Welt, das Unglück, das ihm bereitet wird, für seine Rache erkenne, er aber doch das Vergnügen geniesse, sich gerächt zu haben. Hier ist ein Lüderlicher, den man in öffentlichen Wollusthäusern täglich antrift. Dort ist ein noch weit lüderlicherer Mensch, der zu Begehung seiner Schändlichkeiten keinen Tritt aus seiner Thüre thun darf, weil er dazu weiter Keinen braucht, als — sich selbst. . .

O m. Br., so ist es ewig wahr, daß blosse Abwesenheit grober Ausbrüche der Leidenschaft die Abwesenheit der Leidenschaft selbst und die Tugend nicht verbürge. Das Herz eines Menschen, das sich ihrer enthält, kann nicht nur ebenso schlecht, sondern auch noch

schlech-

schlechter sein, als das Herz eines Andern, der sich ihnen überlässet. Die Sache ist und bleibt immer diese — ob die Leidenschaft selbst im Herzen da sei, oder nicht.

Ist diese da, so ist kein Zweifel, daß sie sich in den mehresten Fällen durch grobe Ausbrüche äusern werde, sobald sich nehmlich Alles, was dazu gehört, um sich diesen zu überlassen, wirklich vereinigt. Gebet z. E. manchem Unvermögenden nur das Vermögen, seine Begierden in der That zeigen zu können, so werdet ihr sie in höchster Masse rüstig handthieren sehen. Denket dis oft bei Krankenbetten, auf welchen dem Anscheine nach gebesserte Sünder liegen; wenn ihre Genesung erfolgen sollte, werdet ihr euch überzeugen, daß ihr richtig gedacht. Verschaffet manchem Gelegenheitberaubten Gelegenheit; ihr werdet ihn die erste gleich heishungrig benutzen sehen. Den Beleg zu dieser Wahrheit geben leider iunge Leute genug, wenn sie aus der Einsamkeit ihres elterlichen Hauses in die Welt gehen. Hebet die Furcht vor Verantwortung auf; wie werdet ihr Tausende in einer ganz entgegengesetzten Gestalt erblikken, als seither! Man sieht dis ia schon an Menschen, für die die seither über sie geführte Aufsicht eines Lehrers, eines Vorgesetzten, eines Wohlthäters, eines Gönners, eines Freundes aufhört.

Ist die Leidenschaft da, so ist ihr grober Ausbruch weiter nichts, als ein öffentlicher Beweis, daß sie da sei. Sollte dieser also fehlen, so fehlt er doch nur für uns Menschen. Gott bedarf seiner nicht, um uns gehörig zu richten; denn er sieht nicht an, was vor Augen ist, er hat unsere Handlungen nicht nöthig, um über unsern Karakter zu urtheilen — er blickt ins Herz selbst und sieht dieses nur an. Wie ein Mensch will, nicht, wie er seinen Willen offenbart — darnach bestimmt Gott unsern sittlichen Werth und Unwerth.

In seinen Augen ist ein Mensch, der einen bösen Vorsatz wirklich hegt und den nur die Umstände von Ausführung desselben abhalten, eben so böse und strafbar, als wenn er ihn wirklich ausgeführt hätte. Hätten gute Menschen, die ihren edelsten Willen nicht ausführen können, sonst wohl den geringsten Trost, wenn sie nicht denken dürften, daß Gott den Willen für die That annähme? Wie es nun auf dieser Seite des menschlichen Willens ist, so mus es auch auf der andern sein. Ein Mensch kann zu bösen Handlungen wider seinen Willen gezwungen werden; wie, oder wäre dis etwa nicht möglich? Nicht nur, daß man mit Gewalt sich der Hand eines andern bemächtigen und sie alles Böse thun lassen kann; sondern ist ein Jeder von so starkem Körperbau, daß er grossen und anhaltenden körperlichen Schmerzen widerstehen könne, deren Beendigung nicht anders, als durch Einwilligung in eine böse That, erfolgen soll? Thut aber Jemand wider seinen Willen Böses, so ists vor Gott so gut, als hätte er es nicht gethan. Ebenso kann sich auch ein Mensch von bösen Handlungen selbst abzwingen, wie z. E. durch Furcht vor Strafe; er will sie aber thun, er begeht sie im Herzen, er denkt sie, und so ists vor Gott so gut, als hätte er sie gethan.

So lehret uns Jesu Sittenlehre, und darum ist sie die vollkommenere. Auf unsern wirklichen, festen Willen kommt Alles an. Richtete Gott uns nicht nach diesem, sondern blos nach unserer That, so richtete er mehr die Umstände, welche uns begegnen und ausser unserer Gewalt sind, als uns selbst. Der Mensch bessere sich von inwendig heraus, aber nicht von aussen hinein. Die Leidenschaften selbst weg, so sind auch ihre groben Ausbrüche weg; aber nicht umgekehrt. O darum — selig sind — die reiner Hand sind? — nein, die reines Herzens sind!

XXXVIII.

Warnungen vor Frömmelei und Freidenkerei.

Am 7. Sonnt. nach Trinit.

Ueber Marc. VIII. V. 15.

Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer und vor dem Sauerteige des Herodes.

Meine Brüder. Nach iener Speisung von vier-
tausend Familien, welche Jesus besorgt hatte, ver-
gassen seine Jünger Lebensmittel einzukaufen; so, daß
ihr ganzer Vorrath nur in einem Brodte bestand.
Noch voll von der Unterredung, welche er eben mit
Pharisäern gehabt hatte, rief er ihnen zu — „Se-
het euch vor vor dem Sauerteige der Pharisäer
und vor dem Sauerteige des Herodes.“. Da be-
gingen sie den sonderbaren Misverstand, daß sie glaub-
ten, er mache ihnen Vorwürfe über ihre Nachlässig-
keit. „Das geht darauf, daß wir nicht für
Brodt gesorgt haben.“

Sobald Jesus dis hörte, machte er ihnen wirk-
lich Vorwürfe; aber nicht über den durch sie verur-
sachten Brodtmangel, sondern über ihr Misverstehen
seiner gegebenen herrlichen Weisung. „Ist es möglich,
daß euch Brodtmangel noch weiter kümmern könne,
oder daß ihr gar glauben könnet, er kümmere mich?
Mit fünf Brodten speisete ich vor euren Augen fünf-
tausend Familien, und wie viel Körbe voll sammletet ihr
noch von den Ueberresten? — „Zwölf“ — Mit sie-
ben Brodten sättigte ich viertausend Familien, und
wie viel Körbe voll Brocken hattet ihr da noch? —
„Sieben“ — Nun, und ihr könnet noch meinen,
Brodtnoth setze uns in Verlegenheit, wenn für
uns, die wir noch nicht zwanzig Mann

ausmachen, noch ein ganzes Brodt da ist? Nicht einsehen könnet ihr, daß ich an Brodt gar nicht denke, wenn ich euch sage, daß ihr euch vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadducäer hüten sollet?“

Da verstanden sie, setzt Matthäus hinzu, daß er nicht gemeint habe, daß sie sich hüten sollten vor dem Sauerteige des Brodts der Pharisäer und Sadducäer, sondern — vor ihrer Lehre.

Zu einer andern Zeit erklärte sich Jesus selbst noch weit deutlicher darüber, was er unter diesem Bilde meine. „Vor allen Dingen hütet euch, lässet ihn Lukas sagen, vor dem Sauerteige der Pharisäer, welcher ist — die Heuchelei.“ Frömmelei ist dasselbe. Unter dem Sauerteige der Sadducäer und des Herodes aber verstand er die Freidenkerei. Jedermann weis nehmlich, daß die Sadducäer ausser der Körperwelt an nichts glaubten und daß Herodes Alles für recht hielt, was er that.

Paulus hat das Bild, dessen sich Jesus zuerst bediente, noch mehr ausgemahlt. Er sprach nicht blos von einem Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, und von einem Süsteige der Lauterkeit und Wahrheit; sondern er behauptete auch — ein wenig Sauerteig versäure den ganzen Teig. Er warnte also nicht blos vor ganzen falschen Lehren, sondern auch vor einzelnen falschen Grundsätzen. In Ansehung der Frömmelei wendete er dis einst auf die Galatische Gemeine an, in welcher die Beschneidung beibehal-

behalten werden sollte. Da sagte er geradezu, daß durch die Beibehaltung eines einzigen Gebrauchs des Judenthums, wie diese war, Christus verlohren, d. h. das ganze Christenthum verderbt würde. „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig.“ In Ansehung der Freidenkerei aber bediente er sich dieses Satzes in der Korinthischen Gemeine, in welcher Jemand seines Vaters Weib hatte. Da gebot er, diesen lasterhaften Menschen auszustossen, weil ein einziges lasterhaftes Gemeinglied eine ganze Gemeine anstecken könne. „Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäure?“

Welche Warnungen Jesu und des Paulus vor Frömmelei und Freidenkerei! Wichtig genug sind sie uns gemacht; sind sie denn aber auch in der That so wichtig? Folgende Betrachtungen werden uns hiervon überzeugen.

Zuerst also — Warnungen vor Frömmelei...

Der Fromme ist wirklich Gottesverehrer und gut und bekümmert sich gar nicht darum, ob er auch so scheine; der Frömmling hingegen bietet alle seine Kräfte auf, um so zu scheinen. Was man aber zu sehr scheinen will zu sein, das ist man nicht. Wozu wäre man denn hinter dem Scheine so her, wenn mann es wirklich wäre? Wäre man es, so schiene man auch so. Der Schein kommt von selbst, sobald man es ist. Betrachtet ienen wahren Gelehrten; es fällt ihm nicht ein, die Minen der Gelehrsamkeit vor

dem Spiegel einzustudiren, den Zerstreuten und Abwesenden in Gesellschaften zu machen, oder bei ieder Gelegenheit, es sei wohl oder übel angebracht, seine höhere Wissenschaft auszukramen und zur Schau auszustellen. Er antwortet, wenn er gefragt wird; er giebt Ausschlüsse, wenn er darum angegangen wird; er fällt Urtheile, wenn er dazu aufgefordert wird, und — aus seinen Antworten, Ausschlüssen und Urtheilen blickt der Gelehrte von selbst hervor. Haltet dagegen den wissenschaftlichen Stümper, der gern für einen Gelehrten gelten will; er lernt ganze Geschichten auswendig, um sie allenthalben aufzutischen, drückt sich eine grosse Menge von Namen, Oertern und Jahrzahlen ein, um damit zu stolziren, wirft bei ieder Gelegenheit mit Kunstwörtern und mit lateinschen Brokken um sich her, spricht viel von seiner Bibliothek, von seinem Umgange und Briefwechsel mit Gelehrten, erzählt von seiner frühen Ergebenheit an die Musen, von seinem fortgesetzten eisernen Fleisse u. s. w. Thor, sprechen wir zu ihm mit Recht, was gibst du dir so viel Mühe, gelehrt zu scheinen? Sei nur gelehrt, so scheinst du auch gelehrt! — Betrachtet ienen geschickten Künstler; wie würde er sich so wegwerfen, daß er seine eigenen Kunstwerke rühmte, daß er erzählte, wie viel Zeit er darauf verwendet habe, oder daß er sich die Mühe gäbe, alle ihre einzelnen Schönheiten zu zergliedern? Er stellt sie blos hin, und Jedem, der sie siehet und sich auf dergleichen versteht, erscheinen sie von selbst als Meisterstücke. Vergleichet damit den Pfuscher in der Kunst, der auch für einen

Mei-

Meister gehalten sein will; er erhebt seine armseligen Arbeiten bis in den Himmel, setzt auf unnütze Verzierungen, womit er sie überladen hat, den grössesten Werth, spricht stets von den grossen Meistern, in deren Schule er gelernt hat, von den Kunstreisen, welche er gemacht hat u. s. w. Armer, rufen wir ihm billig zu, warum ängstigest du dich so, geschickt zu scheinen? Sei nur geschickt, so scheinst du auch geschickt. — Ebenso ists dann auch mit der Frömmigkeit. Der wahre Fromme denkt gar nicht darauf, daß er fromm scheine; er handelt bei ieder Gelegenheit fromm und erfüllt treu alle seine Pflichten, und — so scheint er auch fromm. Der Frömmling hingegen fühlt, daß es ihm an wahrer Frömmigkeit gebreche, und so iagt er ängstlich dem äuserlichen Scheine derselben nach. Er beobachtet streng die Cerimonieen, ist äuserst pünktlich in den unbedeutendsten Kleinigkeiten, und thut Verzicht auf die unschuldigsten Vergnügensgenüsse, um dadurch die Welt zu täuschen. Hütet euch also vor der Frömmelei! Was man zu sehr scheinen will zu sein, das ist man nicht; und ebenso — wird man es auch nicht. Man arbeitet dann nur immer darauf fort, es zu scheinen, und vergisset darüber, sich zu bemühen, es wirklich zu werden. So ists mit dem Schwätzer, der für einen Gelehrten gelten will; so ists mit dem Sudler, der für einen Künstler ausgegeben sein will; so ists mit dem Frömmling, der für einen wahren Frommen gehalten sein will. Der Schwätzer sammlet blos noch immer mehr Stof zu seinem Schwatzwerke; der Sudler sinnt

nur auf immer mehr Verzierungstand seiner Arbeiten; und der Frömmling studirt einzig und allein auf eine immer noch täuschendere heilige Aussenseite. Hütet euch vor der Frömmelei! Was man zu sehr scheinen will zu sein, das ist man nicht, das wird man nicht.

Der wahre Fromme ist bei aller seiner Frömmigkeit und Freude darüber doch bescheiden gegen seine Mitbürger und demüthig vor Gott. Er stellt nehmlich oft im Stillen eine Musterung seiner Gesinnungen und Handlungen an, und da sieht er dann wohl, daß er noch nicht vollkommen sei. Diese Bemerkung hält den Uebermuth nider, wenn ihn ia sein gutes Bewustsein im Ganzen dazu verleiten wollte. Statt also vor Menschen und Gott sich mit dem zu brüsten, was er ist, sucht er lieber immer noch besser zu werden, ieden an sich noch erblickten Fehler abzulegen und iedes gethane Gute noch reiner zu thun. Erblickt er dann Fehler an Andern, so sieht er auch auf das Gute, welches sie an sich haben; so, wie er, wenn er Gutes an sich erblickt, auch seiner Fehler nicht vergisst. Und erzeigt ihm Gott grosse Wohlthaten, so betrachtet er sie nicht blos als göttlichen Lohn für seine Tugend, sondern auch als göttliche Aufforderung zu fernerem Wachsthume in der Tugend.— Nun haltet hiergegen die Frömmler. Diese, weil ihr ganzes Dichten und Trachten nur immer darauf gerichtet ist, daß sie fromm scheinen mögen, bilden sich endlich wirklich ein, daß sie fromm wären; ia, was noch mehr ist, sie bilden sich ein, daß sie noch weit frömmer wären, als

alle Andere. Weil sie den erkünstelten Schein der Frömmigkeit für die Frömmigkeit selbst nehmen: so sprechen sie diese Jedem ab, an dem sie ienen nicht erblicken. Es darf also nur der rechtschaffenste ihrer Mitbürger irgend eine Cerimonie nicht so emsig beobachten, wie sie — gleich halten sie sich für besser, als ihn. Es darf ein sehr gemeinnütziger Mann in einer ganz unbedeutenden Sache einmahl nur verstossen — gleich erlauben sie ihm nicht weiter, sich mit ihnen zu messen. Es darf ein wahrer Christ nur ein erlaubtes Vergnügen geniessen, das sie aus Gleisnerei für Sünde halten — gleich sprechen sie ihm sein Christenthum ab. Diese ihre thörichte Einbildung, daß sie frömmer wären, als alle Andere, macht sie stolz und geistlichaufgeblasen. Die ganze Welt liegt ihrer Meinung nach im Argen; sie allein sind die Auserwählten, Heiligen und Geliebten Gottes. So verachten sie die besten Menschen, welche an einem Tage mehr Gutes thun, als sie in ihrem ganzen Leben, blos, weil diese sich das Joch ihres selbsterwählten Gottesdienstes nicht auflegen, sondern Gott nur im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Sie verdammen ihre wackersten Mitbürger kleiner Fehler wegen, welche diese durch zehen edle Handlungen wieder gut machen, und würden um Alles in der Welt keine Gemeinschaft weiter mit ihnen haben, um sich nicht zu verunreinigen. Ihr Stolz erstreckt sich bis auf Gott. Bei aller Demuth vor ihm, welche sie äuserlich bezeigen, sind sie im Herzen die gröbesten Menschen gegen ihn. Sie verlangen auf allen Seiten das ausgezeichnetste Glück von

ihm,

ihm, weil sie die würdigsten unter allen seinen Verehrern wären, und meistern seine Regirung, wenn er Andere neben ihnen segnet, die es ihrer Meinung nach gar nicht verdienten. Ja, sie fordern für iene Welt sogar auch noch die ausgezeichneteste Seligkeit von ihm, weil sie die heiligsten Menschen wären, welche ie in den Himmel eingehen könnten. O hütet, hütet euch vor der Frömmelei, m. Br.; sie verschraubt und verkehrt das Herz gegen Menschen und Gott!

Frömmler, die sich im höchsten Grade fromm zu sein dünken, sind nicht nur nie wahrhaftigfromm, sondern sie sind auch oft sogar im Grunde die schlechtesten und ruchlosesten Menschen. Dies beweiset die Geschichte der Frömmelei aller Zeiten. Jene Pharisäer, die Meister in religiöser Heuchelei, reichten den abscheulichsten Beleg für die Wahrheit dieser Behauptung, und darum sprach auch der fromme Jesus ein so vielfaches Wehe über sie aus. Man darf sie nur ansehen, wie sie geschildert werden; so findet man an ihnen alle die gewöhnlichen auffallendsten Züge der Frömmelei nicht nur, sondern auch alles das Schlechte, welches mit diesen bedeckt zu werden pflegt. Frömmler sind, wie gesagt, streng in Beobachtung der Cerimonieen, der blossen Nebendinge in der Religion; darüber setzen sie die Hauptsache, die Religion selbst, hintenan. Sie bekümmern sich nicht um die Wahrheiten, welche durch die Cerimonieen allenfals nur versinnlicht werden sollen; sie bekommen keine wirkliche Ueberzeugung von selbigen; noch weniger gelangen sie zu deutlichen Begriffen davon; am allerwenigsten ha-

ben

ben die göttlichen Lehren den geringsten bessernden Einflus auf ihr Herz. Dieses bleibt vielmehr, wie es ist, und behält alle seine Leidenschaften und bösen Gewohnheiten bei; und daher trift man fast durchgehends, wie die gröbeste Unwissenheit in der Religion, so auch die roheste Gemüthsart, bei Frömmlingen an. Dis ists, was Jesus ienen Pharisäern vorwarf — „Ihr Heuchler, die ihr Gottes Gebote aufhebet, eurer Aufsätze wegen, vergeblich dienet ihr Gott; denn ihr nahet euch ihm blos äuserlich, euer Herz aber ist fern von ihm. Ihr verschliesset das Himmelreich und kommet selbst nicht hinein; ihr umziehet Land und Wasser, daß ihr einen Judengenossen machet, und, wenn er es worden ist, machet ihr ihn dadurch, daß ihr ihn die Religion mit blossen Cerimonieen abthun lehret, zu einem Höllenbrande.“ — Frömmler sind ferner äuserst pünktlich in moralischen Kleinigkeiten, die leicht zu erfüllen sind und weder grossen Kraftaufwand, noch die geringste Selbstverleugnung, kosten; damit bemänteln sie aber blos die gröbesten Uebertretungen ihrer wichtigsten Pflichten und verlassen sich bei der Welt auf die Anwendung des Satzes gegen sie — wer im Geringsten treu ist, der ists auch im Grössesten. Unter der Larve der Heiligkeit üben sie Hartherzigkeit, Betrug, Arglist, Verleumdung und Grausamkeit aus, wie dis Alles auch Jesus ienen Pharisäern ins Gesicht sagte. „Wehe euch, die ihr verzehntet Münze, Till und Kümmel, das Schwereste im Gesetz aber dahinten lasset — die Gerechtigkeitsliebe, die Barmherzigkeit und die Ehrlichkeit! Mückenseiger — Kameel-

meelverschlucker! Wehe euch, die ihr die Schüsseln und Becher auswendig rein haltet; inwendig aber sind sie voll Raubes! Wehe euch, die ihr die Gräber der älteren Weisen, welche der Gleisnerei Hohn sprachen und darüber erwürgt wurden, ausbessert und schmücket, dabei aber iedem neueren Rechtschaffenen den Tod schwöret, der dieselbe Gewissentrüge an euch versucht! Ihr seid selbst wie übertünchte Gräber, die auswendig hübsch scheinen, inwendig aber voll Todtenknochen und Unflats sind. Von aussen lasset ihr fromm; euer Herz aber ist der Sammelplatz aller möglichen Laster.“ — Frömmler thun endlich Verzicht auf den Genus der unschuldigsten Vergnügungen; ia, sie kasteien sich sogar. Man höre aber auch hierüber Jesum! „Ihr fastet zwier in der Woche; an den übrigen Tagen aber fresset ihr der Wittwen Häuser. Ihr scheltet den, der in öffentliche Gesellschaften geht, einen Zöllner- und Sündergesellen; unter euch selbst aber lebet ihr so, daß Zöllner und Sünder eher ins Reich Gottes kommen werden, als ihr.“ Dis ist ein Hauptumstand, der uns die Frömmelei verleiden mus. Für die Enthaltsamkeit von öffentlichen schuldlosen Ergötzungen hält man sich bei ihr nur gar zu gern durch verborgene und geheime Sünden schadlos, welche obendrauf noch wohl gar ins Unnatürliche laufen. Eine einzige Wanderung durch die Klöster — hilf Gott, welche Scheuslichkeiten entdecken sich da, die Menschen verüben, die ihr Fleisch kreutzigen und ihren Rücken geisseln — ohne die Lüste und Begierden zu geisseln und zu kreutzigen! Welche Greuel, wo nicht

derfel-

derselben, doch ähnlicher Art, hat man oft auch bei dem sogenannten Erbauungs- und Betstundenwesen der Pietisten entdeckt! Aber es sei, wie ihm wolle, der Mensch bleibt Mensch und strebt nach sinnlichen Freudengenüssen. Ist er Thor genug, sich die erlaubten zu versagen, so greift er nach unerlaubten; ist er Bösewicht genug, die Welt durch Enthaltung von öffentlichen Vergnügungen zu täuschen, so entschädigt er sich dafür durch Ausschweifungen im Verborgenen und durch Winkelsünden. — — Ach, schauet zu und sehet euch vor vor dem Sauerteige der Phariseer; hütet euch vor der Frömmelei — bei ihr ist man oft der schlechteste und ruchloseste Mensch. — —

Nun aber auch noch — Warnungen vor Freidenkerei...

Freidenkerei ist ebenso verschiden vom Freidenken, wie Frömmelei vom Frommsein. Der Fromme erkennt die Gesetze seines Gewissens — der Frömmling macht sich selbst Gesetze für das Aeuserliche, die ihm bequemer sind; der Freidenkende hält auf die Gerechtsame seiner Vernunft und glaubt und thut nichts eher, bis er einsieht, daß er es glauben und thun müsse — der Freidenkerei Treibende bemüht sich, sich zu überzeugen, daß er nichts von allem dem zu glauben und zu thun habe, was doch ieder Mensch, als vernünftiges Wesen, glauben und thun mus. Dis ist der Sauerteig der Sadducäer und des Herodes. Jener reiche Mann, von dem Jesus erzählte, daß er täglich herrlich und in Freuden gelebt hätte, und daß ihm Abraham in der Hölle erst den Moses und die Pro-

pheten

pheten wichtig gemacht hätte, war nur ein erdichtetes Bild hiervon; Herodes aber, der seines noch lebenden Bruders Gattin zu seiner Gattin machte, gab in der Wirklichkeit einen Beweis davon ab, wie weit ein Mensch gehen könne, der sich durch Freidenkerei, d. h. durch Verkennung aller Grundsätze über Religion und Sittlichkeit wegsetzt. — Hütet euch vor dem Sauerteige des Herodes; hütet euch vor Freidenkerei!

Man rühmt die Freidenkerei als die höchste Aufklärung; glaubet es aber nicht — sie ist die tiefste Verfinsterung. Worin besteht sie denn? Höret sie reden! — „Alles kommt und geht wieder; ich kam auch und gehe wieder. Ich kam und gehe wieder ebenso, wie Alles kam und ging. Aus Erde entsteht Alles, zu Erde wird Alles. Ich bin Erde und werde wieder Erde. Ein Anderes ist zwar ein Regenwurm, und ein Anderes bin ich; aber meine Maschine ist blos anders gebauet, als die Maschine des Regenwurms. Ich kann denken, der Regenwurm nicht; am Ende aber ist zwischen uns beiden blos der Unterschied — ich habe gedacht und der Regenwurm hat nicht gedacht. Regenwurm und ich sind, wenn unser Leben aufhört, eins und dasselbe, Zurückkehr der Erde an die Erde. Und — Gott? Was heisst Gott? Gott heisst so wenig, als ich heisse. Ich bin eine blosse überhingende Erdengestalt, und Gott ist die ewignothwendige Naturkraft, welche die verschidenen Erdengestalten bildet. Wie ich Nichts mehr bin, wenn ich sterbe, so war Gott nie Etwas. Alles,

was

was da ist, ist blos Elementenspiel, einstweilige Erscheinung, Schattenspiel an der Wand.“ — So spricht die Freidenkerei, und die, welche diese Sprache führen, denken wunder, was sie damit sagen, und wie erleuchteter sie sind, als Andere, wenn sie so weit sind, daß sie gar nichts mehr glauben. Wie? es gäbe Licht ohne Gott und Seele? Gott weg — so ist Finsternis die ganze Welt; die Seele weg — so sind wir uns selbst Finsternis. Woher ist Alles — wozu ist Alles, wenn kein Gott ist? Was gründete alsdann die unaussprechliche Ordnung im Weltall auf so weisen und heiligen Gesetzen — was macht sie so herrlich fortdaurend? Zu welchem Zwecke ist diese Ordnung da, wenn sie nicht der Abdruck eines unsichtbaren Urwesens ist, welches die vernünftigen Geschäpfe aus ihr erkennen und der erlangten Erkentnis gemäs verehren sollen? O wie ist es möglich, daß ein Atheist sich klug dünken könne! — Was heisst denken — was heisst wollen, wenn wir nichts, als Körper, sind, und wenn in diesem Körper nicht ein Geist wohnt, der in ihm denkt und will? Und wozu hat dieser Geist gedacht und gewollt, wozu ist er weise und heilig geworden, wenn er nicht diesen Körper einst überdauern, nicht ewig fortleben sollte? Wie ist es möglich, daß auch ein Materialist sich klug dünken könne! Hütet euch vor der Freidenkerei; sie ist nicht Aufklärung, sondern Verfinsterung — Verfinsterung im höchsten Grade. Und wie mag mit dieser Verfinsterung menschliche Ruhe und Zufridenheit bestehen! Was ists denn, das uns mitten in den Ver-

wickelungen des Lebens getrost erhält — was ists, das in den grössesten Gefaren unsern Muth stärkt? Ists nicht unser Glaube an Gott, der alle unsere Schicksale leitet, und ohne dessen Willen uns nichts begegnen kann? Was ists, das uns mit dem Gedanken an den Tod aussöhnt, den wir unter allen Erdengeschäpfen allein vorherwissen — was ists, das da macht, daß wir nicht aus Furcht des Todes schon im ganzen Leben Knechte sein müssen? Ists nicht der Glaube, daß Tod für uns nicht Zerstörung, sondern Verklärung sein werde? O wie sollten wir uns dadurch, daß wir die Religion aufgäben, um alles Licht und mithin auch um alle Ruhe bringen wollen!

Ebenso verhält sichs auch damit, wenn man die Freidenkerei für die höchste Veredlung ausgibt. Hier lautet die Sprache also — „Ich bedarf, um gut zu sein, weder Gottes, noch der Ewigkeit. Ich liebe die Tugend ihrer selbst wegen, weil sie der Adel meines Wesens ist, weil ihr Gesetz tief in mein Herz geschrieben ward, und weil ich dann nur glücklich bin, wenn ich heilig bin. Das heisst rein tugendhaft sein, und so ist reine Tugend mein Eigenthum, das ich vorzugsweise vor Allen besitze, die ein höherer Richter und eine künftige Welt erst tugendhaft machen sollen.“ M. Br., kann man auch wohl dieser Sprache trauen? Sie klingt erhaben, ia; aber wie nimmt sie sich in dem Munde solcher Wesen aus, wie wir doch einmahl sind? Können wir mit aller unserrr Selbstverleugnung uns auch wohl von unserer sinnlichen Natur entkleiden? Und, wenn wir es auch könnten,

sollen wir es? Wir können es aber wirklich nicht; wir sind und bleiben bei allen Versuchen, uns über die Stufe der Wesenleiter, auf die wir einmahl gestellt sind, zu erheben, Menschen; d. h. wir sehnen uns nach Befridigung unserer unschuldigen Triebe und Begierden, wir scheuen den Schmerz, wir streben nach äuserlicher Glückseligkeit. Wer die Wahrheit liebt und wem es nicht darum zu thun ist, etwas Besonderes oder gar etwas Ueberirdisches vorstellen zu wollen, der unterschreibt dis menschliche Bekentnis. Was hilft es auch, sich ein Ansehen geben zu wollen, das man nicht behaupten kann, und Mehr leisten zu wollen, als wirklich von uns gefordert wird! Wir können nicht — wir sollen nicht gleichgültig gegen Gewinn und Verlust äuserlicher Glückseligkeit sein. Hieraus entsteht dann aber ein doppelter gefärlicher Fall für unsere Tugend. Der Eine ist dieser — wenn wir dadurch, daß wir pflichtwidrig handeln, einen grossen äuserlichen Gewinn machen können; der Andere — wenn wir dadurch, daß wir pflichtmäsig handeln, uns einen grossen äuserlichen Verlust zuziehen. So wird also nun die Frage wichtig, ob diejenigen, welche ohne Religion tugendhaft sein zu können meinen und hierauf sich so viel einbilden, in diesen beiden Fällen auch wirklich ihre Tugend behaupten mögen. Daß man nicht schlecht werde, wenn man dadurch auch noch so viel gewinnen könnte, scheint allerdings der leichtere Fall zu sein. Man hat das, was man gewinnen könnte, noch nicht gehabt; man hat seither ohne dasselbe auch glücklich gelebt, und,

wie müste man thun, wenn man nichts davon wüste, und wenn sich die Gelegenheit dazu nicht dargeboten hätte? Wir könnten es also immerhin zugeben, daß Menschen, welche ohne Gott und Ewigkeit tugendhaft sein können wollen, in diesem Falle ihre Tugend auch ohne Gott und Ewigkeit zu behaupten vermöchten. Wie aber in dem andern Falle, wenn sie dadurch, daß sie ihrer Pflicht treu bleiben sollen, sich den grössesten Gefaren aussetzen, oder gar sich offenbar ins Unglück stürzen? Hier soll verlohren werden, was man schon hatte, was man hochschätzte und dessen Besitz man zu seinem Dasein zu rechnen sich gewöhnte. Wie, und wenn die Rede vom Dasein selbst wäre, das gewagt werden oder gar verlohren gehen sollte? Ist es nicht ohne weiteren Beweis gleich zu glauben, daß das aus Naturtrieb nach Glückseligkeit strebende Herz tausend Ausreden dagegen haben werde? Wird es sich z. E. nicht damit schmeicheln, daß es, da es nur sich selbst Rechenschaft abzulegen habe, für die Vernachläßigung seiner Pflicht Ersatz leisten könne, und daß es also nicht nöthig habe, sich durch Erfüllung derselben einen unersetzlichen Verlust zuzuziehen? Wird es sich gar überreden lassen, daß es eine Pflicht gebe, für seine Pflichten ins Nichts zu sinken? Doch — wozu dis Alles? Gehet alle Reihen der Märtirer durch; was bewegte diese Edlen, ihr trauriges Loos so willig zu übernehmen? Ihr Glaube an Gott, der es ihnen zutheile. Was erhielt sie im Märtirerthum selbst so standhaft — was bewirkte, daß sie die Märtirerkrone so schön errangen? Ihr

Glaube an die Ewigkeit, wo die Märtirer hochgelohnt würden. Sie haben uns dis ia selbst oft genug gesagt, und wer sollte das nicht glauben, was der Mensch in solchen Lagen spricht? Wem Gott Alles in Allem ist, der kann auch Alles leiden, sobald er denken mus, daß sein Leiden Gottes Wille sei. Wer auf ein zweites Leben hofft, der gibt, wenns sein mus, das erste für das zweite hin; ins Nichts aber für Andere zu sinken, kann nie und unter keinen Umständen für ein vernünftiges Wesen Pflicht werden. So schafft dann also nicht die Freidenkerei, sondern die Religion, die höchste Veredlung des Herzens. Wer nicht nur im Ganzen tugendhaft sein, sondern auch in allen Lagen des Lebens tugendhaft bleiben will, der halte sich an Gott und Ewigkeit. Den Gewinn, welchen man durch Uebertretung der Pflicht und durch Ausübung des Bösen machen könnte, wiegt alsdann der Beifall der allheiligen und allwissenden Gottheit auf, der uns dafür zu Theile wird, daß wir den verführerischen Reitzen Widerstand leisten; und der Verlust, ia auch der grösseste Verlust, den wir durch Erfüllung der Pflicht und durch Beharren beim Guten erleiden, kommt dann gegen den unendlichen Ersatz nicht in Betracht, den iene Welt uns dafür aufbehält. So steht menschliche Tugend fest; so sind menschliche Herzen der höchsten Veredlung empfänglich. Bei der Freidenkerei aber hält es äuserstschwer, seinen Pflichten grosse Opfer zu bringen; und dis nicht allein, sondern wir sehen ia auch Beispiele genug, wie sie sogar,

wenn nur Gewinns genug dabei ist, auch zum abscheulichsten Bösen verleite. Die Mehresten, wenn sie erst mit der Religion fertig sind, setzen sich auch bald über die Moral hinweg, lassen in dieser so wenig weiter etwas gelten, wie in iener, und bestimmen sich zu allen ihren Handlungsweisen blos durch den äuserlichen Vortheil. Hütet euch vor der Freidenkerei; wie sie allemahl Verfinsterung ist, so ist sie auch in den mehresten Fällen äuserste Verschlechterung.

Ausserdem aber, daß sie Kopf und Herz verdirbt, straft sie sich auch am Ende iederzeit selbst. Menschen, die sich ihr ergeben, beharren entweder bei ihr, oder nicht. Die Wenigsten beharren dabei; und da mus man dann in der That einmahl den letzten Zeiten eines solchen Menschen beigewohnt haben, um sich einen völligen Begrif von seinem fürchterlichen endlichen Zustande zu machen. Er hat sichs einmahl vorgenommen, es koste, was es wolle, der Religion nicht zu huldigen; dessen ungeachtet macht sie ihm nun Mehr zu schaffen, als ie. Alle menschliche Hülfe hat für ihn ein Ende; er liegt, wenn ein höchstes Wesen ist, blos in der Gewalt desselben da. In kurzem endigt sich sein Leben; wenn nun ein künftiges Leben noch bevorsteht, so nahe stands ihm noch nie bevor. Welch ein immerwährender Andrang des Gottesgedankens und des Ewigkeitgedankens an ihn da! Welch ein ebenso immerwährendes Sträuben von seiner Seite gegen beide! Unruhe, heillose Unruhe wühlt in seinem Innern, zeigt sich in seinen Blicken und drückt sich unwillkürlich in allen seinen Bewegungen aus. Er sucht sie zu verber-

gen und lässet sie dadurch noch immer mehr entdecken. Die Qual seiner Krankheit nimmt Ueberhand; die Todesangst kündigt sich ihm an; er seufzt, er stöhnt nach Linderung, nach Labsal, wie ieder Mensch. Ein frommer Freund wagts und will ihm den einzigen Trost reichen, der am Ende noch erquickt; er rafft die letzten Kräfte zusammen und stösst mit verzerrtem Gesichte den Trost, wie Gift, von sich; wild wird sein Blick, schäumend sein Mund, dumpfe Verzweiflung ergreift ihn und — der Vorhang fällt nieder ... Sehet, o sehet so einen Auftritt, wenn ihr Gelegenheit dazu habet — sehet ihn wenigstens nur einmahl; so wird euch von unendlichem Gewichte der Zuruf Jesu werden — Hütet euch vor dem Sauerteige des Herodes! Die Mehresten aber, wie gesagt, beharren nicht bei der Freidenkerei; am gewöhnlichsten geht diese vielmehr zuletzt noch gar in Frömmelei über. So empörend aber iener beschriebene Anblick war, so ekelhaft ist alsdann dieser. Führet, wenn ihr ihn irgendwo habet, alle eure Bekannte, die Freidenkerei lieben, zu ihm hin und lasset sie da schon in voraus die lächerliche Blösse sehen, in der sie sich höchstwahrscheinlich einst auch zeigen werden. Euch selbst unter einander aber rufet auch da zu — Hütet euch vor der Freidenkerei! — —

Hütet euch vor Beiden — vor Frömmelei und vor Freidenkerei, und haltet euch zwischen beiden in der Mitte. Hanget fest an der Religion — an Gott und Ewigkeit! Gelanget zu immer lebendigerer Ueberzeugung vom Dasein eines höchsten Wesens und von eurem Fortdasein im Tode, und findet eure menschliche

Bestimmung im vernunftmässigen Glauben. Bekümmert euch dann nicht um heilige Aeuserlichkeiten und um frommen Schein; seid nicht ängstlichbedacht auf unbedeutende Dinge und Kleinigkeiten; habet immer vor Augen das Schwereste im Gesetz, Gerechtigkeitsliebe, Barmherzigkeit und deutsche Treue und Redlichkeit, und verehret Gott, an den ihr glaubet, durch ein Herz voll edler Gesinnungen und durch ein Leben voll wackerer Handlungen. So werdet ihr iezt schon nicht blos fromm scheinen, wie die Frömmler, sondern wirklich fromm sein. So werdet ihr einst, wenn eure letzten Tage kommen, nicht erst fromm werden wollen, wie die Freidenker, sondern lebenslang schon fromm gewesen sein. Und dann, und dann empfanget noch den letzten Segen wahrer Frömmigkeit, den Segen — mit Freudigkeit sterben zu können.

XXXIX.

Thun ist die Hauptsache.

Am 8. Sonnt. nach Trinit.

Ueber Matth. VII. V. 24 — 27.

Wer diese meine Rede hört und thut sie, den vergleiche ich mit einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauete ꝛc.

XXX.

Allheiliger — dazu liessest du die bessere Religion in die Welt einführen, daß allgemeine Thätigkeit im Guten unter uns ausgebreitet werden sollte. Ein Volk sollten wir werden, das fleissig wäre in guten Werken; für dein Werk sollten wir uns betrachten, das geschaffen wäre durch Christum Jesum zu guten Werken; als wahre Gottesmenschen sollten wir uns zeigen und zu allem guten Werk geschickt sein. Thun — Thun ist und bleibt im Christenthume die Hauptsache. Ach, darum mache uns doch selbst noch immer fertiger in allen guten Werken, zu thun deinen Willen, und schaffe in uns nur das, was dir gefällig ist, durch Jesum Christum — Amen!

Meine Brüder. Jesus gab selbst seine lange schöne Bergrede für den vollständigsten christlichen Unterricht aus. Betrachten wir nun aber diese Rede näher — was ist sie, was enthält sie? Sie ist keine Streitpredigt über gelehrte Schulfragen und religiöse Spitzfündigkeiten; sie enthält kein weitläuftiges künstlichzusammengewebtes theologisches Sistem; sie ist und enthält nichts, als lauter Moral, lauter Belehrung über allgemeine und besondere Pflichten in allen Lagen des Lebens, zu deren Erfüllung die grossen Gedanken — Gott, Vorsehung und Ewigkeit — als die stärksten Beweggründe hingestellt werden.

Gott

Gott z. E. also — „Seid reines Herzens, so könnet ihr euch Gott bis zum Anschauen nähern.“ „Seid friedfertig und liebet eure Feinde; so seid ihr wahre Gotteskinder.“ „Seid vollkommen, wie euer Vater es ist.“ „Betet im Verborgenen; der Allgegenwärtige wird euch öffentlich dafür segnen.“

Vorsehung ferner z. E. solchergestalt — „Für eure Bedürfnisse seid unbesorgt; euer Vater weis, wessen ihr bedürfet.“ „Trachtet nur nach dem Reiche Gottes, nach gottgefälliger Rechtschaffenheit überall; äuserliches Glück erhaltet ihr dann nebenzu.“ „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.“

Ewigkeit endlich z. E. auf folgende Weise — „Seid frölich und getrost, wenn ihr unschuldig verfolgt werdet; es soll euch im Himmel hoch belohnt werden.“ „Sammlet euch Schätze im Himmel, wo sie die Motten und der Rost nicht fressen und die Diebe nicht stehlen.“

Wir sehen also zwar wohl deutlich genug, daß Jesus auch den Glauben predige; aber das Thun ist doch offenbar bei ihm das Wichtigste. Wir sollen nicht thun, um zu glauben; wir sollen glauben, um noch besser zu thun. Moral, Tugend, Heiligkeit ist die Hauptsache; die Religion gibt blos die stärksten Beweggründe dazu.

Hätten wir dis noch nicht aus Jesu ganzer Rede geschlossen: so zwingt er uns endlich selbst durch die Worte darauf — „Es ist nicht genug, ins Himmelreich zu kommen, daß man mich einmahl über das

andere Herr nenne; man mus den Willen meines himmlischen Vaters thun.“ Ja, um den Satz — thun *ist* die Hauptsache — noch wie einen Stachel *in* den Herzen Aller, die ihn hörten, zurückzulassen, schlos er die ganze Rede also — „Wer diese meine Rede hört und — thut, der ist einem Weisen gleich, der sein Haus auf Felsen baut. Dann mögen Platzregen fallen, Fluten daher rauschen, Stürme noch obendrein wüten — das Haus wankt nicht, denn es hat unerschütterlichen Grund. Wer aber meine Rede hört und — nicht thut, der ist wie iener Thor, der auch ein Haus bauete, aber Sand zum Grunde wählte. Beim ersten Platzregen, da von unten die Fluten spülten und von oben der Sturm dazu heftig anstos, war's um sein Haus gethan und es fiel mit schrecklichem Geprassel ein.“

Die Apostel Jesu sind samt und sonders treulich in die Fusstapfen ihres grossen Meisters getreten und haben Thun, als die Hauptsache, gelehret. „Ihr habt Christum also gelernt, daß ein rechtschaffenes Wesen den Christen ausmache. Die Liebe ist das Band aller Vollkommenheiten. Der Glaube wird aufhören, aber die Liebe bleibt. Ihr sollet fruchtbar sein an allen guten Werken; denn hierin besteht das Reich Gottes und seines lieben Sohnes, in welches ihr versetzt werden solltet. Wer darin Christo dient, darin sein Christenthum setzt, der ist Gott gefällig. Wer gläubig worden ist, der soll in einem Stande guter Werke erfunden werden; solches allein ist gut und nütze den Menschen, und darum mus es fest gelehret wer-

werden. Wer anders lehret und nicht bei der Lehre von der Gottseligkeit bleibt, der ist verdüstert und versteht sich auf den Kern des Christenthums nicht, der nicht in Worten und Wortkriegen, sondern in Kraft und Thätigkeit besteht." So Paulus. — „Nach dem, der euch berufen hat und heilig ist, seid auch ihr heilig in allem euren Wandel — in allen Lagen eures Lebens; denn es steht geschrieben, Ihr sollet heilig sein, denn ich bin heilig, und ihr verehret einen Gott, der einen Jeden nach seinen Werken richtet. Ihr seid das auserwählte Geschlecht, die Priesterschaft des Höchsten, das geweihete Volk, das verkündigen und an sich aufzeigen soll die Tugend dessen, der euch aus der Finsternis ins Licht versetzt hat. Alle göttliche Kraft zum göttlichen Leben ist euch geschenkt und ihr sollet theilhaftig werden der göttlichen Natur; so reichet nun dar mit eurem Glauben Tugend und mit der Tugend Klugheit, mit der Klugheit Enthaltsamkeit, mit der Enthaltsamkeit Leidenswilligkeit, mit der Leidenswilligkeit Ehrfurcht gegen Gott, mit der Ehrfurcht gegen Gott Liebe gegen Religionsverwandte und mit dieser allgemeine Menschenliebe." So Petrus. — „Seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein; selig wird man nur durch Thun. Wahre Religion ist — Wittwen und Waisen unterstützen und unbefleckt leben. Was hilfts, daß Jemand sage, er habe den Glauben, wenn er die Werke nicht hat? Kann der Glaube ihn selig machen? Durch die Werke erst wird der Mensch gerecht. Wie der Leib ohne Geist todt ist, so auch der Glaube ohne Werke." So Jakobus. — „Wer da

sagt,

sagt, daß er in ihm bleibe, der soll auch wandeln, wie er gewandelt hat. Wer seine Gebote hält, der bleibet in Ihm, und Er in ihm. Wer recht thut, der ist gerecht." So Johannes.

Thun ist und bleibt also nach allen Unterweisungen Jesu und seiner Apostel die Hauptsache.

Es würde doch wohl überflüssig sein, hier noch des alten veriährten Streits über die Werke zu erwähnen. Wenn ein und derselbe Paulus sagt, daß der Mensch durch die Werke nicht gerecht werde und daß Gott doch geben werde einem Jeden nach seinen Werken: so sieht man ia wohl, daß die Sache ein blosser Wortstreit sein müsse, der durch eine richtigere deutsche Uebersetzung gleich gehoben wäre. Freilich, sogenannte Gesetzeswerke, leidige Aeuserlichkeiten und Cerimonieen geben dem, der sie auch noch so streng beobachtet, in Gottes Augen keinen Werth; wohl aber gute Werke, edle Handlungen, zu welchen sich der Mensch aus Vernunft und Gewissen selbst bestimmt. Und wenn Paulus verneint, daß Abraham durch die Werke gerecht worden, Jakobus dis aber beiahet und behauptet: so zeigt der Zusammenhang, daß Jener auch nur auf die Beschneidung, dieser aber auf die Treuherzigkeit Rücksicht genommen habe, mit welcher Abraham Gott sein Liebstes auf der Welt aufopfern wollte. Luthers Betragen im Streite über die Werke wollen wir aber, wie seine Asche, ruhen lassen. Sein Eifer gegen die Katholiken verleitete ihn bei diesem Artikel offenbar zu weit. — — Lasset uns lieber

aus

aus Vernunftgründen nun beweisen, daß Jesus Recht habe, daß — Thun die Hauptsache sei! —

Thun ist erstlich die höchste Ausbildung der Menschheit an uns — die höchste Stufe, welche wir als Menschen ersteigen können. Wenn die Rede davon ist, wie wir gesinnet sein, wie wir handeln und leben sollen: so mus dis blos durch die Beschaffenheit unserer Natur und Bestimmung erörtert und ausgemacht werden. Durch Nachdenken über Beide gelangen wir also zur Einsicht davon; oder, reichte unser eigenes Nachdenken nicht dazu hin, so kommt uns das Nachdenken Anderer dabei zu Hülfe. Sobald wir uns nun selbst darüber unterrichten, oder von Andern darüber unterrichtet werden, besteigen wir die erste Stufe der Menschheit, d. h. wir wissen das Gute. Wer auch auf diese Stufe nicht einmahl tritt, der ist kein wirklicher Mensch, sondern hat nur die äuserliche menschliche Gestalt. Leider gibt es solcher Menschen, die nur wie Menschen aussehen, genug; auch gibt es eine äuserstgrosse Mannigfaltigkeit der Grade des Wissens; aber auch die vollkommenste Wissenschaft des Guten bleibt doch nur immer die unterste Stufe der Menschheit. Wenn wir aber dieser unserer Einsicht gemäs auch unsere Neigungen richten; wenn wir die Erkentnis des Guten in gute Gesinnungen verwandeln, gute Entschliessungen und Vorsätze fassen: dann ersteigen wir die zweite Stufe der Menschheit, d. h. wir wollen das Gute. Zeigten wir uns auf der ersten blos als Wesen, die ihre Venunft gehörig anwendeten: so zeigen wir uns auf dieser auch als Wesen, die

von ihrer Freiheit den edelsten Gebrauch machen. Diese ist das Vermögen, darunter zu wählen, ob wir unsern Willen nach Vernunftgründen, oder nach sinnlichen Eindrücken und Trieben blos, bestimmen. Wie schön ist es da, das erstere zu erwählen! Was hilft es, das Gute noch so vollkommen wissen, wenn das Herz sich immer dagegen auflehnt? Zur Leidenschaft schon gewordene Begierden, zur andern Natur schon gewordene Gewohnheiten bringen freilich diese traurige Erscheinung an Tausenden hervor; doch gibt es auch Menschen, die ein so feines und ausgebildetes sittliches Gefühl besitzen, daß ihr ganzes Herz gleich für das Gute schlägt, sobald sie es nur deutlich denken. Inzwischen bleibt doch auch das vollkommenste Wollen des Guten nur immer noch die mittlere Stufe der Menschheit. Nur dann erst, wenn wir den Willen auch in Werk verwandeln, wenn wir unsere guten Gesinnungen durch Handlungen äusern und unsere edlen Vorsätze ausführen — nur dann erst ersteigen wir die dritte Stufe der Menschheit; d. h. wir thun das Gute. Freilich könnten wir es nicht thun, wenn wir es nicht wollten, so, wie wir es nicht wollen könnten, wenn wir es nicht wüsten; was hilft aber alles Wollen, wenn uns Trägheit, oder Menschenfurcht, oder sonst etwas vom Vollbringen abhält? Sobald wir aber auch das Gute wirklich vollbringen und thun, stehen wir auch auf der höchsten Stufe der Menschheit; denn saget, welche höhere könnte noch geben, als sie? Wir haben Vernunft, wir haben Freiheit, wir haben ein grosses Maas von mancherlei Kräften;

wisset ihr sonst noch etwas? Wenn wir nun, nachdem wir unsere Vernunft zur Erkentnis des Guten und unsere Freiheit zur Neigung zum Guten angewendet haben, auch alle unsere Kräfte noch zur Ausübung des Guten anwenden — vermögen wir Mehr? Folglich ist Thun die höchste Ausbildung der Menschheit an uns. Bedarf es nun aber keines Beweises, daß der Mensch sich ebenso, wie sich iedes andere Wesen ausbildet, auch ausbilden müsse, und daß er eben darum, weil er Mensch ist, es unter allen Wesen am wenigsten beim Drittel von Ausbildung, oder bei halber Ausbildung bewenden lassen dürfe, sondern seine Ausbildung ganz und vollkommen machen müsse, so ist und bleibt aus diesem Grunde allein schon Thun die Hauptsache.

Thun ist aber auch die einzigwahre Gottesverehrung. — Es ist Einerlei, ob wir sagen, wir sind Menschen, oder, wir sind zur Gottesverehrung berufene Wesen. Durch unsere Vernunft bekamen wir den Beruf dazu; und, da dieses Geschäft so erhaben ist und uns vor allen übrigen Erdenwesen so glorreich auszeichnet, wie sollten wir es nicht auf das vollkommenste zu betreiben suchen? Die Gottesverehrung durch Cerimonieen und heilige Gebräuche ist zwar bei weitem noch die gewöhnlichste; aber es gehört Wenig dazu, um einzusehen, daß sie unter allen die falscheste und eitelste sei. Gott ist ein Geist, der allschaffende und allwaltende oberste Geist; wie sollen Körperlichkeiten und Aeuserlichkeiten die Ehrfurcht auch nur ausdrücken, geschweige dann gar

aus-

ausmachen können, welche wir ihm schuldig sind? Auf solche Art wäre die Pappel im Walde auch wohl eine Gottesverehrerin, wenn sie vom Sturme ergriffen mit ihrem Gipfel sich bis zur Erde senkt — oder die Rohrschicht auf dem Teiche auch wohl, wenn sie, durch die Abendluft an einander getrieben, säuselt? Wenn Cerimonieen Mehr sein sollen, als blosse Beförderungsmittel der wahren Gottesverehrung, so wäre zu wünschen, daß es auch nicht Eine gäbe. Man kann bei der strengsten Beobachtung derselben die schlechtesten Gesinnungen haben, und leider decken sich auch die Heuchler insgesamt durch sie. Ja, wenn man so gar viel auf sie hält und in ihnen die Hauptsache sucht, so beweiset man ia auch dadurch sogar, daß man die unwürdigsten Begriffe von Gott, und also nicht einmahl den rechten Glauben, das rechte Wissen, habe. — Kontemplationen oder stille Betrachtungen über die Maiestät Gottes werden auch von Vielen für wahre Gottesverehrung gehalten. Man kann den Stof zu ihnen auf mancherlei Weise sammlen. Die Natur in ihren zahllosen erhabenen und bewundernswürdigen Anstalten bietet allein schon einen unermeslichen Reichthum davon dar. Die Geschichte der Menschheit ist nicht weniger reichhaltig daran; ia, iedes einzelne Menschenleben, und wenn es das einsamste und unbemerkteste wäre, liefert rohe Materialien genug zur weiteren Bearbeitung dem, der es mit Nachdenken führt. Es ist kein Zweifel, daß solche Betrachtungen von dem grössesten Nutzen, und daher wahrhaftig empfehlungswürdig, sind. Nur mus man

nicht bei ihnen stehen bleiben, sich an ihnen nicht genügen lassen lassen und in ihnen nicht das wahre Wesen der Verehrung Gottes suchen. Sie bereiten diese blos vor und legen blos den Grund zu ihr. Was würde man aber zu Leuten sagen, welche sich immer nur zu einem gewissen Geschäfte zubereiteten und das Geschäft selbst nie betrieben? Was zu Leuten, die lebenslang am Grunde zu einem Hause arbeiteten und nie das Haus darauf baueten? Geradeso verhält sichs auch mit allen denen, welche sich einem blos kontemplatifen Leben widmen und ihre ganze Zeit mit Betrachtungen zubringen. Dis kann unmöglich Gott gefallen, der da will, daß wir für unsere Pflichten leben sollen. Noch weniger kann immerwährender Müssiggang wahre Gottesverehrung werden. Thun einzig und allein ist diese, und insofern stille zuweilen angestellte Betrachtungen hierin stärken, verdienen sie allein Beifall und Lob. Gott verehren heisst doch nichts Anderes, als, von seiner Hoheit und Grösse ganz durchdrungen, ihn für seinen Herrn und Vater erklären. Wann zeigen wir uns aber wohl von seiner Hoheit und Grösse unzubezweifelnder durchdrungen — wodurch erklären wir ihn unleugbarer für unsern Herrn und Vater, als — wenn sein Wille von uns geschieht? Dis ists, was Samuel schon sprach — Gehorsam ist besser, dann Opfer. Dis ists, was Paulus an den Titus schrieb — Viele sagen, sie erkennten Gott, mit den Werken aber verleugnen sie es; denn sie gehorchen nicht und sind zu allem guten Werk untüchtig. Wenn uns zur Erfüllung unserer schwereften Pflichten der blosse Gedanke

bestimmt — Gott will's, thue es; wenn uns zur Erduldung des grössesten Unglücks die blosse Vorstellung bewegt — Gott will so, leide gern —— dann, dann verehren wir Gott recht und ganz — dann ist Gott warlich unser Alles in Allem. Thun ist also die Hauptsache.

Thun gibt uns ferner erst den rechten geselschaftlichen Werth. Was haben unsere Mitbürger davon, wenn wir noch so Viel wissen und ihnen keinen Nutzen damit stiften? Und, wenn wir weissagen könnten, und alle Geheimnisse wüsten, und hätten der Liebe nicht, so wären wir Nichts. Was haben unsere Mitbürger davon, wenn wir blos für sie beten und nicht für sie arbeiten? Was haben sie davon, wenn wir ihnen blos unser Mitleid versichern und ihnen herzlich zurufen — Gott berathe euch! — da wir sie doch berathen könnten, und wenn wir ihnen nicht geben, was des Leibes Nothdurft ist? Was haben sie davon, wenn wir uns noch so an den Glauben halten? An unsere Werke wollen sie sich halten. Ach m. Br., es kann gar keine Frage mehr sein, mit welcher Lehre der Geselschaft mehr gedient sei — mit der Lehre von dem blossen Glauben, oder mit der Lehre von den Werken. Leider entscheidet nun schon die Erfarung deutlich genug darüber. Das verächtliche Licht, welches bei Gelegenheit der Reformation auf die guten Werke geworfen ward, hat der Menschheit unendlich geschadet. Eine Zeitlang nach ihr dauerte der Geist der Wohlthätigkeit noch fort, weil man sich einmahl noch an ihn gewöhnt hatte; bald aber, als die nachfolgenden Zeit-

alter gar nichts weiter mehr, als die Predigt vom blossen Glauben, hörten, und zwar nach einer Erklärung hörten, an die Jesus und seine Apostel nie gedacht hatten, verlies dieser Geist fast ganz die protestantische Kirche. In der That, hätte dis noch länger so fortgedauert, so würde bald der grösseste Theil unserer gemeinnützigsten öffentlichen Anstalten eingegangen sein, und die Barmherzigkeit gegen Nothleidende würde überall ein Ende gehabt haben. Dank also unserem Zeitalter, daß es den Werth guter Werke wieder ehrenrettete und dadurch zugleich uns selbst den wahren gesellschaftlichen Werth wieder gab! Nach unserer Rechtgläubigkeit so wenig, als nach unserem Reichthume und nach unserer Geburt — nur nach unsern Verdiensten um die Welt sind wir zu schätzen. Das ist ein edler Menschensohn, der kommen ist zu dienen, aber nicht sich dienen zu lassen, und der den Wahlspruch hat — Gutes thun und nicht müde werden! O würde dis der allgemeine Wahlspruch der Gesellschaften, wie glücklich wären wir durch das bürgerliche Leben und wie wäre für alle unsere Leidenden gesorgt! Preiset, preiset die Werke, ihr Alle, die ihr öffentlich redet, daß unsere Satten, unsere Trägen und unsere Hartherzigen es hören! Sprechet diesen aus Wohlwollen für die Menschheit allen wahren Rang, alle wahre Würde ab, wenn sie nicht thätig werden und Liebe üben! Zusehen, wenn Andere wirken, empfindeln, statt zu helfen, wenn Andere leiden, ist nicht genug — Thun ist die Sache. Sein Licht leuchten lassen, daß die Leute sprechen — dieser mus gelehrt

sein,

sein, denn er widerspricht beständig — dieser mus reich sein, denn er macht Alles mit — dieser mus vornehm sein, denn er fährt Jeden an — dis ist keine Kunst; so aber sein Licht leuchten lassen, daß die Leute unsere guten Werke sehen und dann Gott preisen, wenn ihnen durch selbige Nutzen gestiftet und Hülfe geleistet wird, das ist ein edles Glänzen. Dadurch ein vollkommener Christ zu sein meinen, daß man sich alle Kraft zum Guten abspreche, sich aller Unterlassungswie aller Begehungssünden schuldig gebe, und de- und wehmüthig das Verdienst Christi ergreife, das heisst das Christenthum in eine Religion verkehren, die die Welt ins Verderben stürzt, und vor der das blindeste Heidenthum noch unendliche Vorzüge hätte; durch Jesu Beispiel aber sich im Guten stärken lassen, sein Nachfolger werden und sich ebenso Verdienste um die Welt sammlen, wie er, auch so lange wirken, als es Tag ist, wie er, auch so das Leben für die Brüder lassen können, wie er, dis heisst die christliche Religion zu iener himmlischen Wohlthäterin für die menschliche Gesellschaft machen, für die sie durch das „meine Kindlein liebet euch" gleich angekündigt ward, dis heisst einzig und allein, ihr wahrer Verehrer sein. Der gemeinnützigste Mensch ist der vollkommenste Christ; Thun ist die Hauptsache. „Wer den Willen meines Vaters thut, der ist mein Bruder."

Thun macht endlich uns selbst auch allein glücklich. — M. Br., von diesem Satze lasset uns doch eine vorzüglichlebendige Ueberzeugung zu erhalten su-

chen; er ist es, auf dessen Glauben und Nichtglauben unser ganzes Wohl und Weh in Zeit und Ewigkeit beruhet. Nehmet zuförderst alle Güter dieses Lebens, welche unser äuserliches Glück ausmachen; ist nicht offenbar Thun, welches sie gibt und auch erhält? Wodurch werden wir wohlhabend? Durch Arbeitsamkeit. Wodurch fahren wir fort, wohlhabend zu sein? Durch fortgesetzte Arbeit. Wodurch erhalten wir unsere Gesundheit? Durch Befolgung der Regeln, welche uns die Mässigkeit vorschreibt. Wodurch gelangen wir zu wahrer Ehre? Durch unermüdetes Bestreben, der Gesellschaft wahrhaftignützlich zu sein. Wodurch werden wir Gegenstände allgemeiner Liebe? Durch williges Helfen und Dienen bei ieder Gelegenheit und in iedem Nothfalle. Wodurch vergewissern wir uns die Freuden des häuslichen Lebens und die Segnungen unserer Familie? Durch redliche Fürsorge und Thätigkeit für die Unsrigen. Wodurch bewirken wir, daß wir von unsern Freunden bis ans Ende umgeben und im Tode ihnen noch unvergeslich sind? Durch Treue und Redlichkeit gegen sie, durch Anstrengungen unserer Kräfte für ihr Wohl, durch grosmüthige Aufopferungen für sie. Ist nicht also unsere eigene Thätigkeit die Quelle, aus welcher wir alle äuserliche Güter dieses Lebens schöpfen? Wissen wir für sie, das leidige Geld abgerechnet, eine andere, und darf sich auch sogar seines Geldes Jemand rühmen, wenn er es nicht durch Arbeit selbst erworben hat? O wie schön ist es, daß das Christenthum auch auf dieser Seite schon ganz übereinstimmig ist! Es gibt uns allerdings

die

die angenehmsten Verheissungen dieses Lebens; gibt es uns aber solche nicht blos unter Bedingungen? Werden wir des verheissenen Glücks dadurch theilhaftig, daß wir die Verheissungen blos annehmen, glauben und uns zueignen, oder müssen wir nicht erst die Bedingungen erfüllen, unter welchen uns diese gegeben sind? „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ „Vergebet, so wird euch vergeben.“ „Trachtet nach göttlicher Gerechtigkeit; so wird euch alles Irdische zufallen.“ Also — Besitz des Erdreichs, ungestörter Genus äuserlicher Ruhe ist uns verheissen; wollen wir ihn aber haben, so müssen wir selbst keine Ruhestörer, keine Streitsüchtige, sondern sanftmüthig sein. Barmherzigkeit, Unterstützung in Nothfällen ist uns verheissen; soll sie uns aber zu Theile werden, so müssen wir selbst uns als Unterstützer und Menschenfreunde erst gezeigt haben. Vergebung, Nachsicht bei kleinen Fehlern und Beleidigungen ist uns verheissen; um aber auf sie rechnen zu können, müssen wir vorher auch Billigkeit gegen Andere beweisen, versöhnlich sein und unsern Feinden Gutes thun. Befridigung aller unserer Bedürfnisse ist uns verheissen; soll sie uns aber gewähret werden, so müssen wir göttlichgerecht sein, alle unsere Pflichten erfüllen und allgemeine Tugend und Rechtschaffenheit ausüben.

Nehmet nun ferner unser inneres Glück in diesem Leben — o wie unumstöslichwahr ist es, daß Thun uns einzig und allein dasselbe gewähre. Wie können wir auch nur im geringsten wahre Selbstzufridenheit

besitzen, wenn wir uns des Guten nicht bewust sind, und wenn uns bei den Untersuchungen unserer selbst unser Herz nicht das Zeugnis gibt, daß wir unsere Pflichten treu erfüllen? Wie können wir die Seligkeit des göttlichen Beifalls geniessen, an Gott mit Freuden denken und ihn traut Freund und Vater nennen, wenn wir nicht seinen Willen thun und ihm aus allen Kräften nachahmen? Wie können wir in Verwirrungen unserer Schicksale und in grossen Widerwärtigkeiten mit Vertrauen uns der Providenz überlassen und in ihrem Schosse ruhen, wenn wir nicht schuldlos und nach Gottes Willen, nicht für unsere edle Thätigkeit, aus Pflicht und als Märtirer leiden? Wie können wir es auch nur wagen, einen Blick nach iener Welt zu thun, wenn wir nicht unserer Bestimmung in der gegenwärtigen, die die Vorbereitungswelt zu ihr ist, auf das sorgfältigste Genüge leisten und wirken, so lange es Tag für uns ist? — Stimmte das Christenthum schon in Ansehung des äuserlichen Glücks ebendahin, daß Thun uns dazu nur verhelfe — so beeifert es sich recht, diesen Glauben in Betref des Innern uns ans Herz zu legen. „Selig — nicht, wenn ihr das Gute blos wisset — sondern selig seid ihr dann erst, wenn ihr es thut.“ „Bleibet in mir und haltet meine Gebote, wie ich meines Vaters Gebote halte, so wird eure Freude vollkommen werden; diesen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“ „Wer mein Wort hält, der wird von meinem Vater geliebet werden; dieser wird gleichsam bei ihm wohnen und ihn des vertrautesten Umgangs würdigen.“

digen.“ „Wenn ihr um der Gerechtigkeit willen, wenn ihr für die gute Sache leidet, so seid getrost, freuet euch und hüpfet.“ „Sammlet euch Schätze für iene Welt, übet viel grosse und edle Handlungen aus; wo dann euer Schatz ist, da ist auch euer Herz, ihr werdet gern an iene Welt denken und ieder Blick nach ihr wird euch erquicken.“ So Jesus, über inneres Glück durch Thun allein; lasset uns auch seinen Apostel noch hören, dessen ganze Seele sich durch sanfte Thätigkeit so glückselig fühlte. „Meine Kindlein, lasset uns einander lieben mit Thaten; dann können wir unser Herz stillen.“ „Wenn wir uns so unter einander lieben, dann bleibet Gott in uns und wir haben Freudigkeit zu Gott, und was wir bitten, werden wir von ihm nehmen; denn wir halten seine Gebote und thun, wie's ihm gefällig ist.“ „Sind wir so von Gott geboren, ist unser ganzes Wesen nichts, ais liebevolle Thätigkeit, so überwinden wir die Welt und alle ihre Leiden.“ „Ist die Liebe völlig bei uns, so haben wir auch sogar Freudigkeit auf den Tag des Gerichts und denken ohne Furcht an ihn; denn die völlige Liebe treibet alle Furcht aus.“

Es ist noch übrig, daß wir die grösseste aller praktischen Wahrheiten beherzigen, nehmlich — daß Thun, wie es uns in diesem Leben nur glücklich macht, auch in ienem Leben uns einzig und allein nur selig machen werde. Man sollte freilich kaum glauben, daß Jemand, der solchergestalt das Erstere nun für erwiesen annehmen mus, noch Beweis für das Letztere fordern

werde;

werde; dessen ungeachtet aber gibt es sogar noch Lehrer genug, welche gegen alle Vernunft und gegen die deutlichsten Aussprüche des Christenthums dasselbe bestreiten.

M. Br., wenn die schätzbarsten äuserlichen Güter, Ehre, Freundschaft, Beifall, Liebe und Segen guter Menschen hier nur durch Thun uns zu Theile werden: wie sollen sie uns dann dort anders zu Theile werden können, als durch Gethanhaben? Wenn hier für uns ohne Thun an keinen Frieden mit uns und mit Gott zu denken war: wie wollen wir dann ohne Gethanhaben dort darauf rechnen können? Ist denn Gott etwa dort weniger heilig, als hier? Werden wir dort andere Wesen, als wir hier waren? Treten wir dort in eine Gesellschaft ein, wo uns Niemand kennen wird? Nein, der unveränderliche Gott wird auch dort nur Wohlgefallen an uns haben, wenn wir hier seine Gebote hielten, und wir werden dort nur ewige Folgen guter Handlungen geniessen, wenn wir hier gute Handlungen ausübten. Und, wollten wir dort etwa noch anfangen, uns im Guten thätig zu zeigen — doch, woher die Fertigkeit, die Kraft, oder auch nur die Lust dazu, wenn wir hier nicht die Lust hegten, die Kraft übten, die Fertigkeit erwarben? — wollten und könnten wir es aber auch wirklich, wie

könn=

könnten wir uns ie unter Menschen glücklich fühlen, welche hier über unsere Unthätigkeit lebenslang klagten und seufzten! Man hofft also offenbar etwas gegen alle Vernunft, wenn man auf eine andere Art, als durch Thun, selig zu werden hofft.

Und — so konnte dann auch wohl das Christenthum keinen andern Weg zur Seligkeit zeigen, als diesen, und hat uns auch keinen andern gezeigt. „Meister, wodurch gelange ich einst zur ewigen Glückseligkeit?“ dis war die Frage eines iungen, vornehmen, reichen Juden, der noch dazu recht Allen vorlief und Jesum damit anknieete. „Halte die Gebote,“ war die Antwort, und dabei sagte Jesus sie nach der Reihe her. „Das Alles habe ich gehalten von meiner Jugend auf; was fehlt mir noch?“ „Nun, so nimm dein ganzes Vermögen und verwende es zum Besten Anderer; dann bist du vollkommen und wirst einen Schatz im Himmel haben.“ Dieser Bescheid machte den reichen iungen Mann so mismüthig, daß er Jesu sein ewiges Leben, das er erst so schwer verdienen sollte, lieber lies und davon ging. Ebenso ist auch der Ausspruch Jesu bekannt, daß einem Jeglichen einst vergolten werden soll nach seinen Werken; wie auch die Abfertigung, welche diejenigen, welche sich einst blos auf

ihr

ihr eifriges Religionsbekentnis berufen würden, empfangen sollten, daß sie von ihm weichen möchten, weil sie nicht thätig im Guten gewesen wären. Die Menschenfreunde aber, sagte er, sollten das Reich ererben, das bereitet sei von Anbegin der Welt. „Preis, Ehre und unvergängliches Heil, rief Paulus aus, Allen, die unermüdet in guten Werken nach dem ewigeu Leben trachten;“ ia, er selbst wollte nicht eher selig sein, bis er's verdient hatte. — Nun hab' ich den Lauf vollendet; hinfort wird mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit u. s. w. Kurz und stark — „Was der Mensch säet, das wird er erndten; so lasset uns Gutes thun und darin nie müde werden, wenn wir nehmlich einst auch erndten wollen ohne Aufhören!“ So macht also Thun auch allein selig; und so ist doch wohl Thun die Hauptsache? — —

O möchte doch der Geist edler Thätigkeit, dieser ächtchristliche Geist, mehr über uns walten! Was nennet ihr ihn Meister und Herr und thut doch nicht, was er euch gebietet? Thun müsset ihr; Gutesthun ist die ausgebildete Menschheit, ist die rechte Gottesverehrung, gibt euch allein gesellschaftlichen Werth und macht euch allein glücklich. Besonders leget die schädlichste aller Meinungen ab, daß gute Werke nicht zur Seligkeit nöthig wären. Gute Werke sind

viel-

vielmehr das einzige Mittel zu aller Seligkeit. Höret doch ia die Lehrer gern, die euch dringend zu *selbigen* ermuntern; sie meinen es weise und gut *mit* euch und wollen nicht, daß ihr euer Haus *auf* Sand bauet. Dis thätet ihr aber, wenn ihr *auf* fremdes Verdienst bauetet. Christen, höret das grosse Wort — „Er ernidrigte sich selbst und ward gehorsam; darum hat ihn Gott erhöhet und mit Preis und Ehren gekrönet.“ Wollet ihr mit Preis und Ehren gekrönt werden, so verlasset euch nicht auf Jesu Ernidrigung und auf Jesu Gehorsam, sondern ernidriget euch, wie Jesus, seid Gott gehorsam, wie Jesus. Dienet lieber, als daß ihr euch dienen lasset; thut das Gute und thut es gern, so werdet ihr gelohnet. Könnte Jesus auch wohl für euch lernen, so, daß ihr dadurch es hernach wüstet, ohne daß ihr es selbst gelernt hättet? Wie soll er denn für euch thun können; so, daß euch wäre, als wenn ihr es selbst gethan hättet? Nein, was Jesus that, dafür wird Jesus gelohnt; wofur ihr gelohnt sein wollet, das müsset ihr thun. So folget ihm auf dem Wege zur Seligkeit nach, den er euch wies und voran ging. Führet ein christliches Leben! Arbeitet wakker in eurem Berufe und Stande und werdet die gemeinnützigsten Büger. Ergreifet iede Gelegenheit, Menschen aus allen euren Kräften zu rathen und zu

helfen. Opfert oft euren eigenen Vortheil dabei auf; sintemahl auch Christus für uns gelitten hat. So werdet ihr hier schon in Gottes Reiche sein und einst eingehen in das ewige Reich unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi — Thun ist die Hauptsache — Amen!

XL. Wir

XL.

Wir sind Haushalter.

Am 9. Sonnt. nach Trinit.

Ueber Luc. XVI. V. 2.

Thue Rechnung von deinem Haushalten; dein Haushalt hat ein Ende.

XL.

Meine Brüder. Jesus beschlos seine Erzählung von ienem üblen Haushalter, der sich, als ihm sein Dienst aufgekündigt worden, auf eine so betrügerische Art zu helfen gewust, mit der Bemerkung, daß selbiger von seinem Herrn deshalb gelobt worden sei. „Der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte.“ Also — doch nur klüglich, aber nicht recht. Und das Lob ist auch nichts weiter, als ein blosses Zugeständnis des Herrn, daß dieser schlechte Mensch bei aller seiner übelgeführten Wirthschaft doch gar nicht dumm sei, sondern zuletzt noch den listigsten Streich dadurch gespielt habe, daß er für seine Zukunft gesorgt. Ein ähnliches Lob ertheilen wir also noch täglich iedem Betrüger, wenn wir ihn einen recht feinen Schelm nennen, ohne daß wir dabei die Absicht haben, daß ihm solches zum wahren Lobe gereichen solle.

Bei dieser Bemerkung setzte nun Jesus hinzu — Die Kinder der Welt wären klüger, als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte. Dis sollte nichts Anderes anzeigen, als daß blosse Geschäftsmenschen in ihrer Art oft vernünftiger zu Werke gingen, als Leute, die doch durch die Religion aufgeklärt und über ihre wahre Bestimmung unterrichtet sein wollten. Diese sorgten bei weitem oft nicht so für ihre ewige Zukunft, wie iene für ihre zeitliche und irdische. Sie überlies-

sen sich dem Geitze, ohne zu bedenken, daß sie einmahl alle ihre Schätze zurücklassen müsten, und ohne mit diesen Gutes zu stiften, dessen wohlthätige Folgen sie dort noch segneten und dort noch ihren Schatz ausmachten.

Eigentlich ging dis, wie wir ausdrücklich lesen, auf die Pharisäer, welche eben Jesu zuhörten und — geitzig waren. Diesen ward also zu verstehen gegeben, daß sie bei aller ihrer aufgeblasenen Weisheit nicht einmahl so klug, wie iener Betrüger, wären; da sie doch wüsten, daß sie ebenso, wie er, blosse Haushalter wären und von Allem, was sie besässen, einst abgerufen würden.

Aber — das Bild eines Haushalters passt auch überall und vollkommen auf ieden Menschen. Paulus wendete es schon auf sich, als Apostel, an und nannte sich und seine Mitapostel, als er bemerkte, daß man sie Christo selbst gleich schätze, blos Christi Diener und Haushalter über die Lehre Christi. Weiterhin wendete er es auch auf alle Religionslehrer von Range an und empfohl den Bischöfen vorzüglich einen untadelhaften Wandel, Amtstreue und Alleinbeharren bei der wahren Lehre darum, weil sie Haushalter Gottes wären. Petrus ging noch weiter und nannte alle Christen ohne Unterschied Haushalter der Gnaden, Gaben und Wohlthaten Gottes.

O lasset uns doch fleissig auch uns unter diesem Bilde betrachten! Man wird ein wahres Kind

des

des Lichts, man gelangt zur höchsten Religionsklugheit, wenn man so thut. — —

Wir sind Haushalter...

Einem Haushalter ist von dem, was er als solcher unter sich hat, nichts eigen, sondern Alles gehört seinem Herrn, der es ihm zur Verwahrung, unter Beschlus und Aufsicht übergeben hat. Sobald wir uns also in diesem Bilde betrachten, vergegenwärtigen und versinnlichen wir uns die Vorstellung recht, daß nichts von Allem, was wir haben, besitzen und geniessen, unser Eigenthum sei, sondern daß es Gott ursprünglich zugehöre, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt. „Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm dann gegeben vom Himmel.“ „Der Zustand eines Jeden ist so, wie der Herr einem Jeglichen gegeben hat.“ Dis gilt von Allem, von Geld und Gut an bis zum Verstande. „Nicht, daß wir tüchtig sind von uns selbst, etwas zu denken, sondern daß wir dazu tüchtig sind, ist von Gott.“ Gefässe Gottes sind wir, und iede Kraft in selbigen ist Gottes, und nicht von uns. Wir haben aber dem Herrn nichts zuvor gegeben, daß es uns etwa wiedervergolten würde. Wie also ein Eigenthümer das, was er seinem Haushalter anvrrtrauet, nicht aus Schuldigkeit, sondern blos aus eigenem, freien, gutmüthigen Antriebe ihm anvertrauet: so ist auch alles das, was wir erhalten, nicht Schuldigkeit des Schicksals, sondern freie Gnade Gottes. „Von Gottes Gnaden sind wir, was wir sind; und wenn wir auch noch so wacker damit arbeiten, so sind wir's doch nicht,

die da arbeiten, sondern Gottes Gnade ists, die mit uns ist.“ Hat nun ein Eigenthümer mehrere Haushalter, so übergibt er Jedem davon, was er will und wie viel er will. So hat dann auch Gott den Reichthum seiner Güter unter uns nicht nur vertheilt, sondern auch auf die mannigfaltigste Weise vertheilt, und wir sind Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes. Es sind auf allen Glückseligkeitsseiten und in ieder Hinsicht mancherlei Gaben, aber nur ein gebender Geist — mancherlei Aemter, aber nur ein anstellender Herr — mancherlei Kräfte, aber nur ein Gott, der da wirkt Alles in Allem. Diese Mannigfaltigkeit, welche die Grundlage der Schönheit ist und daher bei allen Werken Gottes Statt findet, muste auch bei der Vertheilung der göttlichen Gnaden unter uns Statt finden, um ebenfals den Anblick derselben vollkommenschön zu machen. Sie ward aber auch von Gott des gemeinen Nutzens wegen beliebt. Durch sie sollten die Menschen zur Gesellschaft unter einander angetrieben werden, ohne welche sie keiner wahren menschlichen Ausbildung empfänglich waren. Als Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes sollten sie im Stande sein, einander zu dienen, Jeder mit der Gabe, welche er von Gott empfinge. — O m. Br., wenn wir so recht lebhaft erwägen, daß Alles, was wir haben, Gott zugehöre, daß er es uns aus Gnade gebe, und daß er den grossen Reichthum seiner Gnade mannigfaltig vertheilen muste — was für edle Eindrücke wird dis auf unser Herz machen! Wie könnten wir nun irgend ein neues Gut von Werth erhalten, oder ir-

gend einen Genus von Belang von einem Gute, das wir schon besitzen, schöpfen, ohne daß unser erster Blick dabei gen Himmel gerichtet sein sollte? Dank, inniger Dank gegen Gott wird alsdann unser ganzes Herz erfüllen; denn mit ieder neuen Freude, die uns wiederfährt, erkennen wir ihn auch für unsern Wohlthäter aufs neue. Verhält es sich denn nicht mit Kindern so, die einmahl wissen, daß der Stifter alles des Glücks, das sie im Hause geniessen, ihr Vater sei? Auf wen richten sie bei ieder Vermehrung ihrer Freuden zuerst ihre Augen? Wem fühlen sie sich noch immer mehr verbindlich gemacht? Ists nicht der Vater? Wenigstens ist dis gewis allemahl der Fall, wenn es vernünftige Kinder sind. Und so zeigen wir uns dann auch in dem grossen Hause Gottes, Erdenwelt genannt, als die vernünftigen unter den Kindern und Geschäpfen Gottes daselbst, wenn wir als Glückliche auch dankbar gegen Gott sind. Welches Erdengeschäpf weiter vermag uns dis nachzuthun? Die übrigen nehmen Alle, wie wir, wissen aber von dem grossen Geber nichts; Gott liebet sie Alle und gibt ihnen immer mehr Beweise seiner Liebe, ohne daß sie ihn wiederlieben können. Wir behaupten also unsern erhabensten Vorzug vor ihnen, so oft wir Dank gegen Gott empfinden, und Gott sieht dann allemahl seinen grossen Endzweck der Vernunft an uns erreicht. — Wie könnte aber auch wohl Stolz uns ergreifen, wenn wir vor Andern Viel voraus erhielten, sobald wir uns daran erinnern, daß Alles nicht nur Gabe überhaupt, sondern auch Gnadengabe sei? Um so verpflichteter gegen Gott werden

wir uns vielmehr fühlen, ie mehr uns seine Gnade vor Andern auszeichnete; nimmermehr aber wird es uns übermüthig gegen Andere machen oder gar Verachtung uns gegen sie einflössen. Von uns selbst werden wir nicht Mehr halten, als sichs gebührt zu halten, und an Andern werden wir den Werth gelten lassen, den sie doch auch haben. Wir werden, wenn wir am Leibe der Gesellschaft eine Art von Auge geworden wären, zu der Hand nicht sagen — ich bedarf deiner nicht, oder, wenn wir gar das Haupt wären, zu den Füssen nicht sprechen — ihr seid unnütz. Vielmehr werden wir es gelten lassen, daß solche Glieder des Leibes, die uns die schwächsten zu sein dünken, die nöthigsten sind, und daß Gott sämmtliche Glieder am Leibe gesetzt habe, wie er gewollt. O wie schön wäre es, wenn diese Denkungsart die allgemeine unter unsern Gesegneten und mit Gütern und Kräften, es sei von welcher Art es wolle, vorzüglich Begabten würde! Dann würde in der bürgerlichen Gesellschaft nicht mehr so viel Gleichgültigkeit, Kälte und Unherzlichkeit gegen einander anzutreffen sein; dann würden, wenn ein Glied litte, die übrigen Glieder mitleiden, und Niemand würde sich weiter durch öffentliche Verachtung Anderer selbst zum Gegenstande verborgener Verachtung machen. — Wie könnte endlich auf den Fall, daß wir Vorzüge an Andern erblickten, die wir nicht besitzen, unser Herz dem Neide sich überlassen, wenn wir den Gedanken an die mancherlei Gnaden Gottes recht vor Augen haben? Nein, wir werden, sobald die geringste Misgunst sich in uns regt, zu uns

selbst sagen — „Lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Hast du schon gehört, daß ein Werk zu seinem Meister spreche — warum machst du mich also? Kann nicht ein Töpfer aus seinem Thone bilden, was er will — blosse Alltagsgeräthe, wie Geräthe zur Pracht?“ Wir werden es gut sein lassen, wenn Andere Mehr sind und Mehr haben, als wir; wir werden, falls wir eine Art von Fus am Leibe der Gesellschaft geworden wären, nicht sprechen, weil ich nicht Hand geworden bin, so will ich auch nicht Glied überall sein, und, wenn wir Ohr wären, nicht Auge sein wollen, sondern uns mit der Frage beruhigen — wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? und, wenn alle Glieder einerlei Glied sein wollten, wo bliebe der Leib? Gott, wie thöricht ist doch der Neid! Er macht den, der sich ihm ergibt, ärmer, als er wirklich ist; er erbittert die Ausgezeichneten durchs Schicksal ebenso, wie der Stolz Dieser die nicht Ausgezeichneten erbittert, und lähmt ihre ganze Theilgebung. Müssen wir denn, um glücklich zu sein, gerade das haben, was uns fehlt? Ist es nicht weiser, daß wir kennen und schätzen lernen, was wir haben, und dadurch glücklich zu werden suchen? Thäten wir Alle so, so würde kein Unzufridener unter uns sein; denn Gott hat sich bei aller Mannigfaltigkeit in Vertheilung seiner Gaben gegen Keinen von uns ganz unbezeugt gelassen, und es ist wahre Unbescheidenheit, ia fast Empörung gegen ihn, so wir scheel dazu sehen, wenn er gegen Andere gütig ist. Kann Gott nicht mit dem Seinigen machen, was

er will? O darum wollen wir uns recht oft in dem Bilde eines Haushalters betrachten; so wird unser Herz ebenso leer von Neid und Stolz, als voll von Dank gegen den reichen Eigenthümer sein, der uns seine Güter anvertrauet.

An Haushaltern sucht man nichts mehr, als daß sie — treu erfunden werden. Fahret also fort, in diesem Bilde euch zu betrachten, m. Br. Hierdurch werden wir, wenn auch keine Rechenschaftsablegung uns bevorstände, allein schon angetrieben, mit Allem, was wir haben, redlich umzugehen. Wollen wir denn, wenn wir einmahl nichts, als Haushalter, sind, nicht wenigstens würdige Haushalter sein? Und, wenn das Urtheil einer ganzen Welt über uns auf dieser Seite auch wegfiele, müsten wir uns nicht vor uns selbst schämen, wenn uns unser eigenes Herz sagte, daß wir nicht werth wären, daß Gott uns das, was wir von seinem Eigenthume in Verwahrung haben, anvertrauete? Haben wir uns denn aber wohl vor dem Empfange diese Würdigkeit schon erworben? Ach, von wie wenig Gaben Gottes dürfte dis der Fall sein! Und, wäre er es auch hier und da, so verlöhren wir doch auf der Stelle die Würdigkeit wieder, sobald wir mit irgend einer Gabe hernach unredlich umgingen. Die mehresten seiner Gaben aber, ia, die Hauptgaben alle hat uns Gott ohne unsere vorhergegangene Würdigkeit anvertrauet; so müssen wir also die Würdigkeit dazu wenigstens nach dem Empfange noch zu erwerben suchen. Wisset ihr nun wohl ein anderes Mittel, dis zu bewirken, als —

treues Haushalten mit den uns anvertrauten Gütern? Und kann dis irgendworin anders bestehen, als daß wir den rechten Gebrauch davon machen? — Als vernünftige Wesen müssen wir ia doch auch erkennen und einräumen, daß der nicht blos allreiche, sondern auch allweise Gott uns nicht zu Haushaltern machte, um uns nur dazu zu machen, sondern daß er eine Absicht, und zwar die heiligste Absicht, dabei hatte. Es leuchtet dis um so heller in die Augen, ie sonderbarer und auffallendmannigfaltiger er seine Pfunde an uns austhat. Müssen wir nun nicht die göttliche Absicht bei unserem Haushalt zu erreichen streben? Oder mit andern Worten wieder — müssen wir nicht den uns vorgeschriebenen Gebrauch von Allem, was wir haben, machen? Dann, nur dann sind wir treue Haushalter. — Dieselbe Vernunft, welche die vornehmste unter allen Gaben Gottes selbst ist, lehrt uns auch zugleich den von Gott verabzweckten Gebrauch sämtlicher Gaben und Güter Gütes. „Mensch, spricht sie, Gott will das Wohl aller seiner Erdengeschäpfe, das deinige aber vorzüglich; ebendarum war er gegen dich freigebiger, als gegen die übrigen. So sorge mit Allem, was du bist und hast, für dein Glück. Empfange nicht blos, suchs auch zu behalten; las es nicht so blos, wie du es empfängst, bilde es auch aus, vervollkommne es; besitze nicht blos, genies auch. Um dich her zieht sich ein enger Kreis von Menschen, die du die Deinen, deine Lieben und Freunde nennest. Du stehst nicht blos unter ihnen, um dich vor ihren Augen zu segnen; du sollst auch Segenstifter für sie wer-

werden. Mache glücklich mit dem, was du hast, dich und — sie. Mache dich erst recht glücklich in ihnen und durch ihr Glück, das deiner Hände Werk ist. Um dich und die Deinen her zieht sich aber auch noch ein grösserer Menschenkreis, der so weit reicht, als deine Kräfte nur reichen. Alle, denen du rathen, dienen und helfen kannst, haben die gerechtesten Ansprüche auf dein Vermögen dazu. Es ist Alles gegeben zum gemeinen Nutzen; ebendeshalb geschah die Vertheilung so mannigfaltig. So thue auf allen Seiten so viel Gutes, als du kannst; werde so gemeinnützig, als möglich, und mache, wenn es in deiner Macht wäre, eine ganze Welt glücklich. So, nur so wirst du der Güter, welche dir Gott anvertrauet hat, sie mögen sein, von welcher Art sie wollen, würdig.“ Diese Sprache hören wir, m. Br., und werden in ihrer Ausübung gestärkt, so oft wir uns als Haushalter denken; wie könnten wir unserem Herzen mehr wohl thun, als wenn wir dis Bild oft vor uns hinstellen?

Aber nun auch — — Thu Rechnung von deinem Haushalten!!! Wo ist ein Güterbesitzer, dem seine angestellten Verwalter nicht Rechenschaft ablegen müssen? Ja, der Begrif des Rechnungsthuns ist mit dem Begriffe eines Haushalters so fest verbunden, daß wir diesen ohne ienen gar nicht denken können. Was ist denn ein Haushalter anders, als ein Mensch, der auf Rechnung sitzt? Wie kann es also auch anders sein, als daß wir, sobald wir uns als Haushalter Gottes denken, Ahndung iener Rechen-

chenschaft haben müssen, die wir ihm darüber abzulegen haben werden, wie wir mit dem, was er uns anvertrauete, umgegangen sind, und ob wir seine Absichten, aus welchen er es uns übergab, erfüllt haben? Wäre es auch nur möglich, sich den allgütigen Geber auch als allweise zu denken, ohne so etwas zu vermuthen? Müste Derienige aber nicht schon ein ganz verschraubter, oder gar ganz verderbter Mensch sein, auf den der Gedanke an die ihm bevorstehende Rechenschaftablegung nicht den Eindruck machte, daß er sich auf sie gefasst hielte und sich zu ihr vorbereitete? O darum haltet euch doch ia Alle das Bild eines Haushalters als euer wahres und leibhaftiges Bild recht oft vor Augen! Euer grosser Lehrer, der dis Bild für euch hinstellte, hat alles Mögliche gethan, um euch dabei auch an die Rechenschaft zu erinnern, welche Gott von euch fordern wird; er hat diese sogar durch die Ankündigung und Beschreibung eines feierlichen Weltgerichts zu versinnlichen gesucht...

M. Br., wir stehen ietzt bei dem wichtigsten Theile unserer heutigen Betrachtungen; auf und lasset uns unser Nachdenken verdoppeln! Thu Rechnung von deinem Haushalten — dis gilt nicht blos von Geld und Gut, sondern von Allem, was wir sind und haben. Wir denken freilich immer an Jenes zuerst, weil uns der Begrif des Haushaltens zunächst darauf führt, und es ist auch gewis, daß wir für Geld und Gut, da so viel damit zu bewirken ist, verantwortlich sind. Ja, ia, ihr, die ihr weit Mehr habet, als

ihr

ihr brauchet, höret in voraus schon die Fragen — Habt ihr nach Gluckhennenart blos besessen, oder auch genossen? Habt ihr blos genossen, wie der Nimmersatt, oder Andere auch mitgeniessen lassen? Habt ihr euren Ueberflus durch Pracht an euren Tafeln, in eurer Kleidung und in euren Häusern verschwendet, oder habt ihr die Hungrigen gespeiset, die Nackenden gekleidet und für Herümirrende ohne Dach und Fach Miethe und Holz bezahlt? Habt ihr Gaukeleien und sinnliche Vergnügungsanstalten, oder gemeinnützige und wohlthätige Institute befördert und unterstützt? Jesus selbst machte die Rechenschaft über den Mammon wichtig und gab den Rath, sich durch ihn, so eitel er auch übrigens sei, Freunde zu machen und Gutes zu stiften, das ewigbeglückende Folgen hätte. Nur müssen wir nicht glauben, daß die Rechenschaft über Geld und Gut die hauptsächlichste sei, oder daß mit ihr gar das ganze Rechnungsthun abgethan sei. Thu Rechnung, wirds auch heissen, von deiner Macht. Hast du sie gebraucht, freie Menschen zu Sklaven, oder Sklaven frei zu machen? Hast du sie gebraucht, das Recht zu unterdrücken, oder dem Unterdrückten Recht zu verschaffen? Hast du sie gebraucht, Leuten, die fest standen, den Fall zu bereiten, oder aus Schwachheit Fallenwollende stehend zu erhalten? Hast du sie gebraucht, deinen Feind zu zertrümmern, oder ihn mit dir auszusöhnen? — Thu Rechnung, wirds auch heissen, von deinem Ansehen. Hast du es angewendet, deine Fürbitte für Andere kräftig zu machen, oder die Kraft geschehener Fürbitten zu vernich-

nichten? Hast du es angewendet, um durch dein Beispiel Thorheiten, wohl gar Laster, in die Gesellschaft einzuführen, oder Alle um dich her zu deiner Nachahmung in Weisheit und Tugend zu reitzen? Hast du es angewendet, um als Betrüger dir, oder als Rechtschaffener andern Rechtschaffenen, Kredit zu verschaffen? — Thu Rechnung wirds auch heissen, von deiner Gesundheit. Hast du sie bewahrt, oder zerstört? Hast du durch sie deine Wollüste befridigt, oder deinen Arbeitseifer bewiesen? Hast du Gefaren für Andere aus Weichlichkeit gescheuet, oder ihnen, durch dein Kraftgefühl angetrieben, Trotz geboten? — Thu Rechnung, wirds auch heissen, von deinem Verstande. Hast du ihn ausgebildet, oder vernachlässigt? Hast du ihn auf Läppereien, oder auf Wesentlichkeiten, gerichtet? Hast du dich seiner bedient, die Welt zu betrügen und zu verführen, oder Betrügereien aufzudecken und Verführte zu retten? Hast du an seiner Hand den Gottesleugner gespielt und alle Menschen zu Gottesleugnern machen wollen, oder hast du Gott dir und deinen Brüdern noch mehr bewiesen? Hast du deinen erlangten Einsichten gemäs gehandelt, oder sie durch deine Werke verleugnet? — Thu Rechnung, wirds auch heissen, von deinem Gewissen. Hast du, wenn es schlief, den lieber gehabt, der es in noch tieferen Schlaf versenkte, oder den, der es zu wecken suchte? Hast du, wenn es irrte, die Berichtigung seines Irthums, die dir dargeboten ward, weggeworfen, oder dankbar angenommen? Hast du, wenn es zu dir sprach, dich gegen seine Stimme zu betäuben

ge-

gesucht, oder auf sie gehört? Hast du, wenn es nach begangenen Fehlern dir Vorwürfe machte, über die Vorwürfe gelacht, oder, durch sie beschämt, für die Fehler Ersatz geleistet? — Thu Rechnung, wirds auch heissen, von den Gelegenheiten Gutes zu thun, welche du hattest. Hast du dich von ihnen weg, oder nach ihnen hin, gewendet? Hast du sie mit Widerwillen angenommen, oder von ganzem Herzen sie ergriffen? Hast du in ihnen nur gethan, was Jeder thut, der noch auf öffentliche Achtung hält, oder hast du aus Achtung für dich selbst Alles geleistet, was du leisten konntest? Hast du lieber solche gesehen, wo du mit Geräusch wirken konntest, oder solche, wo du im Verborgenen Gutes thast? — Thu Rechnung, wirds auch heissen, von deinen Freunden. Hast du sie gemisbraucht, oder mit Treue gelohnt? Hast du nur von ihnen wollen geschätzt sein, oder hast du auch sie geschätzt? Hast du sie zu Helfershelfern bei bösen, oder zu Mitarbeitern bei guten Handlungen, gebraucht? Hast du in deiner Noth nur von ihnen unterstützt sein wollen, oder hast du sie auch in ihren Nöthen unterstützt. — Thu Rechnung, wirds auch heissen, von deiner Zeit. Hast du sie gern verschlafen, oder hast du die Stunden für eigentliches Leben gehalten, in welchen du wachtest? Hast du sie gern vertändelt und verspielt, oder hast du sie lieber zu Einsammlung nützlicher Kentnisse verwendet? Hast du sie mit schlechten, oder mit guten Thaten bezeichnet? — — Ach m. Br., wie lange könnte diese Betrachtung noch fortgesetzt werden! Summa — es ist Nichts von

Allem,

Allem, was wir sind und haben, worüber uns nicht Rechnungsthun bevorstände.

Je Mehr wir nun sind und haben, desto grösseres Rechnungsthun steht uns bevor. „Wem Viel gegeben ist, bei dem wird Viel gesucht werden; wem Viel anvertrauet ist, von dem wird Viel gefordert werden.“ Ist es denn nicht in der That so im ganzen bürgerlichen Leben? Wird die Verantwortlichkeit eines Jeden von uns an seine Obern und Vorgesetzten nicht in der Masse grösser, in welcher ihm Uebertragung geschehen ist? Und im göttlichen Staate, im Reiche Gottes sollte es anders sein? In diesem muss ja vielmehr die höchste Gerechtigkeit herrschen; denn Gott selbst ist nicht nur der Heiligste, der ohne Ansehen der Person richtet, sondern es kann sich auch kein Mensch vor ihm verstellen, und er, als der Geber aller Gaben, weis, was er einem Jeglichen gegeben hat. Hier öfnet sich eine Seite bei Betrachtung der Gaben Gottes, auf welche hin noch immer am wenigsten gesehen wird, und auf die doch eigentlich am meisten gesehen werden müste. Sollte es nicht für alle diejenigen, welche sich vom grossen Geber aller Gaben für zurückgesetzt halten, ein wichtiger Gedanke sein, daß sie um so weniger ihm verantwortlich wären? Man finde es so schön, wie man wolle, Viel zu haben; sobald es doch nicht wirkliches Eigenthum, sondern blos anvertrautes Gut ist, wird auf ieden Fall die Lage um so bedenklicher, ie Mehr man hat. Es gehört Viel dazu, bei der Verantwortung über den Haushalt mit grossen fremden Gütern gut zu bestehen. Am aller-

meisten aber sollten alle diejenigen dis bedenken, welchen wirklich von Gott Viel gegeben ist. Lassen sie sich es so gern gefallen, daß ihnen Viel gegeben ward; hätten sie sogar gern dessen noch Mehr: so müssen sie, wenn sie nicht treue Haushalter damit sind, vor dem Tage, an welchem es heisst — Thu Rechnung! — zittern. Ach, ihr nicht nur, die ihr hunderttausend Thaler habet, sondern auch ihr, die ihr über Hunderttausende Macht und Gewalt habet, und ihr, die ihr vor Hunderttausenden Verstand habet, ia, sogar ihr, die ihr vor Hunderttausenden Jahre und Alter habet — — Alle, Alle, die ihr vorzüglich von Gott gesegnet seid, es sei auf welcher Seite es wolle, beherziget das Wort — wem Viel gegeben ist, von dem wird man Viel fordern...

Es kommt noch dazu, daß kein Mensch weis, wann die Stimme — Thu Rechnung! — für ihn erschallen werde. Eine dunkle Vorstellung davon, daß sie einst für uns erschalle, haben wir insgesamt; Jeder aber denkt sich den Termin noch immer weit hin und diese Art, ihn sich zu denken, verursacht oft, daß man auch noch immer die Zubereitung zur Rechnungsablegung ebensoweit hin verschiebt. Des Herrn Tag kommt aber oft, wie ein Dieb in der Nacht, und der Güterbesitzer erscheint oft in einer Stunde, in welcher es seine Verwalter nicht meinen. Wie wäre es auch möglich, gut Rechnung zu thun, der Eigenthumsherr komme unangemeldet, oder erwartet, wenn man nicht immer so Haus hält, daß man dem Herrn, er komme, wie und wann er wolle, die Rechnung ohne Scheu vor-

vorlegen könne? Abscheulich also, wenn man erwartet, daß der Tod sich erst gehörig anmelden solle! Abscheulich, wenn man glaubt, daß man nach seiner geschehenen Anmeldung erst noch die Rechnung fertigen möge! — — O m. Br., darum lasset uns das Bild des Haushalters uns recht oft vorhalten! Thu Rechnung — wird uns unser eigenes Herz alsdann ieverzeit zurufen; und dieser Zuruf wird den Eindruck auf uns machen, daß wir die Rechnung bereit halten, um sie vorzeigen zu können — besonders, weil wir nicht wissen die Zeit oder die Stunde, in welcher der Herr kommt. — —

Sind wir aber dann wirklich zur Rechnungsablegung gefasst — o wie wird der Gedanke, daß wir Haushalter sind, unser ganzes Herz erheben, so oft er sich uns darstellt! Die Hofnung, gut am Gerichtstage zu bestehen, wird uns Mehr sein, als die ganze Welt. „Wie ein gros Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter!“ Ja warlich, ein gros Ding für den Eigenthümer, aber ein noch grösseres Ding für den Verwalter. Jener hat blos äuserlichen Gewinn davon; dieser aber innern und wahren. „Ich habe, kann Jener sprechen, meine Güter einem rechtschaffenen Manne anvertrauet.“ „So freue dich, antwortet Dieser, daß Du eine so glückliche Wahl trafst!“ Sind wir also gute und treue Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes, so wird das Bewustsein davon uns ein Vorgefühl von ienem segnenden Urtheilsspruche werden, der einst über uns gefällt werden wird. Die Augenblicke dieses

Vorgefühls sind die seligsten Augenblicke unseres Lebens. Nicht nur — wer wird nicht am Rechenschaftstage, und wenn mit selbigem auch das Dasein geschlossen würde, vom Richter lieber ein ehrendes, als ein schändendes Urtheil hören wollen? und so ist die Hofnung auf ein Urtheil der erstern Art schon süs; sondern wir wissen auch, daß unser Dasein fortdaure, und daß, wenn der Haushalt mit dem eitlen und vergänglichen Mammon aufhört, der Haushalt mit dem wahrhaftigen anheben werde. Welche Freude, glauben zu dürfen, daß dieser uns anvertrauet werden werde! Und wer kann diesen Glauben haben, als derjenige, welcher in dem eitlen und vergänglichen treu war? Segne dich also, Reicher, der du so gern fremde Klagen stillst und fremde Thränen trocknest; wenn die Zeit kommen wird, daß du darbest und alles Irdische zurücklässest, wirst du aufgenommen werden in die himmlischen Hütten und allda reich in Gott sein. Segne dich, Mächtiger, der du das Gemeinnütziggute trotz aller Gegenwirkungen der Feinde des Guten durchsetzest, den Schwachen stärkst und die verfolgte Unschuld in Schutz nimmst; wenn die Stunde schlägt, wo deine Gewalt in den Staub gelegt wird, wird sich dir ein neuer Kreis höherer Wirksamkeit öfnen und du wirst als Treugewesener über Wenig, über Viel gesetzt werden. Segne dich, Weiser, der du unermüdet in Einsammlung nützlicher Kentnisse bist, sie Andern gern mittheilest und rastlos mit ihnen wirkst; wenn du eine Welt verlassen wirst, wo dein Wissen doch nur Stückwerk blieb, dann wird die vollkommene Einsicht dir

zu Theile werden und du wirst erkennen, wie du erkannt bist. Segne dich, von Freunden Umgebener, der du innig lieben kannst und mit Guten und Edlen so gern ein Herz und eine Seele bist; wenn du von allen deinen Treuen scheiden wirst und Keiner von ihnen dich begleitet, dann wirst du in die Gesellschaften der Vollendeten eingehen und da die Seligkeiten der Freundschaft noch reiner und ungestörter geniessen. Segne dich, lange Lebender, der du den Werth deines langen Lebens zu schätzen weissest und solches als deinen Vorbereitungsstand auf das edelste benutzest; wenn dein letzter Abend kommt und der Vorhang der Zeit für dich niederfällt, dann hebt eine Ewigkeit für dich an, in deren Schosse du von deinen ausgestreuten Saaten die Erndte halten wirst, die kein Ende nimmt. Ihr Alle, Alle, die ihr mit iedem Gute, das euch der allreiche Gott anvertrauete, treu und klug Haus hieltet, segnet euch dafür und habet ietzt schon Vorgenüsse iener Freuden, die für euch ienseits des Richterstuhls bereitet sind!!!

So viel, m. Br., liegt daran, daß wir uns fleissig als Haushalter betrachten! Der einzige Gedanke — Thu Rechnung — gewährt schon die wahre Religionsweisheit und macht, daß die Kinder des Lichts in ihrer Art noch klüger werden, als die Kinder der Welt. O so habet doch diese Vorstellung recht oft. Gehet mit ihr in die Einsamkeit und betet sie da tief in euch hinein. Leget dann vor euch selbst schon Rechnung ab und erleichtert euch durch solche menschliche Tage, von welchen ihr selbst euch richten lasset, den künftigen grossen Tag des Herrn. So wir uns selbst richten, so werden wir nicht gerichtet. Werfet bei diesem Rechnungthun vor euch selbst eure Blicke vorzüglich auf diejenigen Gaben, Güter, Kräfte und Fähigkeiten, welche euch in beträchtlichem Grade an-

vertrauet wurden. Es ist kein Mensch ohne dergleichen, und sie sind es eigentlich, welche wir besonders schätzen, bewahren, vervolkomnen und zum allgemeinen Nutzen anwenden sollen. Jeder erblickt sie ia an sich oder fühlt sie doch; wer nicht hierauf achtete, der wäre ein Mensch, welcher nicht einmahl wüste, was sein ist. Blicket aber auch zugleich auf euren Beruf und Stand, der der eigentliche Kreis ist, worin ihr mit allem, was ihr habet, hauptsächlich wirksam sein sollet, und untersuchet dann, ob ihr auch wirklich in diesem mit aller eurer Habe so viel Gutes stiftet, als ihr stiften könnet. Ihr werdet immer noch Lücken in eurer Thätigkeit antreffen; beschliesset iede Selbstrechnung mit dem brennendsten Vorsatze, sie auszufüllen, und kehret dann als noch treuere Haushalter aus eurer Einsamkeit in die Welt zurück. Gewisse Tage und Stunden dazu festzusetzen ist nicht rathsam; dis verdirbt den Nutzen der Sache für unser Herz und macht diese Religionsübung auch bald zu einer leeren Gewohnheit, wie die übrigen Alle es nur gar zu leicht dadurch werden. Nehmet Zeiten dazu, wo ihr völlige Ruhe geniesset, Ruhe von Leidenschaften und Ruhe von Geschäften; nehmet und ergreifet diese so, wie sie sich darbieten, und betrachtet sie dann als diejenigen Theile eures Lebens, welche euch recht im Leben in Gott stärken. Selig ist der Knecht, den sein Herr findet also thun, wenn er kommt; warlich, der Herr wird im Stande sein, ihn über alle seine Güter zu setzen!

XLI.

Ueber die Liebe zum Vaterlande.

Am 10. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Luc. XIX. V. 41.

Als er nahe hinzu kam, sah er die Stadt an und weinte über sie.

Meine Brüder. Die Liebe zum Vaterlande ist so alt und so allgemein, daß man sie schier unter die Triebe der menschlichen Natur zählen möchte.

Welche Staunenerregende, ia oft fast unglaubliche Beispiele von ihrer Kraft hat die Geschichte der älteren Völker aufzuweisen! Selbst Propheten hielten Sterben für besser, als sein Vaterland ohne Hofnung zur Rückkehr verlassen zu müssen. „Weinet nicht über die Todten; weinet über den, der dahin zieht und nicht wiederkommen wird, daß er sein Vaterland sehen möchte.“ Und, ie weiter hinauf in die Vorwelt, desto stärker die Vaterlandsliebe; ie natürlicher die Menschen auf allen Seiten noch lebten, desto hervorherrschender trift man sie bei ihnen an. Im Vaterlande zu sterben und zu seinen Vätern versammlet zu werden, war bei der Urwelt, die das Leben ienseits der Gräber und die Wiedervereinigung in selbigem noch nicht kannte, das höchste Ziel aller menschlichen Wünsche. Ja, kam man durch besondere Umstände um das Erstere, so bestellte man wenigstens, wenns ausführbar war, sterbend noch das Letztere. Jakob, der doch siebenzehen Jahre bei seinem berühmten Sohne in der Fremde so glücklich gelebt hatte, lies, als er seinem Ende sich näherte, den Joseph zu sich kommen und machte es ihm zum letzten Beweise seiner kindlichen Liebe und Treue, seintwegen hiefür zu sor-

gen. „Begrab mich nicht in Egipten — bei meinen Vätern wünsche ich zu liegen; nach Kanaan will ich, hörst du wohl? — in mein liebes Kanaan — dahin bring mich, wenn ich todt bin — schwöre mir, Sohn, daß du Wort halten willst!“ Und Joseph schwur. Und Joseph hielt heiligkindlich Wort. Doch, das Beispiel des Abrahams geht über Alles, um zu beweisen, wie heilig der graueren Vorwelt das Vaterland war. Um ihn zu bewegen, von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause in ein fremdes Land zu ziehen, soll es sogar einer eigenen göttlichen Erscheinung bedurft haben, und der Gehorsam, welchen er in dieser zärtlichsten Sache seines Herzens geleistet, wird ihm durchgehends in den heiligen Schriften zu einem ausserordentlichen Verdienste angerechnet. Dadurch, heisst es, ward sein Herz treu erfunden und der grosse Bund mit ihm gemacht. Dadurch erhielt er den erhabenen Beinamen des Gerechten vom Aufgange. Ja, der Verfasser des Briefs an die Ebräer geht so weit, daß er die Aufopferung des Vaterlandes, welche Abraham wirklich leistete, ebenso hoch rühmte, als die Aufopferung seines Eingebornen, welche er zu leisten wenigstens bereit war.

So alt die Liebe zum Vaterlande ist, so allgemein ist sie auch. Man trift sie in unsern Tagen nicht blos bei gebildeten, sondern auch bei den ungebildetesten Völkern an. Man trift sie nicht nur bei solchen ungebildeten Völkern an, die unter einem schönen Himmelsstriche leben, sondern auch bei solchen, wo die Natur grösstentheils Winter ist. Nicht allein der Neger,

auch der Grönländer, sehnt sich in sein Vaterland zurück. Die gebildeteren Völker suchen ihren grössesten Stolz darin, ihr Land vor allen andern Ländern erheben zu können; sie prahlen oft mehr, als sie Ursache hätten, von den Erzeugnissen desselben, von dem Flore der Künste und Wissenschaften darin, von seiner bürgerlichen Verfassung und von dem überall glückseligen Leben in selbigem. Die Reisenden allzumahl reisen, um — am Ende wieder nach Hause zu kommen; und siedeln sie sich ia, durch den Wirbel von Umständen verschlagen, im Auslande an, so schlägt ihr Herz doch für die Heimat fort; sie hören und lesen nur gar zu gern von ihr und blicken mit einem in seiner Art ganz einzigem Gefühle oft nach der Himmelsgegend hin, wo sie liegt. So verhält sichs wenigstens im Ganzen und in der Regel; einzelne Ausnahmen kommen dagegen nicht in Betracht.

Man hat dem Christenthume oft den Vorwurf gemacht, daß es der Vaterlandsliebe nicht günstig sei, sondern sie als einen zu kleinen und zu geringfügigen Trieb hinstelle; man hat wohl gar behauptet, daß sein eigentlicher Zweck, welcher war, die Menschheit auf allen Seiten aus ihrer Kindheit herauszuheben, auch gewesen sei, dem ganzen Vaterlandsspiele ein Ende zu machen. „Wozu sonst, spricht man, der durch dasselbe angekündigte allgemeine Völkerverein, wodurch die Nationen insgesamt die Erde nur als ihr gemeinschaftliches Vaterland betrachten sollten? Noch mehr; ist nicht auch der Erde im Ganzen sogar alle Eigenschaft eines Vaterlandes für Menschen abgesprochen und das

Leben auf ihr als eine bloße Wallfart und Wanderschaft nach dem eigentlichen Vaterlande erst, das droben ist, beschrieben worden? Ja — hat nicht Jesus die Vaterlandsliebe wirklich verleidet, wenn er das Verlassenkönnen des Hauses und der Familie zur ersten Christenpflicht machte???“

Es ist doch aber gar nicht einzusehen, warum mit dem allgemeinen Völkervereine nicht auch die Verschiedenheit der Vaterländer bestehen könnte. Die Völker sollen ia nicht so vereinigt werden, daß sie im bürgerlichen Verstande ein Volk werden; sie sollen verschiedene Völker bleiben, als solche aber in einem Bunde unter einander stehen, der ihnen Ruhe und Frieden und alle menschliche Gerechtsame gegen einander sichert. Die Fürsten sollen bleiben; so müssen doch wohl auch die Völker bleiben? Bleiben aber verschiedene Völker, so müssen auch verschidene Länder bleiben, und so nennt iedes Volk das Land, worin es lebt, allerdings sein Land oder Vaterland. Wie nun gar daraus, daß unser gegenwärtiges Leben blos als eine Wallfart und Wanderung angesehen werden solle, folge, daß die Erde überhaupt nicht Vaterland für uns sei, ist vollends nicht einzusehen. Soll hier, wie gewöhnlich, Vaterland das Ursprungsland anzeigen, so mus wohl nur die Rede von dem sein, was in unserem Körper denkt. Dieses ist freilich nicht irdischen, sondern höheren Ursprungs; der Körper aber ist doch warlich auf der Erde zu Hause, so zu Hause, daß er aus Erde ward und wieder Erde wird und bleibt. Es ist aber wohl hier unter Vaterland

das

das Land oder die Welt unserer eigentlichen und endlichen Bestimmung zu verstehen, nach welcher wir in dem Vaterlande unseres Körpers wirklich nur hinwandern; und, da der Glaube an diese höhere Bestimmung des Menschen durch das Christenthum erst recht ausgebreitet werden sollte, so konnte dieses auch nicht oft genug nach dem wahren Vaterlande, das droben ist, hinweisen. Wenn endlich Jesus auch vom Verlassenkönnen des Hauses und der Familie spricht, so steht doch ausdrücklich dabei, daß es des Reichs Gottes wegen geschehen solle; hiermit wird also keineswegs die Vaterlandsliebe verleidet, sondern blos der Satz gelehret, daß wir eher auf Alles, selbst aufs Vaterland, Verzicht thun können sollen, als auf Wahrheit und Tugend. Wie konnte man Jesum auch nur in Verdacht des Erstern nehmen! Hat er sich denn etwa selbst so unpatriotisch erwiesen? Er, der vor uns Allen im Himmel zu Hause zu sein behauptete, erkannte doch mit uns übrigen Allen sein irdisches Vaterland an. Er, der Gott als den Gott aller Völker verehrte und verehren lehrte, zeigte doch die natürliche Vorliebe für seine Nation. Zu Nazaret, wo er erzogen war, sties man ihn zum Thore hinaus und wollte ihn gar von einem hohen Hügel herabstürzen — er machte darüber blos die Bemerkung, daß es natürlich zugehe, daß ein Lehrer da am wenigsten zu gelten pflege, wo man ihn von kleinauf gekannt habe. Im ganzen jüdischen Lande war er unsicher und ward mit Undank gelohnt; dennoch hörte er nicht auf, bis ihm so am Herzen liegende Land von seinem Untergange

zu

zu retten zu suchen. Er trug darüber den Märtirertod davon und starb also sogar zuförderst für sein Vaterland. Wie? steht er als Verleider der Vaterlandsliebe, oder nicht vielmehr als ihr höchster Lehrer da?

Und — wer kann die Scene seines Lebens, welche wir heute vor uns haben, lesen, ohne auch auf dieser Seite seines Herzens zur ehrfurchtvollesten Liebe gegen ihn hingezogen zu werden? Wissend allen den Undank, der ihm wiederfare, und ihn tief fühlend, wissend sogar, daß er recht eigentlich ietzt auf der Reise zum Tode sei, und daß ihm nach wenig Tagen völlige Verwerfung und Kreutzigung zu Jerusalem bevorstehe — kam er vom Olivenberge herab und hatte so die ganze grosse Königsstadt vor sich. Kaum hatte er ihren maiestätischen Anblick aufgenommen, so stellte sich seinem ahndenden Geiste iener schaudererregende Anblick dar, welchen sie nach einem noch nicht halben Jahrhunderte Jedem, der hier vom Berge herabkäme, reichen würde. In seinem Innersten dadurch erschüttert, verkündigte er ihr ihr bevorstehendes schreckliches Schicksal, doch so, daß der Menschenfreund noch aus iedem Worte sprach und in iedem Blick sich spiegelte. Wehmut ergrif ihn unwiderstehlich und brachte ihn bis zu Thränen ... O verweilet, verweilet mit tiefer Andacht bei diesem Vorgange, m. Br.! Hier beweint derselbe Edle Mitbürger, der ihren Gattinnen hernach, als sie unweit Golgata seiner Unschuld Thränen zollten, zurief — Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, weinet mit mir über euch und

eure

eure Kinder . . . Nie, nie lasset uns hieran denken, ohne uns einander zuzurufen — Heilig sei uns die Vaterlandsliebe! — —

Es wäre eine fürchterliche Verschraubung der Begriffe, wenn ein Fürst auf die Frage — was ist Vaterland? — auf sich hinwiese. So bestände dann Vaterlandsliebe darin, daß Land und Leute ihn mit sich thun lassen müsten, was er wollte, und seine Vaterlandsliebe und seine Selbstliebe wären Einerlei . . . Nein, Land und Leute — das Land, wo wir geboren und erzogen wurden, die Nation, unter der wir entstanden und erwuchsen, und von der der Fürst blos der Erste ist, machen das Vaterland aus; und so ist Liebe zum Vaterlande die vorzügliche Zuneigung zu diesem Lande und zu diesen Leuten. Die Mehresten werden da auch erzogen, wo sie geboren werden; bei wem dis nicht der Fall ist, der hat da eigentlich sein Vaterland, wo er erzogen ward. — Die Entstehung einer solchen Vaterlandsliebe lässet sich sehr natürlich erklären.

Die erstern Eindrücke, welche auf uns, sobald wir schon einiges Nachdenken haben, gemacht werden, sind auch die stärksten; sie drücken sich uns am tiefsten ein; sie dauern am längsten, und ihr zurückgelassenes Bild erneuert sich in uns am lebhaftesten. Dadurch bekommen dann aber auch die Oerter, wo sie auf uns gemacht wurden, und die Menschen, von und unter welchen sie auf uns gemacht wurden, eine besondere Wichtigkeit für uns. Nun sind unsere Jugendjahre in der That diejenigen, in welchen wir noch die wenigsten

sten Sorgen und zugleich die mehresten Freuden haben, die wir dann auch eben darum, weil unsere Empfänglichkeit für sie noch nicht durch Mismuth gelähmt ward, mit voller Seele geniessen. So bekommen also iene Oerter und Menschen nicht nur überhaupt eine besondere Wichtigkeit, sondern auch eine besondere angenehme Wichtigkeit für uns. Wie könnten wir anders, als sie vor allen andern werthschätzen und lieben? Daher ists dann aber auch eigentlich der Geburtsort im Vaterlande, wo sich unsere Vaterlandsliebe entspinnt. Und wenn dieser auch nur ein Dorf wäre, so fängt die Liebe zum Vaterlande erst mit der Liebe zu unserem Dörflein an. Dis sieht man sehr deutlich an denen, welche nach langen Jahren einmahl wieder an den wirklichen Ort ihrer Gebut und Erziehung kommen. Mit welcher überschwenglichen Freude verweilen sie an den Stäten, wo sie in ihrer Jugend sich besonders glücklich fühlten! Wie ist ihnen das Haus, in welchem sie die ersten Tausende ihrer Nächte verschliefen, unter allen Häusern das liebste — der Garten, worin sie das erste Blumenbeet hatten, der liebste Garten auf Erden — ia, eine Linde oft, unter der sie mit ihren Gespielen sich zu ergötzen pflegten, der liebste unter allen Bäumen der Welt!

Je mehr wir dann erwachsen, desto mehr entwickelt sich in uns der Begrif des Vaterlandes. Wir hören ausser unserer Stadt oder ausser unserem Dorfe von mehreren Dörfern und Städten, welche zusammen gehören und unter einem gemeinschaftlichen

Ober-

Oberhaupte ein Ganzes ausmachen, das Jeder Vaterland nennt. So lieben wir nun das Ganze um des Theils willen, der uns so lieb ist, und unsere Geburtsortsliebe erhebt sich zur Vaterlandsliebe. Unsere Eltern machen dann wohl einmahl eine Reise mit uns ins Ausland; kaum aber sind wir einige Tage da, so sehnen wir uns nach Hause. Ein blosser Landsmann, den wir im fremden Lande antreffen, ist uns schon ein herrlicher Fund, und wir haben ihn da lieber noch, als sonst. Freilich sind wir nicht eher wieder ganz zufriden, als bis wir in der elterlichen Wohnung selbst wieder sind; so, wie die Eltern aber auch nur sagen — iezt kommen wir wieder auf vaterländischen Boden — erhebt sich unser ganzes Herz schon wieder.

Nun kommt dazu, daß iedes Land seine besondern Sitten und Gebräuche, seine besondere Verfassung, Lebensart und Vergnügungsweise hat. Wir werden von Jugend auf an dieienigen gewöhnt, welche das unsrige hat, und so bewirkt die natürliche Kraft der Gewohnheit, daß wir uns an sie fesseln, hernach nicht gern von ihnen ablassen und ihnen, wenn wir auch andere kennen lernen, doch vor Allen den Vorzug einräumen. Dis bestärkt uns ganz ausnehmend in der Vaterlandsliebe. Wäre es nicht so, warum kehrten denn sonst so Viele, die es wirklich im Auslande besser hatten, doch ins Vaterland zurück? Ja, was antworten sie selbst uns, wenn wir sie um die Ursache davon fragen, anders, als — ich konnts dort nicht gewohnt werden —? Mancher antwortet wohl gar — ich konnte

dort nicht gesund werden — welches auch oft seine vollkommene Richtigkeit hat.

Endlich aber mischt sich auch das moralische Gefühl bei der Sache ein. Das Land, worin wir geboren und erzogen wurden, ist unter allen Ländern dasienige, welches Alles dazu hergab, uns an Leib und Seele auszubilden, ia, worin sogar der elterliche Nachlas erworben ward. Wir sind ihm also Alles, was wir sind und haben, schuldig; wie sollten wir es nicht unter allen Ländern am wertheften schätzen? Wer irgend einige Ansprüche auf Herzensgüte machen will, der übt Gegenliebe aus. Freilich aber konnte uns Land und Boden selbst das Gute, das es für uns hatte, nicht anders mittheilen, als durch die Leute im Lande. Diese nahmens auf und reichten es uns. Dis waren aber nicht blos unsere Eltern und übrigen Verwandten; nahe und ferne Mitbürger aller Art, die wir kaum zum tausendsten Theile kennen, nahmen unmittelbar und mittelbar daran Antheil, arbeiteten für uns und wurden wohlthätig für uns. So zieht uns unser menschliches Herz an sie Alle, ia sogar an ihre Gräber noch hin. Ueberhaupt empfängt nun die Vaterlandsliebe die grösseste Aehnlichkeit mit der Familienliebe, und dadurch wird ihre Allgemeinheit völlig erklärt. Verwandte — Freunde — Mitbürger — lauter Verbundene mit uns, die sich nur in den Graden der Verbindung von einander unterscheiden. Familie — Nation — ist dis nicht ebenso, als sprächen wir erst von einer kleinen, und dann von einer grossen Familie? Die kleine Nation ist die Familie — die grosse Fami-

lie

lie ist die Nation. Wie wir nun unsere Familie vor allen Familien lieben, so lieben wir auch unsere Nation vor allen Nationen. — —

So entsteht Vaterlandsliebe und so mus sie entstehen. Wo nun vorzügliche Zuneigung ist, da zeigt sich auch vorzügliche Thätigkeit für den Gegenstand, auf welchen sie gerichtet ist. Wir lieben unsere Familie; darum suchen wir sie so glücklich zu machen, als möglich. Lieben wir unser Vaterland, so müssen wir auch zu seinem Wohle beitragen, was in unsern Kräften ist. Das Land selbst, das Erdreich, der Grund und Boden kann von uns nicht beglückt werden; diesem ists Einerlei, ob er Morast oder Acker, Wüste oder Garten ist. Wohl aber können und wollen die Leute von uns beglückt werden; und so ist es uns heilige Pflicht, das allgemeine Beste unserer Mitbürger auf alle mögliche Weise zu befördern. Dis ists, was das eigentliche Wesen der Vaterlandsliebe ausmacht.

Man behauptet, daß dieser Geist der Vaterlandsliebe in Republiken vorzüglich seine Wohnung habe. Wäre dis, so könnte es keine andere Ursache haben, als daß man daselbst sähe, daß durch die Staatsverfassung selbst nicht blos für das Wohl Einiger, noch viel weniger blos für das Wohl eines Einzigen, sondern für das Wohl Aller gesorgt werde. Dann freilich, dann, wenn die Nation dis sieht, geht dieselbe Gesinnung auch in sie über, und Jeder fühlt sich ermuntert, zur allgemeinen Glückseligkeit in einem Lande beizutragen, worin er selbst glücklich sein können soll. Wahr ist es übrigens durch die Geschichte, daß

die Republiken die grösseste Zahl von den erhabensten Thaten für das Vaterland, ia selbst von Toden für das Vaterland, aufzuweisen haben.

Lasset uns hier eine Betrachtung über den Tod für's Vaterland anstellen! — Wenn für das Vaterland sterben so viel bedeutet, als für das allgemeine Wohl der Leute im Lande, oder seiner Mitbürger, sterben: so ist der Beweis leicht zu führen, daß wir auch für das Vaterland sterben können müssen. Das allgemeine Wohl ist das Ganze; unser eigenes Wohl ist nur ein Theil davon. Kann das Erstere nicht anders erhalten oder gerettet werden, als durch Aufopferung des Letztern: so müssen wir in solchem Nothfalle bereit sein, Alles dafür, auch sogar das Leben, darzubringen. Wir geben alsdann blos das an das Vaterland zurück, was es uns gab. Daran wird dann unsere Vaterlandsliebe erkannt, wenn wir das Leben für die Brüder, für unsere Mitbürger, lassen können. Ja, wenn auch unsere Aufopferung kein ausgemachtes, sondern blos das letzte mögliche Mittel zur Rettung des Vaterlandes wäre, so müssen wir doch für das Vaterland leiden und sterben können. Nur mus diese Pflicht nicht von den Obern gemisbraucht werden; dis geschieht allemahl alsdann, wenn schlechterdings nicht erweislich ist, daß es wirklich das allgemeine Wohl im Vaterlande sei, welches ihren Abtrag erheische, und wenn man unter Vaterland irgend etwas Anderes versteht, als — Land und Leute. Auch mus der Soldat, der für das allgemeine Wohl stirbt, nicht glauben, daß er allein den Tod

fürs Vaterland sterbe. Wer für das im Vaterlande unterdrückte Recht, wer für die im Vaterlande verbotene Wahrheit, wer für die im Vaterlande entheiligte Tugend stirbt, der stirbt auch den Tod fürs Vaterland; denn wie kann das allgemeine Wohl daselbst ohne Recht, Wahrheit und Tugend bestehen? So starb Jesus den erhabensten Tod fürs Vaterland, ohne — ein Gewehr dazu in der Hand zu haben... Dis soll iedoch den ehrenvollen Werth iener Helden, die auf Schlachtfeldern sich verbluten, keineswegs verkleinern. Die Guten! Die Braven! Wie sehr wäre es zu wünschen, daß an Hunderttausenden derselben der sogenannte Tod fürs Vaterland nicht mehr so gemisbraucht würde; und daß alle diese Wackern lieber für das Vaterland leben könnten! Und — warum sollten sie dis nicht können? Man führte erst Kriege über die Götter — nun führt man Kriege über die Vaterländer. Man bestimmte endlich den Begrif der Gottheit richtiger, und so hatten die Kriege für die Götter ein Ende; sollte nicht auch eine richtigere Bestimmung des Begrifs des Vaterlandes den Kriegen über die Vaterländer ein Ende machen? Gewis ist es übrigens, daß durch das Christenthum alle Tode für das Vaterland haben abkommen sollen. Die Kriege sollten nicht nur durch dasselbe ein Ende haben, sondern Recht, Wahrheit und Tugend sollten auch keiner Märtirer mehr bedürfen; denn sein Geist ist ein Geist des Friedens und der Gerechtigkeit, ein Geist der Wahrheit und der Gottseligkeit, welcher die Nationen, wie die Familien, vereinigen sollte.

Sei uns gesegnet — Leben für das Vaterland! du bist Ehre, Friede und Freude zugleich, und, erscheinst du auch bei deiner Nützlichkeit nicht so geräuschvoll, so stiftest du doch dafür allemahl gewisseren, und meistentheils auch bleibenderen Nutzen. — Hierzu, hierzu, m. Br., sind wir berufen, Alle berufen, und darum lasset uns recht darüber nachdenken!

Wer könnte im eigentlichen Verstande für das Vaterland leben, ohne im Vaterlande zu leben? Wer auswandert, dem wird das Land, dessen Bürger er wird, sein zweites Vaterland, und für dieses mus er dann leben, wenn er das Bürgerrecht darin verdienen will. Selten, selten gelingt es Menschen, aus der Fremde her ihrem Vaterlande Dienste zu leisten; können sie dis aber, wer wären sie, wenn sie es nicht thäten? Die Meisten müssen sich daran begnügen, daß sie das Vaterland im Herzen segnen und ihm Gutes wünschen; vergässen sie vollends dis zu thun, so gehörten sie zu den Undankbarsten, welche die Erde trägt. Wenn uns also das Schicksal nicht durch besondere Verkettungen der Umstände verpflanzt, so sollen wir gern auf dem Boden bleiben, der uns ernährte und erzog; wir sollen gern bei dem Volke verharren, dem wir so unendlichviel zu verdanken haben. Ein Edler ist der, der eine mässige Lage im Vaterlande der reicheren im Auslande vorzieht und sich durch den Grundsatz dazu bestimmt — meine Kräfte gehören dahin, wo ich sie erlangte! Ein noch Edlerer ist der, welcher sich auch durch erlittenen Undank sein väterliches Land nicht verleiden lässet, sondern sich durch

den

den Trost dafür entschädigt, daß ihn, wenn seine Zeitgenossen ihn verkennen, eine dankbarere Nachwelt segnen werde!

Das blosse Leben im Vaterlande macht aber ebensowenig das Leben für das Vaterland aus. Die Früchte des Landes nur verzehren helfen, als Mitbürger unter seinen Mitbürgern nur umherwandeln, heisst lebendig todtsein für das Vaterland, und ist, wenn sterben für das Vaterland das Ruhmwürdigste ist, das Schändlichste. Man mus einen Kreis haben, in dem man wirkt. Dieser sei, welcher er wolle, der Nutzen, welchen man darin stiftet, verbreitet sich aus selbigem wieder in andere Kreise, aus diesen wieder in Andere u. s. f. und wird also auf irgend eine Art zum allgemeinen Nutzen. Der geringste Fruchtbauer, der einsamste Hirt, der verachteteste Taglöhner – alle arbeiten für das allgemeine Beste. Je thätiger Jeder in seinem Kreise, in seinem Berufe und Stande ist, ein desto besserer Mitbürger ist er. Und, wer mit voller Kraft in seinem Kreise arbeitet, der lebt im eigentlichen Verstande für das Vaterland.

Wer vermehrt nicht gern die Stärke seines Lebens? — So lebt der noch mehr für's Vaterland, der auch ausser seinem eigentlichen Wirkungskreise iede Gelegenheit, nützlich zu werden, ergreift. So lebt der noch mehr für's Vaterland, der auch Schwache unterstützt, Nothleidenden hilft, für Stumme spricht, Unschuldige vertheidigt, Verfolgte in Schutz nimmt u. s. w. So lebt der noch mehr fürs Vaterland, der bei öffentlichen Gefaren männliche Thätigkeit und Un-

erschrockenheit bezeigt, bei Feuersbrünsten und Wassersnöthen Einer der Ersten und unermüdetesten ist u. s. f.

Ordnung ist die Seele aller bürgerlichen Gesellschaften. Wer also sein Vaterland liebt und für dasselbe lebt, der liebt auch die vaterländische Ordnung; er schickt sich in sie und hält auf sie. Er unterwirft sich den Gesetzen und zählt sich weder selbst von ihnen los, noch will von ihnen losgezählt sein. Könnte er sich auch wirklich hier und da ihnen ungestraft entziehen, so benutzt er doch seine Freiheit nicht, um seinen Mitbürgern kein Aergernis zu geben.

Keine Verfassung ist ohne Mängel; alle menschliche Dinge lassen sich noch immer mehr der Vollkommenheit näher bringen. Das heisst für das Vaterland leben, wenn man darauf denkt, wie erblickten Mängeln abgeholfen werden könne. Das heisst ein ewiges Leben für das Vaterland führen, wenn man vorwaltenden Verbesserungen die Hand reicht, heilsamere Anstalten betreiben und befördern hilft, seinen Mitbürgern denselben Geist einhaucht und so an dem Verdienste Theil nimmt, daß das Bessere gedeihe und die späteste Nachwelt noch segne. — —

So für das Vaterland leben ist thätige Vaterlandsliebe. Derienige will seinem Vaterlande wohl, der ihm wohl thut. Rühme sich Keiner des Patriotismus, wer ihn blos besingt! Meine Mitbürger, lasset uns das Vaterland lieben nicht mit Worten allein, sondern mit der That und in der Wahrheit!

Je eine wichtigere Person nun Jemand ist, desto mehr mus er sich auch vom Geiste ächter Vaterlands-

liebe

liebe beseelt zeigen. Er hat alsdann auch mehr Kräfte; so kann er mehr für das Vaterland leisten. Er hat dis grössere Maas von Kräften ebenfals auch dem Vaterlande zu danken; so mus er auch Mehr für dasselbe leisten. Wenn Andere vieleicht nur mittelbar zum allgemeinen Besten beitragen, so kann er das allgemeine Beste unmittelbar befördern; wie, und er sollte noch auf öffentliche Achtung den geringsten Anspruch machen wollen, wenn er es nicht thäte?

Wenn der Fürst nicht das Vaterland liebte, wer sollte es dann lieben? Hat er nicht das höchste Maas von Kräften? Hat er es nicht durch seine Geburt im ersten Hause des Vaterlandes erhalten? Wem gaben Land und Leute so Viel, als ihm? Von wem fordern Land und Leute also mit Recht Mehr zurück, als von ihm? So zeige er, der Erste im Lande, sich auch als den Ersten unter den Patrioten! Er sei gern im Lande; er entferne sich von seinem Volke weder auf immer, noch auf lange und oft! Er regire selbst und lasse nicht regiren! Seine Lieblingsbeschäftigung sei die Erfüllung seines grossen Berufs; sein Lieblingsvergnügen der Anblick des Heils seines Volks! Er habe ein wachsames Auge auf seine Diener und dulde unter ihnen keinen Bürgerfeind! Er lebe nicht verschlossen in seiner Burg, sondern verstatte Jedem freien Zutritt zu seiner Person! Er höre selbst die Klagen, welche man an ihn bringen will; er lese selbst die Bittschriften, welche an ihn gerichtet werden! Er sei der erste Beistand in allgemeinen Nöthen unaufgefordert; er helfe auch iedem besondern Nothstande ab, sobald er es vermag! Er sammle nicht

Schätze, um nur ein reicher Fürst zu heissen; sein schönster Schatz sei der Volkreichthum und der Wohlstand des Landes! Er sei zwar der Reichste im Lande; aber er sei es nur, um helfen zu können, wo Keiner helfen kann, und öffentliche gemeinnützige Anstalten mit Nachdruck zu erhalten! Er verbessere das Kirchen- und Schulwesen, das Armenwesen und die Polizei! Er helfe dem Nahrungsstande auf und befördere Betriebsamkeit und Gewerbe aller Art im Lande!

Männer in öffentlichen Aemtern, es sei des Staats, oder der Kirche, müssen sich gleichfals vom Geiste der Vaterlandsliebe vorzüglich beseelt zeigen. Die Gewalt, das Ansehen, die Einflüsse, welche sie haben, gab ihnen das Vaterland; im Vaterlande haben sie sie nur; so müssen sie sie auch für das Vaterland anwenden. Wehe dem Lande, wo die ersten Stellen mit Volks- und Bürgerfeinden, oder doch mit Selbstsüchtigen und Untheilnehmenden, besetzt sind! Diejenigen unter den Dienern, welche Lieblinge des Fürsten sind, oder doch sein besonderes Zutrauen geniessen und seine Person oft umgeben, müssen ihren Herren in seinen vaterländischen Gesinnungen und Vorsätzen bestärken, ihm neue patriotische Gedanken zuführen und, wenn sie bemerken, daß es irgend einem Volksfeinde gelungen sei, durch gehässige Vorspiegelungen Eindrücke auf ihn zu machen, diese mit aller Bidermannskraft ihres Herzens wieder auszulöschen suchen. Sie müssen sich als die Stellvertreter der Leidenden im Volke betrachten und die günstigsten Augenblicke erhaschen, ihrem Fürworte gesegnete Fol-

gen

gen zu verschaffen. Die Diener der Gerechtigkeit müssen das Recht ohne Ansehen der Person sprechen, den Armen Schutz gegen den unterdrückerischen Reichen gewähren und die öffentlichen Anwalde der Wittwen und Waisen sein. Die Vorsteher öffentlicher Anstalten müssen oft selbst untersuchen, ob in diesen auch Alles gehörig zugehe; sie müssen Vorschläge zu zweckmässigerer Einrichtung derselben lehrbegierig prüfen und solche, wenn sie sie bewähret finden, wirklich in Ausübung bringen. Die Diener der Kirchen und Schulen müssen die Aufklärung befördern, den Geist der Vaterlandsliebe allgemein machen und Alt und Jung zu allen gesellschaftlichen Tugenden bilden. Alle, Alle, die in öffentlichen Aemtern leben, müssen ihr Amt als die Hauptsache, welche ihnen obliegt, betrachten, müssen ihren Posten ganz ausfüllen und dadurch den Beitrag zum allgemeinen Wohle wirklich leisten, dessentwegen dieser errichtet ward.

Die Reichen endlich müssen auch nicht blos reicher an Geld und Gut, als tausend Andere, sondern auch reicher an Liebe und Eifer für das Land sein, worin sie ihr Geld und Gut erwarben, oder doch besitzen. Sie müssen sich in öffentlichen Nöthen gern und willig an ihren freigebigen Fürsten anschliessen und nach dem wahren Verhältnisse ihres Vermögens Mitbeistand leisten. Sie müssen, wenn sie Handel und Gewerbe treiben, sich, um recht viel arbeitsame Familien in den untersten Ständen zu ernähren, so weit ausdehnen, als möglich, und, mit einem mässigen Gewinne zufriden, diese so setzen, daß sie sich nicht wie ihre Leibeigene,

gene, deren Hände Gott nur für sie geschaffen hätte, behelfen müssen, sondern ihres Lebens auch froh werden können. Sie müssen, wenn sie blos von ihrem Vermögen leben, ihren Mitbürgern aller Art zu verdienen geben und dabei nicht bis aufs Blut mit ihnen handeln; sie müssen der Sucht nach dem Ausländischen, sobald sie dasselbe zu Hause auch haben können, patriotisch Grenzen setzen und dadurch den Umlauf des Geldes im Lande vermehren. Ja, kein Reicher mus seine Freudenfeste, die er mit auffallendem Aufwande feiert, ohne eine gemeinnützige That beschliessen. — —

Dis ist ächte Vaterlandsliebe. Würde der Geist derselben allgemein, wie unendlich hätte die Menschheit dadurch gewonnen, daß ihr allgemeines Vaterland, die Erde, in so viel verschidene Vaterländer für sie abgetheilt ward! Nun, da dis geschehen ist, dürfen wir ia mit unserer Thätigkeit nicht erst auf der Erde herumirren und fragen, wo wir sie anwenden sollen, sondern haben die Gegenstände derselben, unsere Mitbürger, gleich um und neben uns. Lasset sie uns nun aber auch für diese anwenden! Lasset uns nicht blos bedauern, daß wir Unglücklichen, die tausend Meilen von uns leben, nicht helfen können; lasset uns zeigen, daß es uns mit unserer Hülfslustigkeit Ernst sei, und denen helfen, die gleich in der nächsten Meile um uns her ihre Hände schon darnach ausstrecken.

Dieser Sinn für Vaterland und Mitbürger soll aber keineswegs den Weltbürgersinn aufheben, m. Br. So gings einst den älteren Israeliten — in ihre Fußstapfen lasset uns ia nicht treten! Es gilt auch

hier,

hier, was unser grosser Lehrer bei anderer Gelegenheit verordnete, daß man das Eine thun und das Andere nicht lassen müsse. Es ist gewis, daß die Natur von unsern kleinen Grenzgraben und Grenzsteinen nichts weis; grössere Graben hat sie zwar gezogen und grössere Steine gesetzt, und so dem Anscheine nach durch Meere und Gebirgsketten die Völker getrennt — dennoch aber besuchen die so durch sie getrennten Völker einander ... Und so macht die Menschheit, die über den ganzen Erdboden zerstreuet ist, doch nur ein an einander hangendes Ganzes aus, wie die Erde selbst; und so ist die Erde allerdings unser allgrosses, allgemeinschaftliches Vaterland, und alle Menschen sind unsere Miterdbürger. Wir können ia auch unser Vaterland und unser Volk lieben, ohne andere Länder und Leute zu hassen. Thorheit wär's, wenn wir uns allein für klug halten wollten; Bosheit, wenn wir untheilnehmend bei den Schicksalen anderer Völker sein, oder aus Nationalhas es ihnen gar gönnen und darüber schadenfroh sein wollten, wenn es ihnen trauriger geht, als uns. Jesus, der sogar den Tod fürs Vaterland starb und eine feurige Vorliebe zu seiner Nation äuserte, so, daß er durchaus erst die Kinder, seine Mitbürger, gesättigt wissen wollte, schätzte doch auch andere Völker hoch, sagte, daß Viele vom Morgen und vom Abend, von Mittag und von Mitternacht kommen und durch ihre Weisheit und Tugend Theilnehmer der höchsten Glückseligkeit werden würden, und befohl seinen Aposteln, ihn durch Ausbreitung seiner Lehre zum Heilande aller Völker zu machen. Es war also mit seiner Vaterlandsliebe, wie mit seiner Familienliebe. Wie liebte er die Seinen so bis ans Ende! Wie liebte er vorzüglich seine Mutter und sorgte in seiner Todesangst noch für sie, daß sie im Leben keine Angst und Noth leiden sollte! Dennoch erklärte

er

er ieden wahrhaftigguten Menschen für seinen Bruder, für seine Schwester, ia, sogar für seine Mutter.

Wer also für die Welt wirken kann, der wirke für sie; er wirkt dadurch zugleich für sein Vaterland, das auch zur Welt gehört. In einem Lande aber können wir doch nur sein; wohin gehören wir also mit grösserem Rechte, als in unser Vaterland — wo müssen wir mit unsern Kräften zuerst und am meisten wirken, als da, wo wir sie erhielten und ausbildeten? So, wie unsere Familie die nächsten Gerechtsame auf unsere Thätigkeit und Hülfe hat und wir uns nicht eher über unsere Mitbürger damit ausbreiten sollen, bis zuvor die Kinder gesättigt sind: ebenso hat auch unsere grosse Familie, die Mitbürgerschaft, hernach die näheren Gerechtsame darauf, daß sie gesättigt werde. Werden aber die Kinder immer gehörig gesättigt, so können sie auch wohl zuweilen einem nothleidenden Mitbürger nachstehen; und müssen unsere Mitbürger uns unsere Dienstfertigkeit gegen sie zugestehen, so dürfen auch diese nicht scheele Blicke auf uns werfen, wenn wir zuweilen wackere Fremdlinge unterstützen.

Nun, Mitbürger, so lasset auch uns gern im Vaterlande sein und für das Vaterland leben! Lasset uns allen Ländern und Völkern Gutes von Gott erwünschen; wenn aber von unserem Lande, von unsern Leuten die Rede ist — dann schlage uns beim Wünschen das Herz noch höher empor! Es gehe wohl, es gehe wohl allen Ländern — vorzüglich unserem Vaterlande — — das ganze Volk spreche Amen!

XLII.

Ueber wahren sittlichen Werth und rechtmässige Freude darüber.

Am 11. Sonnt. nach Trinit.

Ueber Joh. XIV. V. 21. u. Joh. XV. V. 11.

Wer meine Gebote hält, der wird von meinem Vater geliebet werden.

Solches rede ich zu euch, daß eure Freude vollkommen werde.

Nicht eingebildete Heilige sollen wir sein — aber auch nicht Sünder, die immer an ihre Brust schlagen müssen. Nein, Vater; sondern es soll wenigstens endlich mit uns dahin kommen, daß wir mit Ueberzeugung sprechen können — nun halte ich, o Gott, dein Wort und verlasse deine Befehle nicht mehr. Ach — segne doch Jesu Lehre immer mehr an uns, damit wir Alle in diesen für uns bestimmten Zustand eintreten! Dann, dann dürfen wir uns nicht scheuen, unsere Augen aufzuheben gen Himmel, weil du uns liebst; dann können wir vollkommene Freude aus uns selbst schöpfen, weil uns unser Herz nicht verdammt. — —

Meine Brüder. Um die Erzählung Jesu vom Pharisäer und vom Zöllner aus ihrem wahren Gesichtspunkte zu betrachten, müssen wir wohl auf die Einleitung Acht haben, welche ihr Lukas gibt. „Er sprach zu Einigen, die sich einbildeten, daß sie fromm wären, und dabei Andere verachteten, solch Gleichnis.“ Es sollten also blos die scheinheiligen und ruhmräthigen Pharisäer, die im Grunde noch ärgere Sünder, als die von ihnen so verachteten Zöllner, waren, in ihrer Blösse aufgedeckt werden. Ja freilich, wenn man dann da die Wahl zwischen einem geistlichstolzen Sünder und zwischen einem busfertigen Sünder hat, so mus sie

auf den Letztern fallen. Beide taugen zwar nichts; aber dieser gestehts doch wenigstens noch ein, daß er nichts tauge, und gibt dadurch einige Hoffnung zu seiner Besserung. Wenn also iener seinen eingebildeten sittlichen Werth Gott vorbetet, dieser aber betend seine Schlechtheit bekennt: so wird dieser allerdings dadurch gerechtfertigt vor ienem, d. h. er mus Gott lieber sein, als iener.

Mehr wollte Jesus aber auch mit der ganzen Erzählung nicht sagen. Keineswegs wollte er dadurch alle Menschen in zwei Klassen eintheilen — in Scheinheilige und in busfertige Sünder; er hatte kurz vorher von einer dritten Klasse gesprochen und behauptet, daß Gott auch seine Auserwählten unter den Menschen habe. Keineswegs wollte er anrathen, oder gar verlangen, daß Jeder ohne Unterschied, wenn er Gottgefällig sein wolle, beten müsse — Gott, sei mir Sünder gnädig! Wie? auch die Auserwählten, die wahrhaftigguten Menschen, sollten so beten müssen? Sie, die die Gebote halten und deshalb vom Vater schon geliebt werden?

Meine Kindlein, lasset euch durch falsche Anwendung dieses Gleichnisses nicht verführen; wer recht thut, der ist schon gerecht und braucht nicht erst gerechtfertigt zu werden. Es gehört zu den gutgemeinten Irthümern der Alten, daß es die Ehre Jesu erfordere, daß sich Jeder für einen Sünder ausgebe, weil wir sonst die Allgemeinheit seines Verdienstes um uns schmälerten. Petrus verstand sich besser auf die Ehre Jesu — „Habet ein gut Gewis-

wissen, auf daß sich diejenigen schämen, welche euren guten Wandel in Christo geschmähet haben.“ So oft ein Mensch noch beten mus — Gott, sei mir Sünder gnädig — macht er Jesu vielmehr wahre Schande. Das Verdienst Jesu bestand nehmlich darin, daß er die Welt durch seine Lehre verbessern wollte. Er kam nicht, um die Sprache, Gott sei mir Sünder gnädig, allgemein zu machen, sondern zu bewirken, daß kein Mensch diese Sprache mehr führen dürfte. „Siehe, das ist Gottes Lamm, das die Sünde aus der Welt wegträgt — Er ist erschienen, daß er unsere Sünden wegnehme — wer nun in ihm bleibet, der sündiget nicht mehr; wer aber noch sündigt, wer also noch beten mus, Gott sei mir Sünder gnädig, der hat ihn noch nicht erkannt — wer nun durch Friede und Freude in dem heiligen Geiste Christo dient, der ist Gottgefällig.“ Wie ist es möglich, bei so äuserstdeutlichen Aussprüchen noch die Begriffe zu verwirren? Wie kann ein wirklichguter Mensch, der Gott schon gefällig ist, sich ein Gewissen daraus machen sollen, wenn er nicht mithinträte und spräche — Gott, werde mir erst gnädig!?

Sind wir aber wirklich noch in so einem Seelenzustande, daß wir — Gott, sei mir Sünder gnädig — beten müssen, ei, ei, warum sind wir denn noch in ihm? Hat uns denn Jesu Lehre noch nicht aus Sündern in gute Menschen verwandeln können? Wollen wir nun wenigstens nicht aufhören, sein Ver-

dienst zu schmälern und ihm Schande zu machen? Aber — das ist eben das grösseste Unheil, welches diese Erzählung Jesu, misverstanden, anrichtet; man findet es bequemer, statt an seiner Besserung zu arbeiten, fortzubeten — Gott, sei mir Sünder gnädig. Man sündigt nach Zöllnerschlag, kommt zum Tempel, beichtet Gott seine Sünden, bekommt die Absolution, geht in seinen Gedanken hernach gerechtfertigt nach Hause und — bleibt der Sünder, der man ist.

O wehe diesem Zöllnerchristenthume! Aber das kommt davon, wenn ein noch so grosser Theil unserer Religionslehrer sich auf das Reich Gottes nicht versteht, das inwendig in uns sein mus, sondern das Volk, statt ihm die bessernde Kraft der Lehre Jesu mitzutheilen, lieber durch die Kraft des Gebets, Gott, sei mir Sünder gnädig, in den Schlaf der Sicherheit einwiegt. Solche Lehrer sind es, die ihren Gemeinen das Himmelreich verschliessen und selbst nicht hinein kommen.

Die Einbildung des Pharisäers von seinem sittlichen Werthe war ia zu abgeschmackt, als daß man Jeden, der nicht, wie der Zöllner, sprechen will, in seine Klasse setzen dürfe. Worin suchte er denn seinen ganzen sittlichen Werth? In Enthaltung von groben Verbrechen — in selbsterwähltem Gottesdienste — in Beobachtung solcher Pflichten, auf deren Unterlassung obrigkeitliche Strafe steht. Ja freilich, wer weiter nichts aufzuweisen hat, der hat sich dessen nicht zu rühmen;

men; der thäte klüger, wenn er es lieber, wie der Zöllner, machte. Wer aber wahren sittlichen Werth hat, der braucht nicht zu beten — Gott, sei mir Sünder gnädig — sondern er kann beten — ich halte, o Gott, dein Wort, und darum liebest du mich — und kann sich über sich selbst freuen und sich mit sich selbst trösten. — —

Wer meine Gebote hält, der wird von meinem Vater geliebet werden — Hier ist in gedrängtester Kürze die Beschreibung des wahren sittlichen Werths. Lasset uns solche ietzt zergliedern! — —

Ein Mensch hat alsdann wahren sittlichen Werth, wenn er bei Richtung seines Willens nie zuerst, noch weniger allein, auf seinen eigenen Nutzen, sondern nur auf das, was recht und gut ist, siehet und den Nutzen, wenn dergleichen für ihn nachkommt, blos gern und dankbar annimmt; wenn der Gedanke — so wills das Gebot, so mus ich thun — ihn auf der Stelle bestimmt, auch wirklich so zu thun. Da mus man nun freilich erst Erkentnis der Gebote haben und wissen, wie man thun müsse. Darum sagte auch Jesus — wer meine Gebote hat und hält sie u. s. w. Viel Anweisung dazu gibt wirklich schon das menschliche Herz selbst, und man kann dreust behaupten, daß es ein allgemeines Menschengefühl gebe, welches uns, wenn es nicht durch eine abscheuliche Erziehung und durch lange Reihen von schlechten Handlungen unterdrückt wird, zu vielem Guten sehr richtig leite. Wenigstens hat es uns der Schäpfer durch selbiges sehr leicht machen wollen, sittlichgut zu werden.

Zum Menschengefühle gesellet sich dann die Menschenvernunft. Wenn wir diese recht anwenden, so sehen wir bald ein, was recht und gut sei, und wie wir auf allen Seiten thun müssen. Sie macht uns sofort mit unserer höheren Natur bekannt und belehret uns dadurch im Allgemeinen, daß wir zur Sittlichkeit bestimmte Wesen sind, und daß ohne Sittlichkeit keine Glückseligkeit für uns Statt finde. Sie stellt alsdann alle unsere Verhältnisse vor uns hin und sagt uns, wie wir in iedem derselben handeln müssen, wenn wir die Würde unserer Natur behaupten wollen. Zu ihren Unterweisungen kommt auch noch mannigfaltiger fremder Unterricht. Nicht nur fehlt es nicht an wirklichen Lehrern unserer Pflichten, sondern auch ieder gute Mensch, den wir handeln sehen, wird durch iede seiner guten Handlungon Lehrer für uns. Ja, haben wir nicht insgesamt den vollkommensten sittlichen Unterricht Jesu? Wer seine Gebote hat, der hat alle Gebote. Wie könnten wir also vorwenden, daß es unserem Herzen an Bildungsmitteln zur Sittlichkeit gebreche, und daß es schwer sei, zur Erkentnis der Pflichten zu gelangen? Wir müssen nur oft darüber nachdenken, und in Fällen, wo unser Nachdenken etwa nicht zureichte, andere weise und gute Menschen um Rath fragen; schlechterdings aber müssen wir auf keiner wichtigen Seite in schwankender Ungewisheit bleiben, sondern nicht eher ruhen, bis wir uns überzeugt haben, daß wir so, und nicht anders, thun müssen. Diese Ueberzeugungen müssen wir von Zeit zu Zeit von neuem mustern; theils um, wenn wir noch

Un-

Unrichtigkeiten an ihnen entdeckten, diese zu berichtigen, theils um uns in ihnen zu stärken, wenn sie bewährt erfunden werden. Dann müssen wir aber auch fest und unverbrüchlich nach ihnen handeln und von ihnen weder abweichen zur Rechten, noch zur Linken. Gesetzt, daß wir auch einmahl dabei fehlten, so fehlten wir doch aus der Ueberzeugung, daß wir nicht fehlten, und so ginge für unsern wahren sittlichen Werth dadurch nichts verlohren. Was aus solchem Glauben kommt, kann nicht Sünde sein. So, m. Br., zeigen wir uns als vernünftige und moralische Wesen, die nur in der Sittlichkeit ihr Glück finden, und so liebet uns der Vater, d. h. wir haben wahren sittlichen Werth.

Noch höheren sittlichen Werth empfängt ein Mensch alsdann, wenn der Gedanke — es ist Pflicht — auch sogar offenbaren Nachtheil in seinen Augen überwiegt, der mit Leistung der Pflicht verbunden ist. Ist der schon gut, der das Gute thut, ohne auf Gewinn dabei zu sehen, wie noch besser mus der sein, der es thut, ohne auf Schaden davon zu achten! Es scheint ein Widerspruch zu sein, daß ein Wesen, das zur Sittlichkeit und Glückseligkeit zugleich berufen ist, von seinen Pflichterfüllungen Nachtheil haben könne; dieser Nachtheil ereignet sich aber blos zufälliger Weise und rührt nicht von unsern Pflichten selbst, sondern von der Welt her, in der wir sie erfüllen. Wäre die Sittlichkeit um uns her allgemein und hielten Alle die Gebote, so wäre es unmöglich, daß wir von irgend einer Pflichterfüllung Schaden haben könnten, und Tugend und Glück würden immer im vollkommensten Verhält-

niss stehen. Man sieht dis ia offenbar schon dadurch, daß, ie besser die Menschen sind, unter denen wir leben, desto seltener auch der Fall eintrete, daß uns unsere Rechtschaffenheit nachtheilig würde. So aber müssen sich Alle, die blos nach ihrem Gewissen handeln wollen, noch immer das zueignen, was Jesus zu seinen Freunden sprach — „weil ihr nicht von der Welt seid, so hasset euch die Welt.“ Wirklich ist oft die Erfüllung unserer Pflichten nicht blos mit geringem, sondern mit dem grössesten Nachtheil für uns verbunden, und dieser Nachtheil wird dann der wahre Probierstein unseres sittlichen Werths. Zuweilen erfolgt er erst nachher, man sieht ihn aber doch mit Gewisheit voraus. So weis z. E. derienige, welcher unter Menschen lebt, die geschworne Feinde der Wahrheit sind, zuverlässig vorher, daß sie auch seine Feinde werden werden, wenn er ihnen die Wahrheit vorhält; sie werden ihm hernach iede Dienstleistung versagen, werden ihm bei ieder Gelegenheit Verdrus und Unruhe machen, werden iede Kleinigkeit an ihm ausspähen, um ihn zu verunglimpfen, werden ihm seine Freunde und Gönner untreu zu machen suchen, werden ihn drücken, verfolgen, und ihre Rache so weit treiben, als möglich. Wie wird er nun thun, wenn er dis Alles überlegt? Er schweigt? O wehe ihm! Nein, nein, er spricht, spricht so, wie es ihm Pflicht ist, beschämt die Unholde, verschafft der Wahrheit den Sieg über sie und kehrt sich an den Ingrimm nicht, den er dadurch sichtbar in ihren Herzen erregt. Kann er es deutlicher beweisen, daß ihm die Wahrheit Al-

les sei, als so? Auf gleiche Weise weis auch derjenige, welcher abscheuliche Ungerechtigkeiten unter allerlei Vorwänden um sich her ausgeübt werden sieht, auf das Untrüglichste in voraus, daß er, wenn er dazwischen tritt, die gewalthabenden Menschenfeinde heftig gegen sich erbittern, sich selbst ihnen zum Gegenstande ihrer Bosheit darbieten und die Sicherheit keines einzigen seiner Güter vor ihnen mehr haben werde. Er hat doch aber Kraft, die Unschuldigen zu retten und den Arm ihrer Verfolger zu lähmen. So entschliesst er sich dazu; seine Freunde rathen ihm davon ab und ermahnen ihn zur Weltklugheit. „Was Weltklugheit, erwiedert er ihnen, wenn vom Gewissen die Rede ist? ich mus thun, wie mir Pflicht ist.“ So setzt er sich männlich den Unterdrückern entgegen, reisst ihnen die Larven ab, stellt sie vor aller Welt in ihrer scheuslichen wahren Gestalt hin, schreckt sie so, daß sie den Raub fallen lassen, benimmt ihnen allen Muth, weitere Grausamkeit auszuüben, und ist unbekümmert darüber, was sie nun gegen ihn beschliessen möchten. O der Edle! — Zuweilen ist der Nachtheil, welchen die Pflichterfüllung bewirkt, auf der Stelle gleich mit ihr verbunden, und da sagt es noch Mehr, wenn die Pflicht ihn überwiegt. Ein Mensch soll z. E. ein gethanes Versprechen brechen, unter der Bedrohung, daß sonst sein liebster Wunsch getäuscht werden würde; er gibt den Wunsch unter Stichen durchs Herz auf und hält sein Versprechen. Ein Anderer soll Wiederruf gegen seine Ueberzeugung thun, oder sein Brodt verliehren; er lässet das Brodt fahren und beharret bei dem, was

er gesagt. Noch ein Anderer soll in eine Schändlichkeit einstimmen, oder Landes verwiesen werden; er verweiset sich lieber selbst aus dem Vaterlande und nimmt in die Fremde den Schatz aller Schätze, sein gutes Gewissen, mit. Ach das sind Menschen vom ersten Range! — Wer so thun, wer seine Pflichten, die Gebote, auch mit dem grössesten Nachtheile für sich erfüllen und ihnen treu bleiben kann, der beweiset unwiderleglich, daß er das Gute blos darum liebe, weil es Gutes ist; der zeigt tiefes Gefühl der Würde seiner Natur und übt die höchste Gottesverehrung aus, weil ihm die Beförderung des Hauptzwecks Gottes bei seiner Welt — der Sittlichkeit — über Alles geht. Er verträgt das Uebel und leidet das Unrecht um des Gewissens willen, und das ist Gnade bei Gott, d. h. das ist erhabener sittlicher Werth.

Es ereignet sich oft, daß unsere Pflichten mit einander in Streit gerathen. Das heisst nicht, als widersprächen sie einander selbst, und als wären uns Gebote gegeben, von denen eins das andere an sich aufhübe; sondern es trift sich nur durch zufällige Umstände so, daß wir sie zugleich erfüllen sollen, da wir dann, wenn wir die eine Pflicht erfüllen wollen, die andere schlechterdings unerfüllt lassen müssen. Derienige dürfte doch wohl im geringsten nicht auf sittlichen Werth Anspruch machen, der sich aus dieser Verlegenheit dadurch ziehen wollte, daß er Beide unerfüllt liesse. Nein, Eine von Beiden mus erfüllt werden; blos die Wahl darunter ist uns überlassen. Ein aufgeklärter Verstand und ein gutes Gemüth

werden uns bei dieser Wahl in den mehresten Fällen auch gewis sicher leiten; wir werden alsdann unter den Zwecken, welche Beide befördern, den edleren leicht herausfinden und dieienige Pflicht vorziehen, welcher er zugehört. Dennoch aber werden uns zuweilen zweifelhafte Fälle übrig bleiben, Fälle, in welchen die Zwecke beider Pflichten, wenn sie auch an sich nicht gleichedel sein können, uns doch gleichedel vorkommen. Dis ist unstreitig die ängstlichste Lage, in welche ein gutes Gemüth kommen kann. Hier, hier, m. Br. gibt es ausserordentlich hohen sittlichen Werth, wenn man sich mit Hintenansetzung aller Rück- und Seitenblicke gern und wacker zur Erfüllung der schwereren Pflicht entschliesst. Dadurch legt man vor sich selbst das untrüglichste Zeugnis ab, daß man gut sei und gern die Gebote halte; und gesetzt, man irrte auch dabei, so hätte man doch von seiner Seite Alles gethan, um nicht zu irren, man hätte das Gesetz der Tugend an seinem Herzen unverletzt erhalten und dem herzlichsten Vorsatze, nicht Unrecht zu thun, Alles aufgeopfert. Die schwerere Pflicht ist aber dieienige, welche mehr Ueberwindung unserer Selbst erfordert, wenn z. E. irgend eine Leidenschaft dabei ins Spiel kömmt. Diese wird gegen sie sein, und so müssen wir uns sicher davor wissen, daß sie es nicht sei, die uns von Erfüllung derselben abgehalten habe; wie können wir dis aber anders bewirken, als dadurch, daß wir diese Pflicht wirklich erfüllen? Die schwerere Pflicht ist ferner dieienige, welche an sich selbst schon einen stärkeren Kraftaufwand verlangt. Wie wollten wir es

uns

uns da selbst verbürgen können, daß uns nicht Trägheit und Gemächlichkeitsliebe bei Bestimmung unseres Willens geleitet, wenn wir sie nicht wählten, die uns mehr in Bewegung setzt und mehr Anstrengung erfordert? Die schwerere Pflicht ist ferner dieienige, bei deren Erfüllung wir vermöge der Verbindung der gegenwärtigen Umstände mehr Hinderniſſe antreffen. Es mus uns ia nicht blos darum zu thun sein, daß wir wissen, wir thun gern Gutes; wir müssen auch überzeugt sein, daß unser Eifer fürs Gute anhaltend und nicht zu ermüden sei. Wie erlangen wir aber diese Ueberzeugung gewisser, als wenn wir uns zum Kampfe mit den verzögerndsten Schwierigkeiten hergeben? Die schwerere Pflicht ist ferner dieienige, bei der wir uns Gefaren für uns selbst aussetzen. Entschlössen wir uns in zweifelhaften Fällen nicht zu dieser: so müsten wir uns nachher selbst in Verdacht nehmen, daß uns blos Eigennutz, oder Weichlichkeit, oder Menschenfurcht, davon zurückgehalten hätte. Die schwerere Pflicht ist ferner dieienige, deren Erfüllung mit offenbarem Verluste für uns verbunden ist. Wie leicht könnten wir diesem entgehen, wenn wir die andere Pflicht ausübten! Und, wenn dann die Welt uns doch eine von beiden Pflichten ausüben sähe, würde sie uns nicht ferner für rechtschaffen halten? Wir sind dis aber vor dem Richterstuhle unseres eigenen Gewissens nur dann, wenn wir die Pflicht mit Opfer der Pflicht ohne Opfer den Vorzug geben. Die schwerere Pflicht ist endlich dieienige, welche, wenn Beide Verlust uns zuziehen, uns den grösseren Verlust zuzieht.

zieht. Selig ist der, der in solchen Fällen sich zu dieser entschliesst; sein erhabener sittlicher Werth ist vor allen Richterstühlen ausgemacht, und — das Himmelreich ist sein!

In der Sittenlehre wird auch von unvollkommnen Pflichten gesprochen. Man versteht darunter solche Ausübungen des Guten, derentwegen Niemand, der sie unterlässet, ernstlich zur Rede gestellt, oder vor Gerichten gar verklagt werden kann, wie der etwa, der sein Amt vernachlässigt, dem Arbeiter seinen Lohn vorenthält, einen geschlossenen Kontrakt bricht u. s. w. Auch versteht man darunter solch Gutes, wozu uns unsere näheren gesellschaftlichen Verhältnisse nicht verbindlich machen. Daß z. E. ein Vater seine eigenen Kinder erziehe, ist seine Schuldigkeit; wenn er aber eine fremde Waise, die ihre Zuflucht zu ihm nimmt, im Hause behält, so ist dis blos sein guter Wille. Noch versteht man auch alle solche gute Handlungen darunter, welche hundert Andere so gut, wie wir, ausüben könnten, und zu denen wir wenigstens nicht mehr Verbindlichkeit haben, als sie. Kurz — alle freiwillige Ausübungen der allgemeinen Menschenliebe gehören hieher. Mögen sie doch immerhin an sich unvollkommene Pflichten sein, so machen sie doch den sittlichen Werth dessen, der sie auch ausser seinen eigentlichen Pflichten bei ieder Gelegenheit nach Masgabe seiner Kräfte gern und eifrig ausübt, wahrhaftig vollkommen. Er könnte ia auch auf iene sich blos einschränken, wie tausend Andere, und dabei, wie diese, für einen rechtlichen Bürger gelten; so

aber

aber steht er als ein Mensch da, der sichs zum Wahlspruche gemacht hat — Man kann des Guten nie Genug thun. Ganz so, wie es Jesus haben wollte, der, als er zur Haltung seiner Gebote aufgefordert und darin den wahren sittlichen Werth festgesetzt hatte, hinzufügte — das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet; Alles also, was nur in Menschenliebe einschlägt, ist Gebot, ist Pflicht für uns. O so sprechet für Menschen, die nicht Herz haben, selbst für sich zu sprechen, wo ihr wisset und könnet! Warnet ieden Leichtsinnigen, der euch in den Weg kommt! Bringet zur Rückkehr Verführte, wo ihr sie erblicket! Söhnet Feinde aus! Unterstützet Nothleidende aller Art! Helfet jungen Anfängern fort! Empfehlet das verborgene Verdienst! Rettet Ruhe, rettet Ehre, rettet Leben — es gehöre dis Alles, wem es wolle! Ob ihr so gethan, ob ihr auch die unvollkommenen Pflichten erfüllt habet, darnach soll einst im Gerichte vorzüglich gefragt werden, darnach soll euer Lohn bestimmt werden; habet ihr aber weiter nichts gethan, als was ihr zu thun schuldig waret, was ihr vollkommene Pflichten nennet, so werdet ihr für unnütze Knechte erklärt, d. h. Knechten gleichgeschätzt werden, die ihren bestimmten Lohn während der Dienstzeit dahin nahmen und nun weiter nichts zu fordern haben. So setzt nach Jesu eigener Belehrung die Erfüllung der unvollkommenen Pflichten, die Ausübung der Menschenliebe, sogar dem wahren sittlichen Werthe des Menschen erst die Krone auf. — —

Wer meine Gebote hält, der wird von meinem Vater geliebet werden; — Solches rede ich zu euch, daß eure Freude vollkommen werde. . . . O wie klingt dis doch so ganz anders, als wenn es heisst — der Zöllner blieb von fern stehen, wollte auch seine Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und seufzte, Gott, sei mir Sünder gnädig! . . Welch eine Verdrehung des Christenthums also, wenn man wahrhaftigguten Menschen zumuthet, sich diesem gleich zu achten und auf den rechtmässigsten Genus der Freude über sich selbst Verzicht zu thun!

M. Br., Wer wahren sittlichen Werth hat, der hat auch überhaupt Bewustsein davon, daß er ihn habe. Wie der Reiche weis, daß er reich sei, und der Vornehme, daß er vornehm sei, so weis auch der Gute, daß er gut sei. Dieses Bewustsein ersteigt in ihm oft einen hohen Grad von Deutlichkeit. Dis geschieht, so oft er eine sehr edle Handlung ausübt, oder so oft ihm ein Gegenstand wieder vorkommt, gegen den er einst äuserstbrav handelte, oder wenn er Andere gerade entgegengesetzt handeln siehet u. s. f. Er ruft alsdann das Bewustsein nicht herbei, er macht es auch nicht selbst so deutlich; unwillkürlich dringt es sich ihm auf, und er vermag nichts dagegen, wie kein Mensch gegen Bewustsein etwas vermag. Nun bleibt aber kein deutliches Bewustsein unserer selbst ohne Eindruck auf uns; besonders, wenn es unser Thun und Lassen betrift. Dis ists, daß wir zur Sittlichkeit bestimmte Wesen sind und daß das Gesetz derselben in unser Herz

geschrieben ward. Böses Bewustsein bewirkt Traurigkeit über uns; so mus nothwendiger Weise gutes Bewustsein Freude über uns bewirken. Was würde man zu einem Menschen sagen, der bei Zurückerinnerung an die abscheulichsten Handlungen zur Heiterkeit gestimmt würde? Müste man nicht das Urtheil über ihn fällen, daß er die Menschheit nun völlig ausgezogen und abgelegt habe? Und von edlen Gemüthern sollte man verlangen, daß sie bei dem Andenken an wahrhaftigschöne Handlungen traurig würden, oder doch keine Freude empfänden? Welch ein Begehren gegen die ursprüngliche Einrichtung der Menschenseele! Doch — vieleicht sollten sie wenigstens, wenn sie auch den Aufwallungen der Freude über sich nicht widerstehen können, diese sofort wieder unterdrücken. . . Gibt man denn aber wohl schlechten Menschen den Rath, daß sie die Traurigkeit, welche sie beim Erwachen ihres Gewissens ergreift, zu verscheuchen suchen sollen? Macht man es ihnen nicht vielmehr zur neuen Sünde, wenn sie, wie nur gar zu oft geschieht, aus sich selbst darauf fallen? Warum soll aber nun der gute Mensch die Freude über sich verscheuchen, wenn sie ihn ergreift? Der schlechte, sagt man, müsse die Traurigkeit vielmehr unterhalten, um durch ihr unangenehmes Gefühl endlich bewogen zu werden, gut zu werden; nun, so mus auch der gute Mensch die Freude über sich recht unterhalten, um gut zu bleiben und nach noch höherem sittlichen Werthe zu streben. Wird denn nicht auch ausdrücklich diese Selbstfreude für einen Lohn der Tugend erklärt? Sollen wir nicht darum die Gebote halten,

ten, daß durch den Gedanken, daß uns nun der Vater liebe, unsere Freude vollkommen werde? Sollen wir uns nicht mehr, als über alles Andere, darüber freuen, wenn unsere Nahmen im Himmel angeschrieben sind? Ja, ist nicht oft diese Freude über sich selbst der einzige Lohn, an welchem der Gerechte in einer Welt, wo Tugend und Glückseligkeit gar nicht in richtigem Verhältnisse stehen, sich genügen lassen mus? Und auch dieser sollte ihm noch geraubt werden dürfen? Bösewichter sollten oft Alles haben, und er Nichts? Nein, man nehme ihm auch alle andere Freuden, wie man will; dis ist die Freude, die Niemand von ihm nehmen wird. O so gehe man auch nicht einmahl darauf aus, ihn im Genusse derselben auch nur zu stören; und, hat man selbst keinen Sinn für sie, so lasse man ihm wenigstens seinen gereinigteren Geschmack und höre ihn gleichsam sprechen — Ich habe eine Speise, von der ihr nichts wisset; meine Speise ist die, daß ich Gottes Willen thue. Er tröste, er segne sich mit sich selbst, und finde im Stillen in der Vorstellung sein Alles — das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und Lust habe zu seinem Gesetz!

Sollte es wohl noch eine Frage sein, ob ein Mensch, der wahren sittlichen Werth hat, seine Freude darüber auch gegen Andere äusern dürfe? Wozu soll er sie denn verbergen? Hat er etwa Schande davon, daß er wahrhaftiggut ist? Oder soll er Andere etwa dadurch nicht niderschlagen? Ja, wenn es eine Freude über Reichthum oder Macht oder äuserliche

Schönheit wäre, die sich nicht Jeder verschaffen kann, dann möchte dis gelten; so aber ists ia Freude über Herzensgüte, welche sich Jeder erwerben kann, sobald er nur will. Ja, und wenn er sie auch verbergen wollte, er würde sie doch äusern. Ein Mensch, der den stillen Beifall seines Herzens geniesst und oft die seligsten Freuden daraus schöpft, wird endlich durchaus ein sanftheiterer Mensch; sein ganzes Wesen wird Zufridenheit, und sein äuserliches Ansehen lebendiger Ausdruck davon. Ohne daß er darauf studirt, ohne daß er es nur weis, sieht er leibhaftig aus wie das Bild zu ienen Worten — Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermahl sage ich, freuet euch. Begegnet ihm Gutes, kein Wunder, daß er so herzlich vergnügt darüber ist; er weis, daß er dessen würdig sei. Widerfährt ihm Böses, kein Wunder, daß sein sanfter Frohsinn ihn dabei nicht verlässet; sein gutes Bewustsein tröstet ihn dafür. Man würde also, wenn man Verbergung seiner Freude von ihm forderte, Etwas von ihm fordern, das er nicht leisten kann. Man lasse ihn aber doch auch ia seine Selbstfreude äusern; er stiftet damit viel Gutes. Für iunge unverdorbene Gemüther ist seine Gesellschaft anziehend, weil er kein Grämling oder Murrkopf ist und doch dabei so viel natürlichen Ausdruck von Herzensgüte hat; sie versammlen sich bald um ihn her, schliessen sich fest an ihn an und befinden sich an seiner Seite in einer gar herrlichen Schule der Weisheit und Tugend. Seine immerwährende Heiterkeit machte, daß sie ihn lieb gewannen; aus Liebe befolgen sie nun seine Lehren, aus Liebe ahmen sie seinem Beispie-

spiele nach. Andere, die durch schlechten Umgang schon verführt waren und die gewöhnliche Meinung hegten, daß es ausser der Befridigung sinnlicher Begierden keine Freuden gebe, die aber doch noch nicht alles sittliche Gefühl verlohren hatten, werden auf den Anblick des frohen Rechtschaffenen aufmerksam. Sie hören nicht, daß er sich, wie sie, zu ergötzen pflege, und finden ihn doch zu allen Zeiten gleich heiter; da hingegen sie nur zu gewissen Zeiten vergnügt sind und hernach das genossene Vergnügen durch Unmuth und Selbstüberlast büssen müssen. So unterhalten sie sich mit ihm über seine Kunst, stets vergnügt zu sein; er unterrichtet sie darin, und sie bessern sich an seiner Seite. Selbst Bösewichter schaudern vor sich zurück, wenn sie ihn, den Wackern, sehen, wie ihm sein Gewissen eine Glückseligkeit reicht, gegen die alle ihre Lasterfreuden, wie Spreu, sind, die der Wind zerstreuet; und sein plötzlicher Anblick wird zuweilen noch das einzige Mittel, sie von den schwärzesten Handlungen abzuhalten, die sie zu begehen schon in Begrif waren. Wie viel Segen stiftet also der wahrhaftiggute Mensch, wenn er seine stille Freude über sich selbst auch öffentlich äusert! Ja, er darf nach Umständen noch weiter gehen; er darf sich auch, wenn es die Noth erfordert, auf den Grund seiner Freude, auf sein gutes Bewustsein und auf seinen wahren moralischen Werth, feierlich berufen. Dis ist nicht Stolz; es ist Nothwehr, welche er sich selbst und oft auch sogar der guten Sache, welche er betreibt, schuldig ist. Freilich wird er alsdann nicht die Schönheit seines Karakters Strich für

Strich und Zug für Zug hinzeichnen, oder seine Verdienste nach der Reihe und an den Fingern hererzählen und vorrechnen; wenn man ihn aber doch nicht für den erkennen will, der er ist, so darf er es laut sagen, wer er sei. Die zum Guten trägen Grobsinnlichen, seine Neider und Verfolger, ia, die Bösewichter allzumahl hätten sonst gegen ihn gewonnen Spiel. Sollte es zu Viel sein, wenn er sich hierbei auf den Vorgang dessen bezöge, der im vollen Bewustsein seines erhabensten sittlichen Werths ausrief — Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? — Wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich — Mich hasset die Welt, weil ich von ihr zeuge, daß ihre Werke böse sind — nun — so darf er sich doch an einen Paulus anschliessen. Er darf zu Allen, welche seinen Kreis ausmachen, wenn es schiene, als wollten sie ihn verkennen, dreust sprechen — Mein Ruhm ist das Zeugnis meines Gewissens, daß ich immer in Einfalt und göttlicher Lauterkeit auf der Welt gewandelt habe, allermeist aber unter euch. Er darf denen, welche sich ohne Grund über ihn erheben wollen, ins Gesicht sagen — Ich habe mehr gearbeitet, als ihr Alle. Er darf, wenn seine Feinde ihm das Verderben bereiten wollen, im Gericht ausrufen — Männer Richter, ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt vor Gott bis auf diesen Tag. Er darf, wenn es aufs Aeuserste kommt, seinen Fürsten gar also anreden — Dieweil ich weis, daß du in diesem Lande nun viele Jahre Fürst bist, so will ich mich unerschrocken verantworten — Ich übe mich zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben, beide

gen Gott und den Menschen. — — Lasset euch diese Gerechtsame nicht nehmen, ihr Menschen von wahrem sittlichen Werth, sondern behauptet sie mit der Würde und Freimüthigkeit, welche das gute Bewustsein gibt; ihr bereitet der Bosheit sonst Triumfe, welche der Menschheit schaden, und durch die die Bösewichter nur noch kecker werden.

Wie aber? mus ein wahrhaftigguter Mensch seine Freude darüber, daß er es ist, nicht wenigstens vor Gott zurückhalten? — M. Br., man brauchte in der That hierauf nichts zu antworten, als, daß alsdann die Freude nicht vollkommen wäre, welches sie aber doch für den, der die Gebote hält, sein soll, ia, daß ihr sogar das Schönste und Beste dadurch an der Vollkommenheit abginge. Man brauchte weiter nichts zu antworten, als — wenn der, welcher die Gebote hält, dafür vom Vater geliebet wird und in diesem Bewustsein seine höchste Freude finden mus, wäre es nicht ein Widerspruch, daß er diese Freude, wenn er ausdrücklich an den Vater denkt und sich mit ihm unterhält, nicht am höchsten geniessen sollte? Lasset uns die Sache aber noch näher betrachten! Es klingt doch in der That nur andächtig, wenn man behauptet, auch der beste Mensch müsse sich gegen Gott kein Ansehen geben wollen, weil seine Heiligkeit gegen Gottes Heiligkeit doch nur Unheiligkeit sei, sondern müsse, wie ieder Andere, beten — Gott, sei mir Sünder gnädig. Erwägen wir denn auch wohl gehörig, was der Ausdruck Sünder, besonders, wenn ein Zöllner sich so nennt, bedeute? Ein Sünder ist ein Mensch,

der wider sein Gewissen handelt und gegen alle bessere Erkentnis Böses thut. Darin besteht ia aber wahrer sittlicher Werth, daß man nie wider sein Gewissen handle; wie kann denn also der, welcher solchen Werth hat, ein Sünder sein, und, wenn er kein Sünder ist, warum soll er sich Sünder nennen? Er spräche ia eine offenbare Unwahrheit vor Gott, und eben die Heiligkeit Gottes, auf welche man sich beruft, ist es, welche es unmöglich macht, daß ein Mensch hierdurch Gott gefälliger werden, geschweige dann, daß Gott so etwas von ihm verlangen könne. Gott, der Allheilige, erkennt eben darum, weil er dis ist, auch unsern sittlichen Werth, unsere Heiligkeit, an; er verlangt keine göttliche, sondern nur menschliche Heiligkeit von uns; er will nicht, daß wir, wie er, der Gebotgeber, sein, sondern nur, daß wir die uns gegebenen Gebote halten sollen; thun wir dis, so liebet er uns dafür, und können wir sogar für seine Gebote leiden, so ist dis schon alle mögliche Gnade bei Gott; warum sollen wir denn also erst noch beten, daß er uns gnädig werde? O ihr guten Seelen, so betet getrost statt dessen — Ich halte o Gott, dein Wort — setzet aber auch hinzu — Vergib mir meine verborgenen Fehler! Betet getrost — Ich habe den Weg der Wahrheit erwählet, ich hange an deinen Geboten — betet aber auch zugleich — zeige mir ferner den Weg deiner Rechte, daß ich sie bewahre bis ans Ende! Freuet euch bei diesem Gebete über euch selbst vor Gott, wie vor euch! Sprechet

chet — Wohl mir, daß ich dein Gesetz so lieb habe! Du machst mich mit deinen Geboten weiser, als alle meine Feinde; ich bin dadurch gelehrter, als alle meine Lehrer; ich bin klüger, als die Alten, die sich auf das, was wahren sittlichen Werth gibt, nicht verstanden, denn — ich halte deine Befehle. — Wäre es nun wohl möglich, m. Br., daß eine solche Freude über sich selbst vor Gott ohne Dank gegen Gott für sie bleiben könnte? Kehret euch nicht daran, daß man auch diesen sogar für verwerflichen Stolz auslegen will. Ein Anderes ist es, wenn ein Pharisäer, ein Heuchler, sich durch Dank gegen Gott zu brüsten sucht; ein Anderes, wenn ein wahrhaftigguter Mensch tief fühlt, daß er dis durch Gott geworden sei. Wie? wir sollen Gott für iedes Gut, das wir erhalten, danken, und für unsere Tugend nicht? Ist nicht Tugend das höchste Gut? Wir sollen für ieden Segen, den er uns im Irdischen ertheilt, ihm danken, und für unsere guten Handlungen nicht, die wir nur durch seinen Segen vollbringen konnten? O sprechet freudig, so oft euch der Beifall eures eigenen Herzens tröstet — Ich danke Gott, daß ich ihm diente von meinen Voreltern her in reinem Gewissen! Sprechet freudig, so oft ihr die Gegenstände eurer Fürsorge und thätigen Menschenliebe anblicket — Wer ist meine Hofnung, meine Freude und meine Krone des Ruhms? Seid ihr es nicht? Ja, ihr seid meine Ehre und meine Freude; darum danke ich Gott, so oft ich Eurer gedenke! — —

O meine Lieben, so werde euch Allen diese süsse Freude an euch selbst zu Theile! Strebet nur nach wahrem sittlichen Werthe, seid wirklichgute Menschen, seid Thätige für die Welt, seid uneigennützige Menschenfreunde; so wird sie mit iedem Bewustwerden da-

von ungerufen kommen. So oft sie dann kommt, überlasset euch ihr und geniesset sie in aller Fülle. Verschönert euch durch sie iede andere Freude, die euch Gott schenkt. Findet in ihr den höchsten Lohn für eure Tugend. Schöpfet aus ihr den stärksten Antrieb, im Guten noch zu wachsen. Haltet euch durch sie schadlos für ieden äuserlichen Verlust. Habet, wenns sein mus, Genug an ihr. Es ist die Freude, welche euch die Welt weder geben, noch nehmen kann. Wenn Menschen euren Werth verkennen, so sprechet — Mein Trost ist der, daß ich ein gut Gewissen habe und mich fleissige einen guten Wandel zu führen bei Allen. Wenn das Schicksal euch niderdrücken will, so betet — Las mir deine Hand beistehen, denn ich habe erwählet deine Befehle. Wenn Alles um euch her wankt und die Erde sich zum völligen Vergange für euch anschickt, so sei euer letzter Gedanke noch — Herr, ich warte auf dein Heil, denn ich that nach deinen Geboten!

XLIII.

Vom stillen und öffentlichen Gutesthun.

Am 12. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Marc. VII. V. 36. u. Marc. V. V. 19.

Er verbot ihnen — sie solltens Niemand sagen.
Er befohl ihm — Gehe hin in dein Haus und zu den
Deinen, und verkündige ihnen, wie grosse Wohlthat
dir der Herr erzeigt und sich deiner
erbarmt hat.

XLIX.

Meine Brüder. Jesus wechselte im stillen und im öffentlichen Gutesthun ab; d. h. bald verbot er, bald befohl er, daß man seine geleistete Menschenhülfe bekannt mache. So lesen wir z. E. daß er, als er der Beglücker eines Taubstummen geworden, Allen, die hiervon Zeugen waren, es ausdrücklich untersagte, irgendwo von dem Vorgange zu sprechen und ihn auszubreiten. Als er hingegen einen Wütenden zur Vernunft zurückgebracht hatte, legte er diesem, so gern selbiger auch bei ihm geblieben wäre, die Pflicht auf, nach seiner Heimat zurückzukehren und da zu erzählen, wer ihm geholfen habe und wie ihm geholfen worden sei.

Die Erklärung über dis dem Scheine nach sich widersprechende Benehmen mus uns wohl der verschiedene Zweck geben, welchen Jesus dabei erreichen wollte. Ein Anderes war es, wenn er unmittelbar nach erzeigten grossen Wohlthaten allein — ein Anderes, wenn er hernach nicht allein sein wollte. Es war ia natürlich, daß das Volk in Masse ihm zuströmen muste, sobald es irgendwo von dergleichen hörte; war es ihm nun gerade zu der Zeit um Einsamkeit zu thun, zu der er seines eigenen Herzens wegen so gern seine Zuflucht nahm, so muste er dis zu verhindern suchen. Wollte er nun vollends irgendwo der Nachstellungen seiner Feinde wegen nicht einmahl unter seinem

Nah-

Nahmen bekannt sein: so war es ia die erste Regel der Vorsichtigkeit, daß er, wenn er ia Unglücklichen half, Stillschweigen darüber auflegen muste.

Dis war nun ganz der Fall, als er ienen Taubstummen heilte. Er hatte kurz vorher den scheinheiligen Pharisäern einen strengen Vorhalt über ihr gesamtes heuchlerisches Religionswesen gethan, und seine Jünger hatten ihn hernach darauf aufmerksam gemacht, daß sich diese dadurch äuserst beleidigt gefühlt hätten und nun auf Rache gegen ihn sinnen würden. So kaltblütig er sich auch dagegen bezeigte, so that es doch die Wirkung auf ihn, daß er alsbald wirklich flüchtete. Er begab sich über die Grenzen und wollte sich in einem gewissen Hause verbergen, so, daß es Niemand wissen sollte, daß Er da wäre. Eine Phönizierin entdeckte ihn aber doch und vereitelte seine ganze Absicht. Von hieraus mus man es erklären, warum er dieser erst nicht Rede stehen und sich nicht mit ihr einlassen wollte. Von hieraus mus ouch das Zureden seiner Jünger erklärt werden, daß er sich doch nur von ihr entledigen möchte, weil sie durch ihr Nachschreien ihn noch mehr verriethe. Als er nun so seinen Zweck, da, wo er war, unbekannt zu bleiben, verfehlt hatte, begab er sich wieder in derselben Absicht anderswohin, und da wars, wo es ihm wieder so ging und wo sich der Vorgang mit dem Taubstummen ereignete. Das Verbot, die geleistete Hülfe auszureden, geschah also blos darum von ihm, daß es, wo möglich, noch unbekannt bleiben sollte, wo er sich befinde.

Als

Als er aber ienem Rasenden zur Vernunft wieder half, wollte er weder in der dortigen Gegend unbekannt, noch allein, sein. Er wünschte vielmehr, daß iezt viel Volks zu ihm kommen möchte. Hierzu war das beste Mittel, daß er den Rasendgewesenen nach Hause schickte und ihm den Auftrag gab, die ihm geschehene Hülfe daselbst zu verkündigen. Dieser that noch Mehr, als ihm befohlen war, und rief es in zehen Städten aus. So erreichte Jesus seinen Zweck, und es versammlete sich bald eine grosse Menschenmenge um ihn her.

Dieselbe Abwechselung, wie im eigenen stillen und öffentlichen Gutesthun, finden wir nun auch in seinen Belehrungen Anderer über Gutesthun und Wohlthätigkeit. Bald spricht er — „Wenn du Allmosen gibst, so las deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß dein Allmosen verborgen sei.“ Bald spricht er wieder — „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

Diese Verschidenheit in der Unterweisung Jesu für uns müsse uns aber auch nicht verlegen machen, m. Br. Wir sollen blos daraus einsehen lernen, daß es Fälle gebe, in welchen wir ganz im Stillen Gutes thun müssen, und Fälle, wo wir öffentliche Gutthätigkeit auszuüben haben. Das Eine ist uns unter Umständen so gut Pflicht, als das Andere. Unser Verstand, unsere Welt- und Menschenkenntnis und unser Herz müssen nun, so oft ein Fall sich ereignet, daß wir Wohlthäter, Segenstifter und Beglücker werden kön-

können, darüber entscheiden, zu welcher von beiden Klassen er gehöre, und zu welcher er dann gehört, nach deren Beschaffenheit müssen wir ihn auch behandeln. Lasset uns ietzt einen Versuch machen, einige Regeln zu bestimmen, nach welchen wir dis Entscheidungsgeschäft mit mehrerer Richtigkeit betreiben mögen! Es mus uns doch Allen Viel daran liegen, daß wir in einer so zärtlichen Angelegenheit unseres Herzens, wie die Ausübung wahrer Menschenliebe ist, so wenig, als möglich, fehlen. — —

M. Br. Darin sind wir doch wohl Alle einig, daß es bei allem Guten, das wir Andern thun, die Hauptsache sei, daß wir es gern thun. „Uebt Jemand Barmherzigkeit, so thue er es mit Lust!“ „Ein Jeglicher gebe nach seiner Willkür — nicht mit Unwillen, oder blos aus Zwang; nur einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Ebenso sehen wir auch Alle ein, daß unsere wohlthätigen Handlungen ihren ganzen Werth verliehren, sobald grobe Gewinnsucht dabei zum Grunde liegt. Man leistet sie ia dann nicht für Andere, sondern für sich selbst; wer für sie, es sei, auf welche Art es wolle, wirklich bezahlt sein will, der ist kein Wohlthäter, sondern ein Mensch, der für Lohn arbeitet, und so hat er dann auch seinen Lohn dahin. Wir müssen alles Gute, und so auch das gesellschaftliche Gute, darum thun, weil es uns Pflicht ist; und die Vorstellung nachher, wenn wir es gethan, daß wir unsere Pflicht erfüllt haben, mus unser süssester Lohn dafür sein. Wie können wir es nun aber uns selbst wohl deutlicher beweisen, daß wir wirklich

so

so edel gesinnt sind, als wenn wir das Gute, das wir Andern thun, im Stillen thun? Wer im Stillen Gutes thut, der thut es unaufgefordert; wer aber unaufgefordert Gutes thut, der thuts doch wohl gern? Da ihn Niemand dazu auffordert, wie könnte er es thun, wenn ihn sein eigenes theilnehmendes Herz nicht dazu aufforderte? Wer im Stillen Gutes thut, der lehnt allen Verdacht von Gewinnsucht dabei von sich ab; nicht einmahl auf Lob und Ruhm geht er aus, sonst nähme er wohl Zeugen dazu. Wer recht im Stillen Gutes thut, der will nicht einmahl sogenannten Dank dafür; denn er sucht sich auch dem, dem er hilft, als Helfer zu verbergen. Wenn es also sonst nicht von Nothwendigkeit ist, daß eine gute Handlung für Andere öffentlich geschehe, wie edel erscheint der, der mit ihr nicht zur Schau hervortritt! Er, er hat an dem blossen Zeugnisse seines Herzens, daß er sie gethan und durch sie seine Pflicht erfüllt habe, genug. Schon diese einzige Betrachtung, m. Br., müste uns zur Vorliebe gegen Gutesthun im Stillen stimmen können; und so würde die erste allgemeine Regel darüber, in welchen Fällen man die stille Wohlthätigkeit ausüben müsse, diese sein — übe sie aus, so oft es nicht nöthig ist, daß du öffentlich Gutthäter werdest. Wann dis nun nöthig sei, werden wir hernach hören.

Es gibt aber nicht nur Fälle, wo es nicht erfordert wird, daß wir unser Gutes öffentlich thun, sondern auch solche, wo es erfordert wird, daß wir es nicht öffentlich thun. Diese zusammen bilden

die

die zweite allgemeine Regel für die Ausübung stiller Wohlthätigkeit, und wir wollen sie deshalb ietzt sorgfältig durchgehen.

Wir müssen ia nicht glauben, daß wir, wenn wir mit einer wohlthätigen Handlung hervortreten, den Beifall aller Menschen dafür erhalten, und daß immer gleich zehen für einen bereit sein werden, uns bei ihr zu unterstützen und sie uns zu erleichtern. Vielmehr geschieht oft gerade das Gegentheil hiervon. Es gibt einen Tugendneid, wie Handwerksneid; es gibt einen Wohlthatenneid, wie Brodtneid. Oft gönnen Mitbürger es uns selbst nicht, daß wir eine edle Handlung verrichten sollen; sie könnten sie auch verrichten, wollen sie aber einmahl nicht verrichten, und so ists ihnen ärgerlich, wenn wir als Bessere, wie sie, erschienen. Oft gönnt auch ein Mitbürger dem Andern das Gute nicht, das ihm wiederfaren soll; er möchte es gern selbst haben, oder, wenn er es auch schon wirklich selbst hat, doch gern allein haben; er hat auch wohl persönlichen Has und Groll gegen den, welchem wir helfen wollen, und will ihn schlechterdings nicht aufkommen lassen. Was wird geschehen, wenn dergleichen Neidharte von unserem guten Vorhaben erfaren? Sind sie stark genug dazu, so werden sie es vereitlen und hernach über uns das schadenfroheste Gelächter aufheben, daß wir nicht verschwiegener und verborgener dabei zu Werke gingen. Sind sie aber zur wirklichen Vereitlung zu schwach, so werden sie uns doch dabei zu stören suchen und das menschenfreundliche Geschäft so viel, als möglich, uns erschweren.

Stille ist also in solchen Fällen das einzige Mittel, entweder ganz und gar zu unserem Zwecke zu gelangen, oder doch unbehinderter zu ihm zu gelangen. Gesetzt auch, daß es bei blossen Behinderungen sein Bewenden hätte, warum wollten wir uns denn unsere guten Handlungen ohne Noth erschweren lassen? Gibt es nicht unvermeidliche Erschwerungen derselben oft genug? Können wir nicht unnützen Kraftaufwand zu neuer Wohlthätigkeit aufsparen? Ja, können wir uns auch immer so ganz und fest auf uns verlassen, daß wir durch langen Kampf mit Hindernissen nicht endlich unseres guten Vorsatzes überdrüssig werden? Wenn nun aber vollends der Widerstand, welchen wir fänden, von der Art wäre, daß es uns völlig unmöglich würde, unsere edle That zu vollbringen — wem hätten wir alsdann die Schuld davon beizumessen? Doch blos uns, daß wir sie öffentlich verrichten wollten und Geräusch damit machten. Wenn du also deine gute That allein verrichten kannst und vorhersiehest, daß der Neid sich gegen sie aufmachen werde: so übe deine Wohlthätigkeit im Stillen aus. Hernach kannst du ruhig und gelassen die Neider über sie schäumen sehen; du bist mit ihr in Sicherheit — sie steht da und ist vollbracht.

Wie wir mit Weltkentnis bei Einrichtung unserer Gutthätigkeit zu Werke gehen müssen, so auch mit einzelner Menschenkentnis. Wir müssen nicht weniger auf den Gegenstand selbst genaue Rücksicht nehmen, für welchen wir sie bestimmen. Im Stillen Gutes

thun leidet eine dreifache Erklärung. Wenn der Hülfsbedürftige es auch wirklich weis, daß wir seine Helfer sind, aber es nur allein weis, dis ist der niedrigste Grad von Stille. Wenn er zwar weis, daß ihm geholfen werde, aber nicht, von wem, dis ist der höhere Grad von Stille. Wenn er weder vom Helfer selbst, noch von der Hülfe weis, bis sich ihm diese durch die Wirkungen zeigt, dis ist die allerhöchste Stille. Nun gibt es mitunter gar sonderbare Menschen. Eigentlich sollte man glauben, daß Jeder, sobald er sieht, daß ihm geholfen werden solle, nicht nur mit seinen eigenen Kräften für sich zu wirken fortfaren, sondern auch nun noch weit emsiger damit wirken würde, um die Hülfe desto gewisser und geschickter in Empfang nehmen zu können; mancher Mensch aber, der bisher wirklich für sich thätig war, wird sogleich unthätig, sobald er sieht, daß ein Anderer sich seiner annehme, arbeitet wohl gar dagegen, weil er glaubt, daß ihm die Hülfe nicht fehlschlagen könne, und wird ihrer dadurch am Ende verlustig. In solchen Fällen müssen wir sogar die allerhöchste Stille bei unserer Wohlthätigkeit behaupten. Wenn du so hilfst, daß der, dem du helfen willst, mitarbeiten mus, dieser aber ein Mensch ist, der zu arbeiten aufhört, sobald er einen Helfer erblickt, so las es ihn auch nicht einmahl ahnden, daß überhaupt Hülfe für ihn im Werke sei.

Man trift Gemüther von so ausgezeichneter Güte an, daß sie in der Dankbarkeit zu weit gehen. Sie glau-

glauben ihren Wohlthätern nie Genug thun, sie nie genug verehren, rühmen und preisen zu können; sie betrachten sich als ihre Leibeigene und vergöttern sie schier. So süs nun auch die Dankbarkeit edlen Wohlthätern ist, so mus sie ihnen doch aus eben dem Grunde, weil sie Edle sind, lästig werden, sobald sie übertrieben wird. Wie? m. Br., sollten wir uns am Ende nicht wirklich beschämt fühlen, wenn einer guten Handlung, die wir aus Pflichtgefühl verrichteten, unaufhörlich Weirauch gebracht wird? Sollten wir nicht fürchten müssen, daß die Welt, welche so so gern unsern besten Handlungen schlechte Beweggründe unterlegt, bald das Urtheil über uns fällen werde, daß wir uns darum gerade mit unserer Gutthätigkeit an Diesen, und nicht an einen Andern, gemacht, weil wir gewust, daß er unser Lobredner in Ewigkeit dafür sein würde? Doch, dis ist noch das Geringste. Uebertriebene Dankbarkeit stört auch den, der sie leistet, in ruhigem und vollkommenen Genusse des empfangenen Guten. Sie führt eine gewisse Aengstlichkeit mit sich, in die er, so oft er den Wohlthäter erblickt, oder so oft auch nur von ihm gesprochen wird, deshalb geräth, ob er auch in dem Wohlstande und in der Ehrfurcht gegen ihn nichts versehe, und darüber geht für ihn das Gefühl seines Wohlbefindens verlohren. Sie erhält ihn immer zu unnöthigen Gegendiensten in Bereitschaft; worüber er vergisst, für sich selbst Freude zu schöpfen. Sie verleitet ihn wohl gar zu überflüssigen Aufopferungen, wodurch er wieder zusetzt, was er uns zu danken hat. Dis wollen wir doch aber gewis nicht; vielmehr war

unsere Absicht, ihn wahrhaftigglücklich zu machen und ihm zu derselben Ruhe des Lebens zu verhelfen, welche uns so süs ist. Ja, ist es auch nicht zu fürchten, daß der Uebertriebendankbare das an seiner Dankbarkeit gegen Gott fehlen lassen möchte, was er bei der Dankbarkeit gegen uns zu viel thut? Nun mag er immerhin uns als dieienigen betrachten, durch welche ihm geholfen ward; es mus uns aber Alles daran liegen, daß er uns nur als Werkzeuge Gottes dabei betrachte, daß er Gott für denienigen erkenne, der ihm durch uns half, und daß er diesem dabei die höchste Ehre gebe. „Es ist recht gut, würde hier Paulus sagen, daß deine Handreichung seinen Mangel erfülle, aber sie mus auch überschwenglich werden darin, daß er Gott danke für diesen deinen treuen Dienst.“ Wenn du also Menschen hilfst, die zu übertriebener Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter geneigt sind: so hilf ihnen wenigstens so, daß sie nie erfaren, daß du der Helfer seist. Danken wollen, danken müssen sie; denn ihr ganzes Herz ist Dank — so werden sie sich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie ihre gesamte Dankbarkeit von dem unbekannten Wohlthäter weg und auf Gott wenden. Gott sei Dank für seine unaussprechliche Gabe — dis wird ihr einziger Gedanke sein.

Noch findet man Gemüther, welche ein sehr feines Ehrgefühl besitzen. Wohl ihnen — es wird sie von ieder schlechten Handlung zurückhalten, die Andere ohne Scheu ausüben! Wohl der Gesellschaft, wenn

Alle

Alle so dächten, wie sie! So sind wir aber auch verbunden, als ihre Wohlthäter hierauf Rücksicht zu nehmen. Sie sind zwar zur herzlichsten Dankbarkeit auch geneigt und würden nach erlangter Hülfe nicht ruhig werden, wenn sie nicht erfüren, wer der Helfer gewesen wäre; können wir es ihnen aber wohl verdenken, wenn sie lieber auf die ganze Hülfe Verzicht thun, als sich der Ernidrigung aussetzen wollen, daß alle ihre Mitbürger nachher mit Fingern auf sie weisen, das ihnen geschehene Gute haarklein erzählen, dieses ihnen zum ewigen Vorwurfe machen und sich wohl gar zu unbefugten Richtern darüber aufwerfen, wie sie damit umgehen? Leider ist dis ia der gewöhnliche Fall; wenn Alltagsmenschen sehen, daß Andern geholfen werde, so geben sie sich die Mine, als wären sie die Helfer, weil sie es nicht verhindert hätten, und verlangen wenigstens, daß diese ihnen Dank, wie dem eigentlichen Helfer, dafür schuldig zu sein glauben sollen, wenn sie ihnen die ihnen widerfarne Hülfe nicht bei ieder Gelegenheit öffentlich anzuhören geben. Haben sie vollends noch besonders etwas gegen die Person dessen, dem geholfen ward: so sind sie im Stande, die Sache so weit zu treiben, daß sich dieser durch die erhaltene Hülfe beinahe für gebrandmarkt halten möchte. Mancher Unterstützte kann sich zwar darüber wegsetzen; wer es doch aber einmahl nicht kann, dem gereicht's doch warlich nicht zur Schande, daß er es nicht könne. Er verdient vielmehr unsere höhere Achtung dafür und gibt uns zugleich die stärkste Versicherung davon, daß wir uns mit unserer Gutthätigkeit an ihn, als an den

rechten Mann, wenden. Wenn du also an dem, dem du hilfst, einen Menschen von zärtlichem Ehrgefühle vor dir hast, so hilf ihm wenigstens so, daß, wenn er auch Hülfe und Helfer weis, er doch Beide nur allein wisse.

Sollte es endlich uns nicht auch erlaubt sein, bei Einrichtung unserer Wohlthätigkeit auch Rücksicht auf uns selbst zu nehmen? — M. Br., wir sollen zwar für das Gute überhaupt auch leiden können, mithin also auch für Gutes, das wir Andern thun; aber doch wohl nur alsdann blos, wenn es nöthig ist? Ausserdem wären wir ia unweise Leidende — und wie könnte die Religion uns hierzu machen wollen? Nehmet nun einmahl den Fall an, daß wir, wenn wir als die aufgetretenen Gutthäter bekannt würden, gewis nachtheilige Folgen für uns davon hätten, daß uns diese aber nicht so leicht, oder gar nicht treffen könnten, wenn wir unbekannt dabei blieben — ist es da nicht sogar Pflicht für uns, daß wir im Stillen wirken, um uns vor unnöthigem Verdrusse oder gar Unglück zu sichern? Wozu wollen wir denn Pflichtenstreit schaffen, wo keiner ist? Gibts dergleichen nicht so schon genug für uns? Das Gute soll ia von uns nur geschehen; kann es also von uns ebenso gut geschehen, wenn wir dabei uns im Verborgenen halten und dadurch unsern Schaden verhüten: so bestehen die Ausübungen der Pflicht gegen Andere und der Pflicht gegen uns selbst auf das vollkommenste neben einander. Es ist z. E. nöthig, daß gewisse Wahrheiten in öffentlichen

Um-

Umlauf kommen, damit Unterdrückte aufgemuntert und Unterdrücker kopfscheu werden. Was werden aber die Letztern thun, sobald sie davon hören, daß der Umlauf dieser Wahrheiten bewirkt sei? Werden sie nicht mit vereinigten Kräften über den herfallen, der sie in Umlauf brachte? Können sie dis aber, wenn sie seinen Nahmen nicht wissen? So wäre er ia ein Thor, wenn er sich selbst verriethe! Er arbeite in strengster Verborgenheit daran; er treffe die zweckmässigsten Anstalten, nie, nie bekannt werden zu können, und thue von Herzen gern auf die Ehre Verzicht, die er etwa bei Wahrheitliebenden Mitbürgern und im Auslande davon hätte, daß er der Mann gewesen sei, der es gewagt, die Wahrheit zu sagen! Genug, er hat guten Samen ausgestreuet; der Same wird aufgehen und Früchte bringen; ob der Säemann genannt werde, oder nicht — in iener bessern Welt wird sein Nahme ohne Gefar und mit Segen für ihn allgemeinbekannt sein. Hier, hier ists, wo es oft so Viele bei dem schätzbarsten und gemeinnützigsten, aber für sie auch gefärlichsten Guten, das sie stiften, versehen. Der Kizzel, daß sie gern auch öffentlich als die Stifter genannt sein wollen, sticht sie und verleitet sie zu Unvorsichtigkeiten, für welche sie hernach leiden müssen, ohne daß die Gesellschaft den geringsten Vortheil davon hat. Ist es denn nicht sogar auch schon schöner, grosse geleistete Segenstiftungen allein zu wissen, gesetzt auch, daß man keinen Schaden davon hätte, wenn die ganze Welt sie wüste? Sind das nicht die süssesten unter allen Geheimnissen, welche ein edles Herz für sich behält?

hält? Wenn du also dadurch, daß du deine gute That öffentlich verrichtetest, dir selbst Unheil zuzögest, du aber die That im Verborgenen ebenso vollkommen und ebenso segensreich verrichten kannst, so verrichte sie im Verborgenen.

Diese Regeln werden hinreichend sein, uns zu belehren, wann wir im Stillen gutsthun müssen. — Wann müssen wir aber öffentlich Gutes thun?

Erstlich alsdann, wenn das Gute, das geschehen soll, an sich selbst von der Art ist, daß es nicht anders, als öffentlich, geschehen kann. Wenn wir es da nicht öffentlich thun wollten, so thäten wir es ia gar nicht; thun sollen wir es aber doch einmahl. Hieher gehören z. E. die mehresten plötzlichen Nothhülfen. Wenn ein Mensch auf freier Strasse Unglück nimmt — o lasset euer Licht leuchten und eilet hinzu und schaffet Hülfe und Rath für ihn; ihr seid alsdann bessere Menschen, als die, welche ihm schnell vorüberlaufen, oder als müssige Zuschauer um ihn her stehen. Wenn Jemand in Gefar ist, den Tod im Wasser zu finden, und ihr seid in der Nähe und könnet ihn retten, lasset euer Licht leuchten und wendet vor tausend Menschen, die Alle kein Herz haben, alle mögliche Mittel an, seine Rettung zu bewirken; wenn es euch gelingt, so seid ihr ihm Mehr gewesen, als iene tausend. Wenn das Geschrei kommt, ein Selbstmörder hange dort an einer Wand oder an einem Baume im Felde, so lasset euer Licht recht leuchten und setzet euch über alle Vorurtheile hinweg; fliehet dahin, wo er hangt, schneidet

ihn

ihn ab, bietet die Nachbarschaft auf, bezahlet baar, wenn man anders nicht hülfliche Hand euch leisten will, und höret mit Belebungsversuchen nicht auf, bis sie euch gelingen, oder bis alle Hofnung verlohren ist; wenn ihr nicht so thätet, so thäter ihr Sünde. Selbst die Nothhülfe in den Häusern und im verborgensten Kämmerlein ist oft von der Art, daß sie nicht anders, als mit Geräusch, geschehen kann; wenn nehmlich dadurch, daß man sie still einrichten wollte, so viel Zeit darüber vergi nge, daß sie hernach vergeblich wäre. Wenn das Elend in einer Familie, das du eben erst erfährst, so gros ist, daß Verderben und Tod sie unterdessen überfiele, wenn du aus Bescheidenheit die Schatten der Nacht abwarten wolltest: so nimm zusammen, was du hast, und trag's am hellen lichten Tage hin. Wenn ein Rechtschaffener, der durch zehnfaches Misgeschick in Schulden gerieth, das Opfer seiner nach Habichtart gierigen Gläubiger werden soll und dein stilles Verwenden für ihn nur die letzte übrige Stunde seiner Befreiung noch versplittern würde, weil man von dir begehrt, daß du gerichtliche Bürgschaft für ihn stellen sollst: so geh und stelle sie öffentlich im Gericht. Das öffentliche und gemeine Wohl vollends erfordert fast immer auch öffentliche, ia wohl die öffentlichste Thätigkeit. Wie können z. E. öffentliche Anstalten anders, als öffentlich, verbessert werden? Wie kann bei eingetretener Theurung der Vorrath eines Menschenfreundes, wenn er den wahren Armen und den wirklichen Hungrigen zu Gute kommen soll, anders vertheilt werden, als öffentlich? Oft kommt auch das

allgemeine Wohl auf einen Augenblick an, der erhascht und benutzt, ia, wohl mit dem auffallendsten Geräusche benutzt werden mus. Wer da nicht Feuer schreit, der lässet oft eine ganze bürgerliche Gesellschaft verunglücken.

Manchmahl wird auch aus dem Guten, das man stiften will, nicht eher etwas, bis man sich öffentlich dabei zeigt. Sobald dis der Fall ist, mus man aufhören, im Stillen zu wirken, alle vermeinte Bescheidenheit ablegen und frei hervortreten. Die Welt z. E. sieht sich oft von Unwissenden und Boshaften mit sogenannten guten Anstalten betrogen und trauet hernach auch der besten nicht mehr, wenn sie in Vorschlag kommt. Von wem rührt sie her? — ist ihre natürlichste Frage. Da hilft Alles nichts, und wenn ihr das Wahrhaftiggute der Anstalt noch so deutlich aus einander gesetzt würde, sobald diese Frage nicht beantwortet wird. Tritt ihr Urheber aber endlich hervor und ist er ein Mann von allgemeinanerkannten Einsichten und von unbescholtener Tugend, so wagt sie es seiner Kentnisse und seiner Rechtschaffenheit wegen noch einmahl, eine vorgeschlagene Verbesserung anzunehmen. Ebenso ist auch das Gute, das wir stiften wollen, nicht immer Allen willkommen; so nehmen die, welchen es nicht behagt, ihre Zuflucht wenigstens zu dem gewöhnlichen Mittel, dem verborgenen Stifter es zu erschweren und ihn dadurch zu ermüden. Wird dieser aber ihrer Ränke endlich überdrüssig und zeigt sich ihnen, und sie erblicken wider alles Erwarten in ihm denselben Mann, dessen Festigkeit ihnen schon so

oft

oft zum Schrecken ward: so vergeht ihnen alle Lust, ihm weiter entgegen zu arbeiten, und sie lassen ihn thun, weil ihnen doch Alles nichts helfen würde. Wie oft verwendet sich ein Rechtschaffener, ohne sich zu nennen, für Unglückliche, und man achtet nicht darauf! Er nennt sich, er, der Mann von Ansehen, und sogleich wird, weil er der Fürsprecher ist, den Unglücklichen geholfen. Wie oft toben und rasen Bösewichte gegen die schwächere Unschuld und kehren sich nicht daran, wenn ihnen blosse Fingerzeige gegeben werden, damit aufzuhören! Endlich kommt der Mann, der die Fingerzeige gab, und hebt seine ganze kennbare Hand auf; aus Furcht vor ihm lassen die Bösewichter von ihrer Verfolgung ab. In der That, es ist zu rathen, daß in allen solchen Fällen die Frist, welche die Bescheidenheit gibt, so viel, als möglich, abgekürzt werde. Warum soll den Leidenden später geholfen werden? lasset die Welt so schief darüber urtheilen, wie sie will; sobald ihr sehet, euer Gutes werde schneller bewirkt, wenn euer Nahme vor selbigem steht, so schreibet und drucket ihn vor.

Wie, und wenn nun das Gute, das wir thun wollen, unsere Kräfte übersteigt und wir dabei des Beistandes Anderer bedürfen, wollten wir es darum unterlassen, weil wir es nun nicht ganz im Stillen thun könnten? Wenn es gar den Beistand Vieler, den Beistand Aller erforderte, wollten wir es nicht mit grösster Oeffentlichkeit unternehmen? Denket euch hier den Fall, daß es den untersten Ständen in einem Lande an Arbeit fehlte. Manufakturen sind das beste Mittel,

tel, diesem Mangel abzuhelfen. Ein einzelner rechtschaffener Reicher, wenn er auch zu Errichtung dergleichen sein Vermögen im Stillen hergeben wollte, ist doch nicht reich genug dazu. Thut dieser nicht recht, wenn er seine übrigen Mitreichen feierlich auffordert, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen und für die nidrigsten und zugleich zahlreichsten Klassen ihrer Mitbürger zu sorgen? Denket euch den Fall, daß das Armenwesen eines Orts so tief gesunken sei, daß es alten Armen schon an Brodt, kranken Armen an frischem Wasser und Waisen schon am Hemde gebreche. Ein Menschenfreund, der auf den Einfall kommt, die Hütten des Elends zu durchkriechen, macht die traurige Entdeckung davon und ist nun in einer ganzen Stadt der Einzige, welcher weis, was Jeder wissen sollte. Er thut auf der Stelle an den Nothleidenden, was er kann; aber es sind ihrer zu viel und die Hülfe mus fortgesetzt werden, wenn sie mehr, als eine blosse kurze Frist, sein soll, die Tod und Verderben geben. Er gewinnt seine Freunde für die gute Sache der Barmherzigkeit, aber auch in Verbindung mit ihnen ist er zu schwach, allen Leidenden zu helfen. Nur durch den Zusammentritt aller seiner wohlhabenden Mitbürger und durch ihren Zusammentritt auf immer kann allgemeiner und dauerhafter Beistand geleistet werden; auch sind diese insgesamt ebenso zur Theilgebung an die Armen verpflichtet, wie er. So macht er die Schilderungen des Jammers, welchen er angetroffen, allgemein bekannt, setzt die ganze Mitbürgerschaft in Bewegung, benutzt ihre erste Wärme und gründet durch

öf-

öffentliche Unterschriften fortdaurender Beiträge zu bestimmten Zeiten eine Kasse, durch welche dem Elende des ganzen Armuts seines Ortes auf immer, d. h. so lange sie Bestand hat, abgeholfen ist. Wäre derjenige nicht ein Unmensch, der ihm Vorwürfe darüber zutheilte, daß er mit seiner Menschenliebe so viel Geräusch gemacht? Lässet sich denn auch wohl ein grosses Publikum ohne solch Geräusch zur Barmherzigkeit vereinigen? Ist dis Geräusch nicht noch das einzige Mittel, den Hartherzigen und Geitzhälsen beizukommen, welche für Mitleid selbst keinen Sinn haben?

M. Br., wir müssen auch nicht vergessen, daß wir Andern gute Beispiele geben sollen. Gibt es denn nicht böse genug? Werden dergleichen nicht oft frei und öffentlich hingestellt? Was sollte aus der menschlichen Gesellschaft, in welcher der Geist der Nachahmung zu Hause ist, werden, wenn der verführerischen Kraft derselben nicht durch die Kraft edler Beispiele entgegen gearbeitet würde? Es ist schön, im Stillen Gutes zu thun; das Gute aber, das wir so thun, ist und bleibt nur ein einfaches Gutes, d. h. es bleibt bei der einzigen guten That, die wir alsdann verrichten. Thun wir es aber so, daß es zur Wissenschaft Anderer gelangt, so kann es vieleicht ein zehenfaches Gutes werden, oder zehen Andere thun es uns wohl nach. Das ists, was Jesus meinte — Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen — nicht blos durch Dank für den Nutzen derselben, sondern auch durch Nachahmung derselben preisen. Man lasse al-

so immerhin seinem Herzen die Freude, daß es viel Gutes, welches es thut, allein nur wisse; man nehme aber auch auf seine gesellschaftliche Lage Rücksicht und denke darüber nach, in wie fern man auch zum Beispielgeber berufen sei. Hier wird sogleich das häusliche Leben ein wichtiger Umstand. Ist es nicht die erste wahre Erziehung der Kinder, daß sie gute Beispiele sehen? Besteht nicht ebenfals die wahre Gesindezucht hierin? O wie ist also ein Hausvater verbunden, recht oft Gutes vor den Augen aller seiner Hausgenossen zu thun! Wie der Vater, so die Kinder; wie der Herr, so die Leute. Der freundschaftliche Zirkel, in welchem wir leben, zieht nicht weniger hierbei unsere Aufmerksamkeit an sich. Freunde ahmen ia auch vorzüglich gern einander nach; wenn wir also wollen, daß Menschen, die uns lieben, diese oder iene gute That auch verrichten sollen, wie können wir unsern Zweck glücklicher erreichen, als wenn wir sie ihnen vorthun und sie zu Zeugen dazu nehmen? Dis heisst die Regel befolgen — Erbauet Einer den Andern; o und wie schön ist es, wenn in den engeren Kreisen unseres Umgangs auf diese Erbauung gegenseitig gewirkt wird! Aber auch unser wirklich öffentliches Leben mus reich an guten Beispielen sein; auch vor dem grösseren Publikum, vor den Augen unserer ganzen Mitbürgerschaft sollen wir edle Handlungen verrichten — und dis, wie gesagt, schon darum, weil sich Viele es nicht übel nehmen, Böses öffentlich zu thun. Nun sind zwar alle gute Beispiele nützlich; die seltneren aber sind die nützlichsten, und so werden es uns

der

der Geist unseres Zeitalters, der Ton, auf welchem die Gesellschaft steht, in der wir leben, und gewisse herrschende Modethorheiten und Modelaster bald sagen, welche wir vorzüglich zu geben haben. Wenn du also siehest, daß Selbstsucht und grober Eigennutz um dich allgemein werden: so tritt öffentlich hin und übe die gemeinnützigste Handlung deines Lebens aus. Wenn du siehest, daß Jeder seinen Feind verfolge, wie er weis und kann: so erzeige vor den Augen Aller dem, der dich stadt- und landkundig beleidigt hat, die wesentlichste Wohlthat und befördere auf das nachdrücklichste sein Glück. Wenn du siehest, daß einige Bösewichter mit der Wohlfart ihre Mitbürger spielen und daß kein Mensch das Herz habe, sich ihnen zu widersetzen: so mache du den Anfang, du wirst bald Nachfolger haben; tritt ihnen in den Weg und nimm die Gemishandelten gegen sie in Schutz. Wenn du siehest, daß Leute, sobald sie nicht reich sind und also nicht Alles mitmachen können, ohne Unterschied verachtet werden: so schliesse du dich feierlich an solche Unbegüterte an, die rechtschaffen und geschickt sind, und erkläre sie dadurch öffentlich für deine Freunde. Wenn du siehest, daß es Ton sei, einen Unglücklichen, der ein Opfer der Verführung ward, zu verstossen und zu verbannen und dadurch erst wahrhaftigschlecht zu machen: so nimm du dich seiner an, arbeite an seiner Besserung und führe ihn an deiner Hand hernach wieder in seine vorigen Gesellschaften ein.

Es kann auch Fälle geben, in welchen es uns die Person selbst, der wir behülflich sein wollen, zur Pflicht

macht,

macht, ihr öffentlich zu helfen. Ist es ein guter Mensch, der z. E. unschuldig gedrückt und verfolgt wird, so wird oft unser bester Beistand ihm wenig nützen, wenn wir verborgen dabei zu Werke gehen, und seine Feinde werden, wenn der eine Plan gegen ihn scheitert, auf einen andern sinnen. Sehen diese aber, mit wem sie von nun an zu thun kriegen, wenn sie mit ihrer Verfolgung gegen ihn fortfaren, so lassen sie ihn in Ruhe. Ist es aber kein guter Mensch, dessen Wohlthäter wir werden wollen, hat er wohl schon mehrere Wohlthäter, die es im Stillen für ihn wurden, gemisbraucht und von ihrer Gutthätigkeit eine üble Anwendung gemacht: so ist es vieleicht noch das einzige Mittel ihn zu bessern, daß wir ihm unser Gutes öffentlich erzeigen. Er wird sich davor fürchten, daß er nun auch öffentlich Rechenschaft davon abzulegen habe, wie er unsere Wohlthat anwende, und daß sich kein Mensch seiner wieder annehmen werde, wenn er unsere gute Absicht vor Aller Augen vereitelt.

Ja, wir selbst können es uns zuweilen schuldig sein, wie im Stillen, so auch öffentlich, Andern Gutes zu thun. Wenn wir z. E. hören, daß unsere Vorliebe zur stillen Wohlthätigkeit Gelegenheit dazu gebe, daß übelgesinnete Menschen uns um den guten Nahmen des Menschenfreundes bringen wollen — wie sollten wir da nicht eilen, dis schätzbare Kleinod zu behaupten! Wie sollten wir nicht, da wir es auf keine andere Weise behaupten können, als so, zu ieder von unsern ersten zehen neuen guten Handlungen tausend Zeugen nehmen! Würden wir nicht sonst als Leute,

die

die aus Bescheidenheit nur im Verborgenen segneten und also kein gutes Beispiel gäben, für Leute erklärt, die öffentlich ein böses Beispiel gäben? Je eine wichtigere Person wir vollends in der Gesellschaft vorstellen, desto mehr müssen wir dieser Verleumdung auszuweichen suchen. Ebenso kann es auch, wenn wir eine äuserstedle Handlung im Stillen schon wirklich vollbracht haben, nöthig werden, daß wir uns hernach noch als die Thäter davon öffentlich nennen müssen. Dummdreuste werthlose Menschen finden es nehmlich oft gar herrlich für sich, wenn der Ausüber einer grossen That nicht bekannt sein will, eignen sie sich zu und ziehen alle äuserliche Vortheile davon. Wie? diesen Unwürdigen und Schamlosen sollten wir solche Freude lassen? Nein! wir können deswegen doch uns in unserer Uneigennützigkeit behaupten; wir bemächtigen uns der That wieder, die uns gehört, und geben den äuserlichen Lohn dafür an die Gesellschaft zurück. — —

So, m. Br., gibt es Fälle, wo wir im Stillen, und Fälle, wo wir öffentlich unsere Wohlthätigkeit ausüben müssen. Unser Herz entscheide in iedem vorkommenden Falle nur allemahl selbst nach den angegebenen Regeln, so werden wir, wie Jesus, im stillen und öffentlichen Gutesthun gehörig abwechseln, ohne auf Abwechselung erst sinnen zu dürfen. Wir wollen uns einen reichen Schatz von den schönsten Geheimnissen für uns selbst sammlen und viel Segen stiften, von welchem kein Mensch etwas weis, als wir allein. Wir wollen aber auch nicht vergessen, daß wir der Welt gute Beispiele schuldig, und besonders solche schuldig

sind, an denen es am meisten fehlt. Frei und öffentlich wollen wir oft hintreten und die Lehren der Tugend, welche Andere nur mit Worten geben, durch Thaten geben und versinnlichen. Statt, daß man sonst in Büchern die Beschreibung dieser oder iener schweren Pflichterfüllung der Menschenliebe zusammensuchen mus, soll man alsdann nur einen Blick auf uns werfen dürfen, um die ganze Beschreibung schnell zu umfassen und sie in Natur und gleichsam verkörpert an uns zu sehen. Möge dann immerhin die Verleumdung ihre giftige Zunge an uns üben; wir sind uns der reinen Absicht bewust, daß wir darum öffentlich als Menschenfreunde erscheinen, um den Geist der Menschenfreundschaft um uns her zu verbreiten. Und — warum sollten wir unaufhörlich den Werth verleugnen, welchen wir wirklich haben? Mag auch die Stadt, welche auf einem Berge liegt, verborgen bleiben? Stellt man ein Licht unter einen Scheffel, oder stellt man es auf den Tisch, daß Alle, die im Zimmer sind, an der Erleuchtung, welche es gibt, Theil nehmen mögen? O so lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen — dis Licht scheint noch in iene Welt hinüber. Ja, ia, dort, dort werden die Lehrer leuchten wie des Himmels Glanz, und die, welche durch ihr Beispiel Viele zur Gerechtigkeit geführt, wie die Sterne Gottes immer und ewiglich...

XLIV.

Erklärungen der Verschidenheit der Menschen von Seiten des Mitleidsgefühls.

Am 13. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Luc. X. V. 30 — 37.

Es ging Jemand von Jerusalem nach Jericho und gerieth unterwegs unter Räuber ꝛc.
Da kam ein Priester u. s. w. Da kam ein Levit u. s. w.
Da kam ein Samariter u. s. w.

XLIV.

Vater, wir wollen barmherzig sein, wie du es bist! — —

Meine Brüder. Auf Mitleid beruhet für die menschliche Gesellschaft zu Viel, als daß wir nicht vor der blossen Vorstellung zittern sollten, daß es iemals ganz aussterben könnte. Nun hat zwar der Schöpfer dafür gesorgt, daß dis nie der Fall sein wird — denn er hat es auch sogar in unsern Körper eingewebt — dennoch aber finden wir eine sehr bedenkliche Verschiedenheit der Menschen darin. Wie es Personen gibt, die ganz im Mitleid leben und weben, so gibts auch andere, die ihm in der That ganz abgestorben zu sein scheinen. Welches gefühlvolle Herz empört sich nicht dagegen, wenn es diese handeln sieht? Und wie bange mus dem Menschenfreunde um die leidende Menschheit werden, wenn er auch nur denkt, daß es möglich sei, daß die Zahl derselben Ueberhand nehmen, oder daß es gar in der bürgerlichen Gesellschaft so werden könne, wie es zwischen Jerusalem und Jericho war, wo zwei Mitleidlose gegen einen Mitleidsvollen kamen! Kommt, ruft er aus, ihr Alle, die ihr noch die Würde eurer Natur und die Thränen eurer Brüder schätzet, und lasst uns dem schrecklichsten der Uebel entgegenarbeiten! — Ja, wie entgegenarbeiten, wenn man die Quellen des Uebels nicht kennt? Den Lauf des Wassers hemmt man nur mit Gewisheit da,

wo es entspringt. Dieser Gedanke führt uns auf die Untersuchung der Ursachen der Verschidenheit der Menschen auf Seiten des Mitleids, und wir wollen sie iezt mit aller Geflissenheit anstellen. — —

Ruhm und Ehre unserer Natur, und noch mehr Ehre, Lob und Preis dem, der sie schuf! Das menschliche Herz ist ursprünglich nicht verschlossen für fremde Leiden, sondern offen für sie. Wessen Herz wirklich ganz und fest dafür verschlossen ist, der schleusst es selbst erst zu. So ewigwahr dis ist, so ist doch nicht zu leugnen, daß es zur Verschidenheit in den Graden des Offenseins des Herzens und der Stärke des Mitleids wirklich schon natürliche Anlagen gebe. Sehen wir denn dis nicht auf der Stelle an den verschidenen Geschlechtern? Ist das weibliche Geschlecht nicht mehr zum Mitleid schon gebauet, als das männliche? Uebertrift es nicht im Ganzen auch wirklich dieses darin? Rechnet man daher nicht ausdrücklich den Zug des schnelleren und herzlicheren Mitleids zum weiblichen Karakter? Ist nicht ein hartes Weib weit allgemeiner verabscheuet, als ein harter Mann? Wie es mit den verschidenen Geschlechtern ist, so ists auch mit den verschidenen Altern. Die Sache besteht nehmlich in Mehr und Weniger Reitzbarkeit des Herzens. Bei iungen Leuten ist diese noch in vollem Masse da, wie bei Kindern in einer Art von wirklichem Uebermasse, und, wenn ein Jüngling schon wenig menschliches Gefühl zeigt, so sterbe er zum Besten der Welt in der Blüte seiner Jahre — als Greis erscheint er sonst als Teufel. Im Alter hingegen ist es natürlich, daß auch

das

das Mitleidsgefühl, wie iedes andere Gefühl, schwächer werde. Den hohen Greis rührt Alles nur noch wenig, sein eigenes Unglück sogar — folglich auch fremdes Unglück. Wenn wir nun diese natürlichen Anlagen zur Verschidenheit des Mitleids, welche die Verschidenheit der Alter und Geschlechter bewirkt, auf keinen Fall ableugnen können, so wundere es uns auch nicht, wenn wir dergleichen noch Mehr antreffen. Man spricht auch mit Recht von einer Verschidenheit der Temperamente. Der Menschenfreund mag die Fehler Anderer gern mit ihrem natürlichen Temperamente entschuldigen, und der Sittenrichter verlangt, daß man sein natürliches Temperament, wenn es zu Fehlern verleitet, verbessern solle. Ohne uns ietzt hierauf einzulassen, müssen wir doch sofort einräumen, daß aus solcher Temperamentsverschidenheit ebenfals Mitleidsverschidenheit folge. Sollte ein Mensch von lebhaftem und von heiterem Temperamente nicht schneller und stärker an fremden Leiden Theil nehmen, als ein Anderer, der vermöge seines trägen Temperaments zu allen Dingen langsamer ist, oder dem sein melancholisches Temperament so Viel mit sich selbst zu schaffen macht, daß es ihn für Andere abspannt? Ferner — wenn die Natur im Allgemeinen schon ein Geschlecht feiner bauet, als das andere, so bauet sie auch die einzelnen menschlichen Körper in dieser Hinsicht sehr verschiden. Wie nun das weibliche Geschlecht vermöge seines zärteren Nervensistems von ihr schon mehr zum Mitleid im Ganzen gebildet ist, so ists auch kein Wunder, wenn ein einzelner Mensch den andern an Mit-

leid übertrift, sobald er zartere Nerven hat. Endlich — sollte, wenn von eigentlichen Trieben die Rede ist, die Stimmung der Eltern, blos als solche betrachtet, nicht auch ursprünglich schon auf die Stimmung der Kinder einen starken Einflus haben? Wenn es wirklich Erbanlagen zu gewissen körperlichen Beschaffenheiten gibt, sollte es nicht auch Erbanlagen zu gewissen Gemüthsbeschaffenheiten geben? Sollte Mehr und Weniger Mitleid nicht also auch schon angeboren sein können?

Dis Alles müsse iedoch nicht dazu dienen, daß ein Unmensch hintreten und sich darüber, daß er dis sei, damit entschuldigen dürfe, daß er es sein müsse und daß ihn die Natur selbst dazu gemacht habe. Wir reden ia nur davon, daß es natürliche Anlagen zur Verschidenheit in den Graden des Mitleids, zu Mehr und Weniger Mitleid, nicht aber davon, daß es dergleichen zu völliger Mitleidlosigkeit und Unmenschheit gebe. Offener ist nur von Natur ein menschliches Herz, als das andere; ganz verschlossen von Natur ist kein einziges. Und, was hülfe es auch dem, der seine Unmenschheit durch die Natur entschuldigte, wenn es auch wirklich wahr wäre? Sobald er doch sagt, daß ihn die Natur zu einem Unmenschen gebildet habe, so weis er es ia; sollte er nun nicht dagegen arbeiten? oder kann er es etwa nicht? Seine Behauptung ist aber grundfalsch und wird durch die Erfarung, welche man an allen Kindern ohne Unterschied macht, widerlegt. Vielmehr, wenn es bei dieser einzigen Ursache der Verschidenheit des Mitleids blie-

bliebe, welche in den Naturanlagen dazu selbst liegt, so würden wir über diese Verschiedenheit nicht zu klagen haben; sie würde vielmehr sich auf das schönste an die übrigen Anstalten der Weisheit Gottes anschliessen, vermöge welcher die höchstmöglichste Verschidenheit der Menschheit auf allen Seiten Statt finden sollte, und Jeder von uns hätte dann nur dahin zu sehen, daß er, wenn er bemerkte, daß ihn sein Temperament, oder sein Körperbau, oder der elterliche Einflus weniger zum Mitleid stimmte, sich durch Vernunft und mit sich selbst verabredete Uebung darin stärkte, gesetzt auch, daß er sich anfangs gleichsam dazu zwingen müste.

Aber — es kommen nun noch viel zufällige Ursachen dazu, welche die Verschidenheit der Menschen im Mitleid gleichfals erzeugen und sie bald himmlisch-entzückend, bald schaudererregend, machend.

M. Br. Die Menschheit besteht nicht in unserem menschlichen Ansehen, oder in unserem aufrechten Gange blos, sondern in ienen sanfteren und feineren Gefühlen, durch welche wir an die ganze Schöpfung hingezogen werden, mit Allem, was schön und gut ist, simpathisiren und in iedem Glück ausser uns unser eigenes Glück finden. Zum Beweise, daß diese Gefühle in ieder Menschenseele ursprünglich da sind, kann man sich getrost auf die ganze Kinderwelt berufen. Jesus, der da sagte, daß das Reich Gottes inwendig in uns sein müsse, mithin es in diesen Gefühlen einzig und allein festsetzte, behauptete auch, daß den Kindern das Reich Gottes sei, oder daß sie Alle noch reines, unverdorbenes Menschengefühl hätten. Diese

eigentliche Menschheit an uns kann bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet, sie kann aber auch so verschüttet werden, daß kaum der geringste Ueberrest davon bleibt. Beides geschiehet in der Jugend, die überhaupt unsere Ausbildungszeit auf allen Seiten ist, und so bleibt es ewigwahr, daß auf die Erziehung, welche wir erhalten, dabei unaussprechlichviel ankomme. Wie diese besonders den Grad unseres Mitleids, welches der schönste Theil der Menschheit an uns ist, in der Folge bestimme, wollen wir ietzt sehen. — Eltern, verstattet ihr euren Kindern Thierquälerei? Alle Kinder fallen aus sich selbst leicht auf diese, und das blos aus Einfalt und ohne alle Bosheit ihres Herzens. Das gequälte Thier springt und schreit nehmlich anders, als sonst, und das lässet und klingt oft possirlich. Die Kinder sind spielicht und lieben das Possirliche allenthalben, wo sie es finden; sie überlegen aber nicht, daß das arme Thier Schmerzen davon habe. Lasset ihr sie nun in ihrer ersten Thierqual ungestört, lachet ihr wohl mit ihnen dazu, gebet ihr ihnen gar Gelegenheit, sie fortzusetzen — o des abscheulichen Erziehungsfehlers in so vielen, ia oft in den vornehmsten Häusern — so werden sie Erzthierquäler werden. Je grösser sie werden, desto grössere und edlere Thiere werden sie quälen; an diese grenzt hernach der Mensch; ma- sie dann auch nicht selbst Menschen Qual, so sind sie doch gleichgültiger bei dem Anblicke ihrer Qual. Vatermörder aber gestanden schon, daß sie mit Thierquälerei angefangen, mit Menschenquälerei fortgefaren und mit Vatermord den Beschlus gemacht hätten.

Se-

Sehet, so wird die Laufbahn der Mitleidlosigkeit durch Thierquälerei eröfnet! Verweiset ihr aber euren Kindern die allererste Thierquälerei, bringet ihr sie durch bewegliche Vorstellung der Schmerzen, welche sie dem unschuldigen Thiere machen, zur Scham und Reue über ihre That, so werden sie davon ablassen und Mitleid gegen die Thiere behalten. Wer dann aber Mitleid mit Thieren hat, der hat auch gewis Mitleid mit Menschen. — Kinder lernen ferner bald einsehen, daß der Dienstbote im Hause nicht so Viel sei, wie sie; sie sehen, daß der Arbeiter fast im gleichen Range mit dem Dienstboten stehe, daß der Arme sich demüthiger bezeige, als der Reiche, daß der Freund, wenn er ins Haus kommt, vor dem Fremden den Vorzug habe u. s. w. Eltern, gebet Acht, was für Eindrücke dis Alles auf sie mache. Fällt es ihnen ein, den Dienstboten zu mishandeln, gegen den Arbeiter grob zu sein, den Armen zu verachten, dem Fremden nicht zu antworten — so beschämet sie durch Auseinandersetzung ihrer Ungezogenheiten und weiset sie in die Grenzen der Menschlichkeit zurück. Thut ihr nicht so, so verliehrt sich auch nach und nach ihr Gefühl für den leidenden Dienstboten und Arbeiter, für den leidenden Armen noch mehr, und für den leidenden Fremdling ganz. — Kinder entzweien sich leicht mit ihresgleichen und versöhnen sich auch bald wieder mit ihnen. Dis gilt aber in der That nur von der erstern Kindheit. Wenn die Triebe stärker werden, und die Kräfte zu ihrer Befridigung auch, so wird auch das Misvergnügen über den Beleidiger stärker und geht in Rache über.

Duldet da die erste Racheausübung gleich nicht, sondern lasset nicht eher nach, bis euer Kind, das sie unternahm, dem angefeindeten Gespielen durch einen Liebesdienst freiwillig Ersatz dafür leiste. Unterlasset ihr dis, so wächset die Rache mit ihm auf und so ists einst um alle seine leidenden Feinde geschehen. — Nicht weniger ist es auch bei der Erziehung in Ansehung des Mitleidsgefühls sehr wichtig, zu welchen Freuden die Kinder gewöhnt werden. Das Mitleid ist von sanfter und milder Natur; Herzen also, welche für heftige, wilde und rauschende Freudengenüsse gestimmt werden, werden für das Mitleid abgestumpft. Wehe dem, der tagtäglich als Knabe schon in lustigen Gesellschaften ist; er wird sich als Mann von iedem traurigen Anblicke wegwenden! Wehe dem, der auf Tanzsälen erzogen wird; er vertanzt sein Mitleid frühzeitig! Wehe dem, der am Spieltische erzogen wird; er verspielt sein Mitleid! O wie brav handelt ihr Eltern, die ihr eure Kinder an die Freuden der Natur gewöhnet und solche zu ihren Lieblingsfreuden machet! Diese, diese sind es, welche die sanfteren Gefühle in ihrem zarten Busen wecken und dadurch die allgemeine Grundlage des Mitleids in ihnen befestigen. Wie noch braver handelt ihr, wenn ihr sie auf euren Zurückwegen aus dem Schosse der Natur in eine Hütte des menschlichen Elends führet und sie da eure Wohlthaten mit euren Händen austheilen lässet. So wird ihnen Mitleid selbst Freude werden, und wie ist dann für den Bestand ihres Mitleids auf immer gesorgt! — Was nun vollends der Unterricht der Eltern

selbst

selbst durch Wort und That bei der Ausbildung der Menschheit überhaupt und des Mitleids besonders in den Seelen ihrer Kinder vermöge, ist kaum nöthig noch zu erwähnen. Väter und Mütter, seid ihr im Stande, zu allen den Härten und Schlechtigkeiten, von welchen vorhin die Rede war, eure Kinder, wenn sie nicht aus sich selbst darauf fallen, durch Zureden zu ermuntern, oder solche vor ihren Augen selbst auszuüben, so wundert euch nicht, wenn sie euch einst an Mitleidlosigkeit noch übertreffen. Aber nicht die Natur war es, die sie zu solchen menschlichen Bastarten schuf; diese schuf sie zu Menschen, wie Alle — ihr, ihr habt die Bastarte aus ihnen gemacht. . .

Bedauernswürdig, m. Br., ist Jeder, der durch seine Erziehung zum Unmenschen verschraubt ward. Die Natur, mus man aber zu ihm sprechen, schuf dein Herz unverschlossen — deine Eltern schlossen es zu, schlies Du es wieder auf. Freilich hat man ihm damit eine unnöthige und beschwerliche Arbeit aufgeladen, aber doch keine unmögliche und unausführbare. Ueberhaupt ist ieder Mensch verbunden, seine erste oder fremde Erziehung, wenn sie vollendet ist, zu untersuchen, und auf den Fall, daß er sie falsch befindet, seine zweite oder eigene Erziehung anzufangen und durch sie die Fehler der ersten zu ersetzen. In den Jahren, wo es ihm noch an Nachdenken gebrach, bildeten ihn Andere; nun, da er volles Nachdenken hat, bilde er sich selbst. Wie selten aber geschieht dis! Man tritt dann in die Welt; man vertauscht zwar auch die erste Erziehung gegen eine zweite, aber nicht gegen die Erziehung

sei-

seines eigenen Nachdenkens, sondern gegen die Erziehung, welche der leidenschaftliche grosse Haufe gibt. Diese wirkt auf den allergrössesten Theil der Menschen so stark, daß sogar guterzogene Menschen durch sie oft wieder um allen Segen ihrer ersten Erziehung kommen. Besonders bewirken dis die menschenfeindlichen unter den Leidenschaften, deren grosse Schule die Welt im Vergleiche mit dem verlassenen elterlichen Hause erst recht ist. Hier, hier entspringt dann auch viel menschliche Verschidenheit in Betref des Mitleids, in wie fern man nehmlich Herr über diese Leidenschaften, oder ihr Sklave, wird. Der Stolze spricht Andern ihren Werth ab; sieht er sie also leiden, so betrachtet er ihr Leiden als eine natürliche Folge ihrer Werthlosigkeit, oder fällt kaltblütig das Urtheil über sie, daß sie mit ihren Umständen zufriden sein müsten. Hütet euch vor dem Stolze! Der Verleumder sucht an allen Menschen die schlechtere Seite auf; erblickt er also Unglückliche, so sucht er sie auch an diesen auszuspähen, weiset sie mit Vorwürfen über einzelne Handlungen ab und möchte auch gern in allen Andern das Mitleid dadurch gegen sie tödten, daß er ihr Unglück für Gerechtigkeitspflege erklärt, welche das Schicksal ausübe. Hütet euch vor der Verleumdungssucht! Der Geitzige will nicht helfen, denn seine Seligkeit ist nehmen, nicht geben; wendet sich also ein Elender an ihn, so weis er tausend Vorwände zu finden, warum er nicht helfen könne, und, kann er damit nicht durchkommen, so hat er endlich gar das Helfen verredet, bedauert selbst, daß er dis gethan,

kann

kann doch nun aber einmahl seinen theuern Eid nicht brechen. Hütet euch vor dem Geitze! Der Verschwender kann nicht helfen, denn er braucht für sich selbst zu Viel; wird er also fremder Noth gewahr, so eilt er aus ihrem Kreise zu kommen, und, hält man ihn fest, so schimpft er darauf, daß man ihm zumuthen könne, selbst Noth leiden zu sollen. Hütet euch vor der Verschwendung! Der Neider sieht fremdes Glück nicht einmahl gern, geschweige daß er es gar mitbewirken sollte; begegnet ihm also ein Kummervoller, so glaubt er Genug daran zu thun, wenn er es ihm nicht misgönnet, daß sein Kummer nicht noch grösser sei. Hütet euch vor dem Neide! Dem Schadenfrohen ists gerade recht, wenn er fremdes Unglück sieht und seine Seelenstimmung ist die entgegengesetzte des Mitleids; iammert ihm also Jemand seine Klagen vor, so lacht er dem Jammernden ins Gesicht und durchbohrt ihm dadurch das Herz noch vollends. Hütet euch vor der Schadenfreude! Der Rachsüchtige ist gewohnt, Leiden zu machen; wie könnte er an Leiden Theil nehmen? Und ist der, welcher unter dem Drucke der Umstände ist, noch dazu ein Mensch, gegen den er etwas hat und an den er bis iezt noch nicht konnte, so übt er nicht nur durch Versagung der Hülfe nun Rache an ihm aus, sondern benutzt auch die Gelegenheit, seinen Muth an ihm zu kühlen, und drückt ihn noch tiefer. Hütet euch vor der Rachsucht! — —

Die Frage — wer ist denn mein Nächster? — bringt auch ganz ausserordentlich viel Verschiedenheit in den Eindrücken hervor, welche der Anblick

menschen

menschlichen Elends macht. Daß sie iener iüdische Schriftgelehrte an Jesum that, war ihm zu verzeihen; nach seinen Volks- und Religionsvorurtheilen muste es ein vollbürtiger und rechtgläubiger Jude sein, wer sein Nächster sein wollte, und nicht einmahl den Samariter erkannte er dafür. Daher dann auch die treffliche Beschämung, welche ihm von Jesu durch die nachherige Erzählung, wie ein Samariter einem Juden geholfen, widerfur. Von Liebe gegen Heiden wuste man vollends in Israel nicht viel. Moses hatte die Heiden wohl auch einmahl, und zwar die Egipter, Nächste genannt, aber bei einer Gelegenheit, wo sie diesen Ehrennahmen theuer bezahlen musten. Die grausenvolle Stelle lautet also — „Ein Jeglicher fordere von seinem Nächsten, und eine Jegliche von ihrer Nächstin silberne und goldene Gefässe und Kleider; diese sollet ihr, wenn ihr ausziehet, auf eure Söhne und Töchter legen und — den Egiptern entwenden.“ Wer erinnert sich hierbei nicht mit Freuden iener Worte Jesu — wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Doch — genug hiervon! Wir aber, m. Br., sollten doch die Frage gar nicht mehr thun, wer ist denn mein Nächster? Jesus hat sie ein- für allemahl beantwortet und gar herrlich beantwortet. Auf die Frage des Schriftgelehrten, wer sein Nächster sei, that er nehmlich, als er die Erzählung von dem verunglückten Reisenden und von den drei andern Reisenden, die ihn in seinem Blute liegend antrafen, vollendet hatte, die Gegenfrage — welcher unter diesen Dreien Jenem der

Näch-

Nächste gewesen sei. Und da der Schriftgelehrte so antworten muste, wie er antwortete, ob es ihn gleich verdros, den Samariter zu nennen, so, daß er ihn lieber durch den, der die Barmherzigkeit an ihm that, umschrieb, gab er ihm den endlichen Bescheid — So gehe hin und machs ebenso; mache nie wieder einen Unterschied, sondern halte Jeden für deinen Nächsten, dem du der Nächste werden kannst, d. h. dem du helfen und dienen kannst. Frag nicht mehr — wer ist mein Nächster, sondern werde du fleissig Nächster. . . Auf solche Weise schickt sich diese Frage nicht sowohl für den, der helfen kann, sondern für den, der Hülfe braucht. „Wer wird doch mein Nächster werden?“ fragen auch in der That die Unglücklichen Alle. Leider aber ists noch immer gar zu gewöhnlich, daß man, wenn man einen Leidenden erblickt, ihn erst darauf ansieht, ob er auch zu dem Nächsten gehöre, und dann erst sein Mitleid darnach einrichtet, in wie fern man ihn dazu rechnen müsse oder nicht zu rechnen nöthig habe. Der Eine spricht dann — ich bin ia nicht mit ihm verwandt, wie käme ich dazu? er kann sich an seine Verwandten halten; er hat deren genug, und das sind reichere Leute, als ich bin. Der Andere spricht — er ist nicht meines Standes, nicht von meiner Zunft; er mus sich an seines Gleichen wenden; diesen ist es Pflicht ihn zu unterstützen. Noch ein Anderer spricht — ich stehe in keiner Verbindung mit ihm, habe nie Verkehr mit ihm oder Nutzen von ihm gehabt; er laufe die an, für die er so lange gear-

beitet hat und die Gewinns genug durch ihn gehabt haben. Wieder ein Anderer spricht — ich kenne ihn gar nicht, habe ihn nie gesehen, er mus ein Fremder sein; er kehre wieder dahin, wo er zu Hause ist, mich gehen nur meine Mitbürger an. Und noch wieder ein Anderer spricht gar — er ist ia ein Katholik, wie verirrt er sich denn zu einem Protestanten? Oder — 's ist ia gar ein Jude, und ich sollte ihm helfen? So macht das ewige Fragen — wer ist denn mein Nächster? — daß sich Jeder einen eigenen Begrif vom Nächsten bildet, der Eine noch immer enger, als der Andere, und daß man hernach gegen ieden Leidenden untheilnehmender wird, der nicht unter den Begrif passt. Unser Nächster ist Jeder ohne Unterschied, dem wir der Nächste werden können. Seelen, die diesen Begrif vom Nächsten annehmen und sich über alle iene kleinlichen Begriffe davon hinwegsetzen, sind voll allgemeinen Mitleids und helfen und dienen, wo und wem sie können. Sie helfen nicht der Person im Leidenden, sondern dem Leidenden in der Person. Der Leidende ist in ihren Augen ein Leidender; so sei er, wer er wolle, sie erkennen ihm rechtmässige Ansprüche auf ihren Beistand zu, und nichts, als die Grösse seiner Leiden, bestimmt die Grösse ihres Beistandes. Auch sogar, wenn ihren Feind hungert, so speisen sie ihn, und wenn ihn dürstet, so tränken sie ihn. Nächster und Mensch sind ihnen gleichbedeutende Ausdrücke; denn sie glauben an eine Leiter der Schöpfung, auf welcher viel Stufen sind. Auf der Stufe der Menschheit stehen alle und iede Menschen. Alle Menschen stehen also

wirk-

wirklich neben uns und sind uns die Nächsten auf der Schäpfung Leiter; auf der Stufe unter uns stehen nicht Menschen, sondern Thiere.

Auch Stand und Lebensart, m. Br., verursachen nur gar zu oft, daß ein und derselbe Anblick menschlichen Elends auf verschidene Menschen verschidene Eindrücke macht. Leute, welche unaufhörlich härtere Beschäftigungen haben, werden auch selbst abgehärtet. Es ist dis recht gut für sie, denn sie finden dadurch ihre rauhere Lebensart erträglicher, fühlen Beschwerden, die Andere fast niderdrücken würden, kaum noch, und bieten den grössesten Anstrengungen ihrer Kräfte Troz. Sie haben aber sich wohl vorzusehen, daß ihre Abhärtung sich nicht überall und auf allen Seiten über sie verbreite; und lasset es uns uur gestehen — es gehört besonders Viel dazu, wenn man in dem Grade, in welchem man unempfindlich gegen sich werden mus, Empfindung für Andere beibehalten soll. Woher denn wohl sonst in den untersten Ständen so oft solche Unmenschlichkeiten, die fast allen Glauben übersteigen? — Auch dieienigen, welche mehr unter Thieren, als unter Menschen, leben und besonders mit grossen und starken Thieren viel zu thun haben, verliehren nur gar zu leicht die feineren Gefühle der Menschlichkeit. Gewohnt, sich ihnen, da sie nicht mit ihnen sprechen können, durchs Gefühl zu verdeutlichen, übertreiben sie oft diese harte Sprache, überlasten sie grausam, und schaffen sie zu ienen seufzenden Kreaturen um, in deren Nahmen Bileams Eselin zur Schande solcher Menschen das Wort geführt hat. Wie leicht hernach

dergleichen Thiermishandler Menschen mit Pferden und Ochsen verwechseln, lehrt die Erfarung; wenigstens mag sich ein Verunglückter, den sie in einiger Entfernung von der Heerstrasse erblicken, so Wenig von ihnen versprechen, als von ienem Priester und von ienem Leviten. — Personen, deren Stand und Beruf es mit sich bringt, Andern sogar Leiden zu machen, sind in grosser Gefar, wo nicht Unmenschen, doch gleichgültig gegen alles fremde Leiden, zu werden. Man mustere nur den Reihen derer, welche die Vollstrecker obrigkeitlicher körperlicher Strafen und Züchtigungen sind; ach, wären doch Mehr Menschen unter ihnen! Auch ein nöthiger Reihen, spricht man; ia, ia! es mag sein, aber im Ganzen welch ein Reihen! Vielen unter ihnen sieht man ihre Handthierung gleich an, und sogar auch beim Zugreifen, wenn sie auf Befehl Verunglückten beistehen müssen, können sie den gewöhnlichen Grif nicht verleugnen. Sagt man es doch wohl gar manchem Wundarzte nach, daß ihn seine starke und lange Praxis fühllos gegen Schmerzen und Klagen der Armen gemacht habe!!! Die Sache ist doch also warlich diese, daß, wie ieder Mensch, also auch der Schmerzenmacher aus Pflicht, allemahl über das nachdenke, was er thut, und daß er auch für die Schmerzen, welche er machen mus, Achtung behalte; damit er nicht, wenn er erst gleichgültig gegen diese geworden ist, am Ende Schmerzen, die er stillen soll, gar mit denen verwechsele, die er erst hervorbringen soll. — Gewis ists, daß wir selbst gegen Anblicke, die wir oft haben, gleichgültiger werden; dis gilt nicht nur von

den

den reißendsten, sondern auch von den schaudererregendsten. Worüber ein Mensch zum ersten mahle fast in Ohnmacht fällt, das sieht er zum zehnten mahle nur unter geringer Bewegung seines Herzens an, und — zum hundertsten mahle? ach, m. Br., m. Br., wie viel gehört dazu, wenn es Menschenleiden betrift, bei Mitleid zu bleiben! Nur der Gedanke, immer wieder von neuem und recht vorsetzlich gedacht — es sind ia doch Menschenleiden — vermag dis zu bewirken. Dis ists aber auch nur, was mit diesem Allen gesagt werden soll, das aber leider so unaussprechlichost vergessen wird. — Besonders ist es öfterer Anblick des Bluts, und noch mehr öfters Blutvergiessen selbst, welches, wenn man nicht dabei denkt, sondern es blos handwerksmässig betreibt, äuserstleicht alles Mitleid erstickt. Woher kam es denn bei ienem Priester und bei ienem Leviten, daß sie ienen Zerfleischten ungerührt in seinem Blute liegen liessen? Blut ist Blut, und ein Blut sieht oft aus, wie das andere. Beide hatten den Blutsanblick täglich, und noch dazu an heiliger Stäte; der Priester vergos täglich Blut, und der Levit war täglich Handlanger dabei. So mögen unsere Fleischer und Schlächter es nicht für Beleidigung aufnehmen, wenn man sie warnt, auf der Hut für ihr Herz zu sein, daß sie nicht auch durch ihr tägliches Handwerk, welches sie noch dazu nicht an heiliger Stäte, sondern nicht selten wohl gar unter sehr unheiligem Thierspott, Spas und Zotenreissen treiben, um alles menschliche Mitleid kommen. Sie mögen sich dis um so mehr gesagt sein lassen, weil ihre Zunft Bei-

spiele von der Art schon darreichte. . . Freilich aber mus menschliches Blutvergiessen noch leichter zu Unmenschen machen, als Vergiessung des Thierbluts. Ach darum — die Kriege, die Kriege — wie verwünschenswerth sind sie auch von dieser Seite! O Heiland der Welt, der du zu Fischern sprachst — Kommt, ich will euch zu Menschenfischern machen — wie schön klang diese deine Stimme! Also nicht zu Menschenhackern!!! Schwer mus es gewis sein, daß Menschen Gefühl für fremde Leiden, Wunden und Schmerzen behalten, die Jahre hindurch sich üben müssen, auf Menschen, die ihnen nie etwas zu Leide gethan, die sie nicht einmahl kennen, nie gesehen haben, einzuhacken, und die nur dann erst Belohnungen und Ehrenzeichen erhalten, wenn sie mit der wildesten Unbarmherzigkeit einhacken lernen. Man spricht von Helden, die, nachdem sie ihren zerfleischten Feind gefangen genommen, ihn hernach selbst auf das edelmüthigste verbanden. . . Es ist Viel — ia, ia, sehr Viel. . Aber warum musts ihnen denn erst Pflicht sein, ihn zu zerfleischen? Etwa — um ihn verbinden zu können? O du allerhöchster Gott, du König der Könige, salbe doch bald einmahl einem deiner Gesalbten auf Erden mit Freudenöle mehr, als alle seine Gesellen, daß er die Zerstörung der Menschheit im Menschen so tief und so lebhaft fühle, daß er alle seine Gesellen dahin bewege, ein noch unerhörtes Kriegsgesetz mit ihm zugleich zu machen, ein Gesetz, das — gegen den Krieg selbst sei. Krieger, die ihr es noch sein müsset, ist es nicht anders möglich, als daß ihr auf

Schlacht-

Schlachtfeldern die Menschheit ausziehet, so ziehet sie wenigstens, wenn euch der Friede ins Vaterland zurückführt, auf Saat- und Erndtefeldern Alle wieder an!

Endlich, m. Br., beruhet auch unser Mitleid mit fremden Leiden sehr darauf, ob wir selbst viel oder wenig gelitten haben. — Es gibt zwar solche Unsinnige, welche eben darum, weil sie haben leiden müssen, Andere ungerührt leiden lassen können und mit einer Art von triumfirender Verlegenheit noch dazu sprechen — es ist uns auch nicht anders gegangen — ihr müssets nicht besser haben wollen, als wir; wer hat aber noch Achtung für sich selbst und will unter sie gezählt sein? Daß ein Mensch in den Augenblicken, da er selbst sehr leidet, sich um fremde Leiden nicht bekümmert, mag sein; wenigstens gehört viel Seelengrösse dazu, eigener Schmerzen über fremde zu vergessen, und es ist dis unstreitig eine der schwereſten Nachahmungen Jesu. Wie kann man aber, wenn das Leiden vorüber ist, eine Art von Genugthuung hernach dafür fühlen, wenn es Andern auch begegnet? Wie kann man vollends, wenn es von der Beschaffenheit war, daß man es selbst für ungerecht, oder doch für unnöthig erklärt, unthätig zu seiner Verhinderung für Andere bleiben? Und — erhielt man denn nicht wenigstens doch auch Hülfe und Beistand darin? Sollte man sich also nicht vorzüglich berufen fühlen, Andern, die nun ebenso leiden, die erste Hülfe, den ersten Beistand zu leisten? Doch, zu Ehren der Menschheit sei es gesagt, dergleichen unnatürliche Denkart ist nicht die herrschende.

In der Regel gilt es vielmehr, daß dieienigen, welche selbst viel gelitten haben und selbst versucht worden sind allenthalben, barmherzig werden. Sie kennen das Elend nicht aus blossen Beschreibungen, sondern aus eigener Erfarung, und wissen mithin im eigentlichen Verstande, wie es thue. Sobald sie also einen Anblick desselben haben, erneuert sich in ihnen die Vorstellung des ehemaligen ihrigen, heftet ihre Blicke auf den Leidenden fest, lässet sie in seinen Schmerzen die ihrigen gleichsam wieder empfinden und bewegt sie so zur Theilnahme für ihn, wie ehemals für sich. Sie wissen nicht nur, wie bitter das Elend sei, sie wissen auch, wie süs Hülfe sei. So erneuert sich auch die Vorstellung der erhaltenen Hülfe in ihnen, erregt ihren Dank dafür von neuem und macht es ihnen zu einer angenehmen Pflicht, die Wahrheit desselben durch so herzliche Beistandsleistung, als nur in ihren Kräften ist, sich selbst zu bezeugen. Ja, ia, m. Br., wen Gott zu einem grossen Menschenfreunde bestimmt hat, den lässet er selbst erst durch viel Widerwärtigkeiten gehen und bildet ihn in der hohen Trübsalsschule dazu am vollkommensten aus. Solchergestalt müssen wir uns auch nicht darüber verwundern, wenn wir oft an den glücklichsten Menschen nicht in demienigen Grade Empfänglichkeit für Mitleid antreffen, welcher ihren Kräften angemessen wäre. Nicht, als sollten wir sie entschuldigen, wenn sie sich als wahre Unmenschen zeigten — wehe ihnen vielmehr, wenn ihre ausgezeichnete Lage so verschraubte Wirkungen auf sie hervorbringt, und wenn Gottes Barmherzigkeit sie zu Unbarmherzi-

gen

gen macht! — aber es ist doch ganz natürlich, daß ein Mensch, der etwas noch nicht selbst empfunden hat, solches, wenn es Andere empfinden, nicht so mitempfinden könne, als derienige, der es wirklich selbst, und zwar in hoher Masse selbst, empfand. Sobald also dergleichen Glückliche übrigens gute Menschen sind, würden wir nicht nur ihrem Herzen Unrecht thun, wenn wir sie mit heftigen Vorwürfen deshalb überschütteten, sondern wir könnten auch vieleicht dadurch bewirken, daß sie sich ganz mit ihrer Theilnehmung zurückzögen. Viel richtiger und für die leidende Menschheit nützlicher handelt man da, wenn man lieber ihrem Herzen zu Hülfe kommt, ihnen Begriffe von menschlichen Leiden verschaft, wenn sie dergleichen etwa noch gar nicht haben, diese Begriffe in anschauliche für sie verwandelt, sie in die Hütten des Elends führt und durch gewährten Anblick grosser Menschennoth ihnen das zu ersetzen sucht, was ihnen an eigener Erfarung davon abgeht. Hiermit befasset euch recht, ihr, die ihr Reiche und Mächtige zu Freunden habet! Hierin setzet eure höchste Wohlthätigkeit für den Staat, ihr, die ihr die Lieblinge der Fürsten seid! In völliger Entfernung von allem Hütteniammer und unter lauter glänzenden Hoffreuden erzogen, haben diese zuweilen gar keine Vorstellung davon, daß es menschliches Elend gebe, noch weniger, wie fürchterlichgros es werden könne; Schmeichler wiegen sie wohl noch obendrauf in den Glauben ein, daß ihr Land das Eden auf Erden sei, worin lauter Selige wohnten; menschenfeindliche Höflinge entfernen wohl sogar iede Gelegenheit von ihnen,

durch die sie eines Andern belohnt werden könnten; so scheinen sie dann hart, grausam, tirannisch, und — sinds doch nicht. O wer da kann, der mache sich auf und helfe, daß von ihnen geholfen werde! Er öfne ihnen blos die Augen; so öfnet sich gewis ihr Herz. Ihr Prinzenerzieher, ihr Prinzenerzieher vorzüglich seid es, die ihr euch auf dieser Seite um Land und Leute am unsterblichsten verdient machen solltet. Führet eure erhabenen Zöglinge nicht blos auf Ball und Jagd, sondern führet sie auch in Manufakturen und Arbeitsanstalten, und lasset sie da sehen, wie sich die fleissigsten Menschen am kümmerlichsten behelfen müssen. Führet sie nicht blos an fremde Höfe, um an grossen Lustbarkeiten da Theil zu nehmen; führet sie auch in die bemoosten vaterländischen Hütten, wo Elend und Jammer aller Art in ihren höchsten Graden wohnen. Wie gut, ach wie gut ists doch, wenn ein Herr, der einst Regent werden soll, durch viel solcher Wanderungen im Lande umher zu seinem Fürstenstuhle geht oder zu seinem Throne aufsteigt! — —

Diese Betrachtungen sind hinreichend genug, uns die Verschidenheit der Menschen in Ansehung des Mitleids zu erklären, und uns zugleich in Stand zu setzen, überhandnehmender Mitleidlosigkeit entgegen zu arbeiten. Davon, daß es an dem Leidenden selbst liegen könne, wenn der eine Mehr, der Andere Weniger Mitleid erhält, ist hier die Rede nicht. Freilich, wenn ein Mensch unschuldig leidet, so neigt sich auch das beste Herz williger an ihn hin, als wenn er leidet, was

seine Thaten werth sind. Freilich, wenn ein Mensch mit Anstand, ruhig und Gottergeben leidet, so hilft ihm Jeder lieber, als wenn er in seinem Unglück alle Ehrbarkeit aus den Augen setzt, lärmt, flucht und Rache an Gott und der Welt, ia wohl an sich selbst, schnaubt. Freilich, wenn ein Mensch genügsam und dankbar ist, und empfangene Wohlthaten wacker anwendet, so findet er fortdauerndere Unterstützung, als wenn er stadtkundig den ersten Wohlthäter gleich misbraucht und mit Undank belohnt. Viel solcher Undankbaren können sogar so widrige Eindrücke auf einen Mitleidigen machen, daß er sein Mitleid hernach Allen ohne Unterschid versagt; welches freilich auf beiden Seiten nicht recht ist. Doch — dis Alles gehört in eine andere Unterhaltung. —

M. Br., es ist unsäglichviel menschliches Elend auf Erden da; die Erndte ist für das Mitleid gros — an Schnittern fehlt's nur oft. Ach helfet, helfet, wo und wem ihr helfen könnet! Mitleid gehört zu den gemischten Empfindungen, und diese sind ia bekanntlich die reitzendsten. Es macht Traurigkeit, Jammer zu sehen, und Freude, ihn auch nur lindern zu können; die Freude wird durch den Jammer erhöhet, gegen den sie absticht, und überwiegt an sich auch den Jammer. Und — wie schön ists doch, wie Gott zu handeln! Seid barmherzig, heisst deshalb, wie euer Vater barmherzig ist. Seid barmherzig ganz so, wie Gott es ist; das heisst nicht, mit der Kraft, wie er, sondern mit dem Willen und — mit der Allgemeinheit, wie er.

chet bei grossen Leiden keinen Unterschied unter den Leidenden; gewöhnet euch die Frage ab — Wer ist mein Nächster? werdet Jedem der Nächste, dem ihr es werden könnet. O welche Freuden — solche Nächstenfreuden! So, so wird es euch einst auch in eurer Noth nicht an Menschen fehlen, die euch der Nächste werden; und in iener Stunde, wo alle eure Kraft euch verlässt und das Licht eurer Augen sogar nicht mehr bei euch ist — in iener Stunde, wo eure Lieben und Freunde blos noch bei euch stehen können und eure Nächsten für Wehmuth gar fern treten — da, da wird euch Gott der Nächste sein, wird euch erlösen von allem Uebel und euch aushelfen zu seinem himmlischen Reiche, wo ihr keiner Hülfe mehr bedürfet.

XLV.

Das Empfehlungswürdige der Dankbarkeit.

Am 14. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Luc. XVII. V. 15 — 19.

Einer von den Zehen, welche gesund worden waren, kehrte um und dankte ꝛc.

1

Meine Brüder. Das vergangene und das heutige Sonntagsevangelium folgen sehr schicklich auf einander. Jenes empfiehlt das Mitleid — dieses die Dankbarkeit. Wenn in der menschlichen Gesellschaft beide Tugenden gegenseitig ausgeübt werden, so ist für ihr Wohl gesorgt und so entspricht sie ganz ihrem Zwekke. — —

In der Dichtung Jesu von dem verunglückten Reisenden, der unter Strassenräuber gerieth, ist unter drei Menschen, die helfen können, nur ein Behülflicher; und in dem wirklichen Vorgange mit den zehen Aussätzigen ist gar unter zehen, denen geholfen ward, nur ein Dankbarer.

Eine nicht unwichtige Nebenbemerkung dabei ist noch dis, daß sowohl iener einzige Helfer unter dreien, die Alle helfen konnten, als auch dieser einzige Dankbare unter zehen, denen Allen geholfen ward — ein Samariter war. Wem unter uns mus dis nicht auffallen? Wer mus hierin nicht den Schlüssel dazu finden, warum Jesus es einst so ruhig hinnahm, als man ihm den Vorwurf machte, daß er ein Samariter sei, da er sich doch gegen den beigefügten Vorwurf, daß er den Teufel habe, so sehr bewegte? Gewis also waren die Ketzer, die Samariter, oft moralischbessere Menschen, als die rechtgläubigsten Juden; weshalb dann Jesus es sich für keine Schande

hielt,

hielt, unter Jene gerechnet zu werden. Klüger müssen sie auch wohl gewesen sein; denn so offen und frei hat Jesus in der ganzen evangelischen Geschichte mit keinem iüdischen Manne gesprochen, wie er mit einem samaritischen Weibe bei Jakobsbrunnen sprach. Zeigt sichs nicht auch heutiges Tages noch, daß die Ketzer sehr oft die Klügeren und Besseren sind? —

Wenn wir es nun ebensowenig zum Maasstabe bei der Schätzung unseres Zeitalters machen mögen, daß unter zehen, denen geholfen wird, nur ein Dankbarer sei, als daß unter dreien, die helfen können, nur ein Helfer sei: so ist es doch auch heute noch wahr, daß verhältnismässig Dankbarkeit noch seltener sei, als Mitleid; wie es wahr ist, daß allgemeine Wohlthäter am Ende oft noch den einzigen Dank, den sie bekommen, von Leuten bekommen, denen es Niemand zutrauete.

Es ist des Undanks schrecklich viel auf der Erde — o empörende Wahrheit, wärest du doch Lug und Trug!

In der menschlichen Natur selbst liegt Undank nicht. Sehet doch nur, wie genügsam unsere Kleinen alle sind! Sehet doch nur, wie sie dem, der sie mit einer Puppe, oder mit einer Nus, beschenkt, nachlaufen, wo sie ihn wiedersehen! Sehet, wie sie sich bestreben, Jedem, der es mit ihnen gutmeint, ihr Gegengutmeinen noch weit stärker zu bezeigen, sich von ihm, wenn er sonst will, misbrauchen lassen, und sich zu den tollsten Aufopferungen für ihn anbieten!

Die

Die abscheulichen Beispiele schlechter Erwachsenen verderben die Kleinen erst. Wenn sie hören, wie ein Freund den andern, an dessen Halse er, wenn er ihn bei sich hat, unabreisbar hangt, sobald dieser den Rücken wendet, schändlich verleumdet — wenn sie sehen, wie ihre Verwandte, die von Rechtschaffenen beglückt werden, ihr empfangenes Glück zum Dolche gegen ihre Beglücker machen — wenn sie hören und sehen, wie die Eltern gegen ihre Eltern abscheulich handeln — — dann, dann wird ihnen der Undank erst eingeflösst; dann wird er ihnen eingepredigt, eingehandelt, eingeprägt.

Kommen sie dann aus der kleinen Hauswelt in die grosse Welt, so treten sie recht auf den Schauplatz des öffentlichen Undanks. Im Alter der Leidenschaften sind sie. Stolz, Neid, Schadenfreude und alle andere menschenfeindliche Leidenschaften spielen rings um sie her ihre verführerischen Rollen. Sie spielen sie mit, und so kehrt Undank, der aus selbigen zusammengesetzt ist, bei ihnen ein.

Gesellt sich dann vollends noch ein wüstes Leben dazu — o wehe ihnen! Durch eine Reihe von grossen Uebelthaten reift der Mensch zum gräslichsten Undanke. — —

M. Br., wie haben wir es doch Alle so nöthig, der Undankbarkeit ebenso, wie der Mitleidlosigkeit, an unserem Herzen entgegenzuarbeiten! Wenn wir nicht auch auf dieser Seite wieder werden, wie die Kinder, so kommen wir nicht ins Himmelreich. Alle, Alle sind wir aber abgewichen von dieser Vollkommenheit

unserer kindlichen Natur; der Eine nur weniger, als der Andere. So müsse der Verstand in uns das wieder ersetzen, was wir am Naturtriebe verlohren haben! Es gibt nicht nur einzelne Vorstellungen, es gibt ganze Reihen von Betrachtungen, die den Undankbaren beschämen und auch den Dankbaren noch in Dankbarkeit stärken können. Lasset uns sie anstellen! Die Dankbarkeit empfiehlt sich uns auf allen Seiten. — —

Es ist doch unverkennbar, wie der Trieb, dankbar zu sein, über die ganze Natur ausgegossen ist. Von den menschlichen Kindern haben wir schon geredet. Ein undankbares kleines Kind gibt es so wenig, als ein vernünftiges kleines Kind. Aber auch die erwachsenen Wilden, welche noch im völligen Stande der Natur leben, sind durch ihren Hang und Drang zur Dankbarkeit weltberühmt. Alle unsere Erdumsegler bezeugen ihn, und fehlt er irgendwo auf einem ihrer Eiländer, oder hat er sich da in Falschheit, Hinterlist und Heimtücke verwandelt, so ist dis ein sicherer Beweis, daß die unteriochenden Europäer schon einmahl da zu hausen gesucht, oder daß man doch von ihren Gewaltthätigkeiten daselbst gehört, welche sie an benachbarten unschuldigen Völkern verübt. Treue überhaupt liegt in der unverdorbenen Menschennatur, so lange man nehmlich ihren Freiheitstrieb unangetastet lässet; wie vielmehr Dankbarkeit, die Treue gegen Wohlthäter ist! Auch der Thierwelt ward dieser Trieb zu Theile. Wenn wir auch ienen Erzählungen von dankbaren Löwen und Tigern in ihren Wild-

nissen

nissen sogar, welche Fabeln ähnlich klingen und vermuthlich blos zur Beschämung undankbarer Menschen dienen sollen, keinen Glauben beimessen: so haben wir doch täglich Gelegenheit, Erfarungen von thierischer Dankbarkeit an unsern Hausthieren zu machen. Diese sind es aber auch nur, welche wir einigermassen näher kennen, die Wohlthaten von uns erhalten und also Dank gegen uns äusern mögen. Was für Gutes erzeigen wir denn wohl den übrigen? Wird ihnen nicht insgesamt Mistrauen gegen uns durch uns selbst eingeflösst? Wird nicht auf die Mehresten von ihnen so unaufhörlich Jagd und Nachstellung aller Art gemacht, daß sie vor uns, als vor ihren unversöhnlichsten Feinden, die auf ihre Ausrottung bedacht scheinen, allenthalben fliehen, wo sie uns nur erblicken? Auf Inseln, die von Menschen unbewohnt waren, fand man die Thiere insgesamt zutraulich, freundschaftlich, sich nähernd; nach einem Aufenthalte der ersten Menschen von drei Tagen daselbst waren sie scheu, hielten sich in Entfernung und flohen, wie hier zu Lande; wodurch geschah die grosse Veränderung ihres Betragens gegen die Menschen anders, als durch das feindselige Betragen der Menschen gegen sie? Unter unsern Hausthieren aber zeichnen sich Viele so durch Dankbarkeit aus, daß sie oft Menschen darin übertreffen. Hier ist nicht die Rede von den Dankleistungen etwa, welche wir ihnen für ihr oft kümmerlich genug zugemessenes Futter durch aufgelegte Arbeiten für uns abzwingen; ihre freiwilligen Dankäuserungen sind gemeint, welche sie, Jedes auf seine eigene Weise, anzubringen wissen und die

wir auch recht gut verstehen. Das Auffallendste dabei ist, daß sie sich oft sogar durch die abscheulichsten Mishandlungen, welche ihnen von ihren Herren widerfaren, darin nicht stören lassen; statt, daß Menschen, wenn ihnen nur der zehnte Theil dergleichen geboten würde, sich zu dem schwärzesten und grenzenlosesten Undank berechtigt halten würden. Sehet nur den treuen Hund, den sein Besitzer, der Würerich, über iedes kleine Versehen unbarmherzig zerbläuet, wie er nach, wie vor, wacker seine Habe bewacht, an seinem Krankenbette winselnd fastet und im Falle der Nothwehr doch sein Leben für ihn lässet. Man könnte noch weiter gehen und sagen, daß sogar die Pflanzenwelt dankbar sei. Je liebreicher und sorgfältiger wir unsere Blumen behandeln, desto mehr erfreuen sie uns durch ihre Blüte. Je besser wir unsere Fruchtbäume warten und pflegen, desto mehr belohnen sie uns mit einer reichen Erndte. Ja, man könnte sogar sagen, die leblose Erde selbst sei dankbar. Der urbargemachte Bruch liefert uns den schönsten Roggen und Waitzen; der veredelte Gartenboden trägt mehr und bessere Früchte; die Wiese, welche wir von Ungeziefer reinigen und düngen, gibt uns noch einmahl so viel Heu, u. s. w. Will denn nun bei dieser allgemeinen Dankbarkeit, welche durch die ganze Natur verbreitet ist, der Mensch der Einzige sein, der ihren Trieb nicht fühlt? Soll ihn wenigstens sein eigenes Hausthier darin übertreffen? Will der Mensch, als Kind, besser sein, dann als Mann? Soll der Wilde edler handeln, als der durch Künste und Wissenschaften ausgebildete Mensch? O

m. B., das Gegentheil von diesem Allen vielmehr müsse Statt finden! Wir müssen, wenn wir die Ersten unter allen Erdgeschäpfen, wenn wir Menschen sein wollen, alle übrigen an Dankbarkeit noch weit übertreffen; wir müssen in den Jahren des Verstandes uns selbst, als ehemahlige Kinder, daran übertreffen; wir müssen die Wilden an Dankbeflissenheit ebensoweit hinter uns lassen, als an Kunstwerken, und müssen zeigen, daß die Wissenschaften uns nicht blos erfinderisch und geschickt machen, sondern auch unser Herz veredlen.

Wenn ein Mensch undankbar ist, so erkennt er nicht, daß ihm Gutes widerfaren sei, oder wie grosses Gutes ihm widerfaren sei. Erkennte er es wirklich, so müste sich seine Erkentnis doch auf irgend eine verständliche Art äusern; ia, er selbst würde es sich schuldig zu sein glauben, sie auf die verständlichste Art zu äusern. Wie sollen wir es aber nun erklären, wenn er es nicht erkennt? Entweder er kann es nicht erkennen, oder er will es nicht erkennen. Kann er es nicht, so mus er zu dumm sein, Nutzen von Schaden, wie Weis von Schwarz, zu unterscheiden; er mus nicht rechnen, nicht richtig zählen können, und zu schwach sich befinden, die Grösse einer Gutthat zu miessen und ihren wahren Werth zu schätzen. Mag er sich dis auch wohl zur Ehre rechnen? Will er es aber nicht erkennen, leugnet er vorsätzlich den Nutzen, welchen ihm ein Anderer aus gutem Herzen stiftet, als Nutzen ab, zwingt er sich selbst dazu, das empfangene Gute nidriger zu beurtheilen und seinen Werth herabzusetzen: so ist er gar ein Bösewicht, welcher wider

seine bessere Ueberzeugung handelt. Gereicht ihm dis aber nicht noch zu grösserer Schande? Undankbare, erwäget dis! Ihr seid entweder dumm oder schlecht und lasset der Welt die Wahl darunter, ob sie euch für Leute ohne Kopf, oder für Leute ohne Herz, erklären wolle. Im erstern Falle wird sie euch bemitleiden, im letztern verabscheuen; glaubet aber sicherlich, daß sie die Wahl sehr richtig treffen werde. Gewis will doch Keiner von euch für dumm gehalten sein; wofür erkläret ihr euch also selbst? Ist es möglich, daß ihr noch auf die geringste Achtung bei der Welt rechnen könnet? Und diese wird nicht unterlassen, euren Verstand aus euren übrigen Handlungen zu beurtheilen, und also bald wissen, wes Geistes Kinder ihr seid. Du aber, Dankbarer, tritt hervor und empfange die Achtung und das Lob einer ganzen Welt; du, du zeigst dich nicht als ein Mann von Kopf blos, oder als ein Mann von Herz blos, sondern — als ein Mann von Kopf und Herz zugleich. Wer sollte dich nicht lieben und ehren?

Es entsteht die Frage, ob ein Wohlthäter Dank zu fordern berechtigt sei. Ist dis, so wird Dank für Jeden, dem Wohlthaten erzeigt werden, Pflicht; und so empfiehlt sich die Dankbarkeit hiedurch noch mehr iedem sittlichen Menschen. Es kommt hier Alles darauf an, wie wir den Begrif des Danks festsetzen. Viel Wohlthäter begehren, daß der, welchem sie Gutes thun, von Stund an und auf Lebenszeit sich tief unter ihnen fühle, sich allenthalben, wo er sie sieht, vor ihnen öffentlich demüthige, ihnen nie widerspreche, sich

in

in iedem vorkommenden Falle seines Rechts gegen sie begebe, ihr Lob immer im Munde führe, ihre Fehler sogar lobe und vertheidige, bei Tage und bei Nacht bereit sei, sich für sie aufzuopfern, und sich durch die geschehene Annahme ihrer Wohlthat für selbstverkauft an sie halte, so, daß sie ihn gebrauchen können, wozu sie wollen, und daß er, wenn's heisst, geh hin, gehe, und komme, wenn's heisst, komm her. Dergleichen Forderungen sind gegen alle Sittlichkeit, und so macht es die Sittlichkeit dem Unterstützten auch nicht zur Pflicht, sie zu befridigen. Wehe dem, der in die Hände solcher Wohlthäter fällt! Kennt er sie vorher, so nehme er lieber keine Unterstützung von ihnen an; lernt er sie erst nachher kennen, so gebe er die Unterstützung an sie zurück, wenn's möglich ist. Mus er selbige aber behalten, so lasse er sich lieber einen Undankbaren schelten, als daß er sich zu ihren Füssen werfe; denn sie sind ia doch nur seine Mitmenschen, und nichts weiter, und Jesus selbst sprach zu dem, der ihm zu Füssen fiel — Stehe auf. Wirklich kommt es auch hiervon her, daß mancher Mensch für undankbar gehalten wird, der es nicht ist; dahingegen Andere für sehr dankbar gehalten werden, die nichts weniger, als dankbar, sind. Es gibt gleich-listige und verworfne Seelen, die ohne alles Ehrgefühl sind und den Schleicher, den Kriecher, den Füssekisser, den Speichellekker aus dem Grunde zu spielen wissen, im Herzen aber ihrer Wohlthäter spotten und hinter ihrem Rücken sie auslachen; wenn diese den Ruhm der Dankbarkeit davon tragen, so sind ihre Wohlthäter den Undankbaren

selbst gleich, welche sich selbst entweder für Leute ohne Kopf, oder für Leute ohne Herz erklären. — Bestimmen wir aber den Begrif des Danks so, daß er mit Erkentnis und Ueberzeugung vom Gutmeinen des Wohlthäters anfange, mit Gegengutmeinen für ihn fortgehe und mit der von ihm bezweckten Anwendung seiner Wohlthat den Beschlus mache: so entscheidet es sich von selbst, daß ein Wohlthäter Dank zu fordern berechtigt sei. Er ist ia doch wirklich ein Gutmeinender gegen den, den er unterstützt, und will ihn ia glücklicher dadurch machen, und sollte nicht dürfen von diesem für das gehalten sein wollen, was er ist? Er glaubt an ihm einen Menschen vor sich zu haben, weil er wie ein Mensch aussieht, d. h. ein Wesen, welches Liebe mit Gegenliebe erwiedert, und sollte nun nicht darauf bestehen können, daß sich dieser, als ein solches Wesen, als ein Mensch, zeige? Er macht den Zweck, zu welchem er die Wohlthat angewendet wissen will, entweder mit klaren Worten, oder doch stillschweigends, zu der ausdrücklichen Bedingung, unter welcher er sie ihm nur zudachte und zutheilte, und er sollte nicht von ihm begehren können, daß er sie schlechterdings zu diesem Zwecke anwendete und die Bedingung dadurch erfüllte? O glaubet ihr Alle, die ihr von Andern gesegnet, beglückt, gerettet werdet — solchen Dank abzustatten ist euch nicht blos der Pflichten Eine, sondern der heiligsten Eine, und ihr seid Nichtmenschen, wenn ihr sie nicht vollkommen erfüllet.

Wird nicht unsere ganze Aufmerksamkeit dadurch erregt, wenn Jesus zu dem einzigen Dankbaren unter den zehen Geheilten spricht — dein Glaube hat dir geholfen — ? Etwas zu seinem Lobe, oder doch zu seiner Ermunterung Gesagtes sollte dis doch wohl sein? Nichts desto weniger lesen wir aber doch, daß nicht nur allen Zehen geholfen worden sei, sondern daß auch alle Zehen sogenannten Glauben gehabt; denn sie schrieen Alle — Jesu, lieber Herr, erbarme dich unser. Wer schreiet wohl einen Menschen so um Hülfe, und noch dazu auf öffentlicher Strasse und von weitem an, wenn er sich nicht fest einbildet, daß Selbiger ihm helfen könne? Es mus also wohl unter dem Glauben, welchen Jesus an diesem Einzigen rühmt, etwas ganz Anderes zu verstehen sein. Die Uebrigen konnten aus Glauben nur um Hülfe schreien; er aber kam nach erlangter Hülfe auch aus Glauben wieder zurück, um sich zu bedanken. Sein gutes Gemüth brachte ihn noch einmahl zurück, das den Dank nicht schuldig bleiben konnte. Dis war's, was ihm den Vorzug vor Allen gab und ihn der Hülfe, welche alle Zehen erhalten, unter ihnen allein würdig machte. Es war also, als wenn Jesus zu ihm sagte — „Deine Kameraden vorhin haben sich blos bei mir zu bedanken, daß sie geheilt worden sind, du aber bedanke dich nicht bei mir, sondern bei dir selbst. Dankbarer, Jenen ward nur geholfen, um ihnen zu helfen; du aber verdientest es, daß dir geholfen ward.“ Welch eine Empfehlung für die Dankbarkeit! Der Dankbare setzt es auser allen Zweifel, daß

er der empfangenen Hülfe würdig gewesen sei. Wollen wir denn aber nicht lieber als Würdige, dann als Unwürdige, da stehen, wenn uns geholfen wird? Nicht, als würden wir dadurch, daß wir Hülfe bedürfen, beschimpft, und als müsten wir den Schandfleck, welchen uns Unglück zufügte, durch Dankbarkeit erst wieder wegwischen; dis würde nur der Fall sein, wenn wir durch grobe eigene Schuld unglücklich und hülfsbedürftig geworden wären, und auch da söhnt man die Welt über seine begangenen Thorheiten durch Dankbarkeit mit sich am gewissesten aus — sondern Unglück an sich macht uns doch nur blos der Hülfe bedürftig, ob wir Hülfe verdienen, ist nun erst noch die Frage. Bewiesene allgemeine Rechtschaffenheit in vorigen Zeiten stimmt freilich alle gute Menschen zur Beiahung dieser Frage; die ganze milde Stimmung für uns geht aber wieder verlohren, sobald wir uns für die erhaltene Hülfe undankbar bezeigen. Wäre er wirklich ein Rechtschaffener, heists da, so würde er es ia mit dem gut nach meinen, der es gut mit ihm vor meint; er würde den erhaltenen Beistand in seinem ganzen Umfange schätzen und davon den edelsten Gebrauch machen. Sagt, m. Br., ob die Welt hierdurch unrichtig urtheile? Und so ists allerdings wahr, daß Wohlthaten brandmarken, wenn man sie mit Undank vergilt. Wende aber das Gute, das dir widerfärt, gut an, mache dich damit so glücklich, wie man dich damit gern machen will; so mus dir auch dein Feind nachsagen, daß das Gute bei dir an den rechten Mann gekommen sei.

Dank ist süs — süs für den Geber, wie für den Nehmer. Leget das angenehme Gefühl, welches Wohlthäter dabei haben, wenn sie Dank erhalten, nicht so aus, als wenn es daher entstände, daß ihrem Stolze geschmeichelt würde; nein, es hat reinere Quellen. Jesum sprechen wir doch gewis von allem Stolze frei; dennoch war ihm die Freude, welche ihm der dankbare Samariter machte, so lieb, daß er sie gern zehenfach genossen hätte. „Sind ihrer nicht zehen rein worden? Wo sind die übrigen neun? Wollte sich sonst Keiner finden, der wieder zu mir zurück käme?“ Dadurch, daß dieser Mensch zurückkam, bewies er sein Verlangen, Jesum noch einmahl zu sehen. Es war, als wenn er spräche — ich mus den nun in der Nähe sehen, der mir geholfen hat und den ich vorher nur von fern sehen durfte, damit ich mir sein Bild recht eindrücke. Hierdurch bezeugte er, daß er Jesum lieb gewonnen. Welcher gute Mensch mus es aber nicht gern sehen, wenn ihn Menschen lieb gewinnen? Welcher gute Mensch mus dis nicht noch lieber sehen, wenn es unmittelbare Folge seiner Handlungen für sie ist? Durch bewiesene gute Gesinnungen in Andern gute Gesinnungen geweckt zu haben — durch Liebe zur Gegenliebe gestimmt zu haben — welch eine heilige Freude! Jesus hatte alle Zehen in ihrem Elende gesehen, und also einen zehenfachen traurigen Anblick gehabt; nun waren sie alle Zehen gesund gewesen und so hätte er sie auch gern alle Zehen glücklich gesehen. Wer sieht dann nicht gern Glückliche? Wer sieht nicht gern solche Glückliche, die

er

er vorher als Unglückliche kannte? Wer sieht sie nicht vollends dann gern, wenn er der Verwandler ihres Zustandes selbst gewesen ist? Alsdann wird er ia erst recht sinnlich davon überzeugt, daß seine Hülfe ihnen wirklich zu Statten gekommen sei. Neun von Zehen verdarben Jesu diese wahrhaftigmenschliche Freude; darum war ihm der Zehnte so zehnfach willkommen. Und dis ists eben, was Wohlthätern den Dank vorzüglich süs macht, daß sie sich sinnlich dadurch überzeugen, daß sie ihre menschenfreundliche Absicht erreicht haben und daß ihren Unterstützten durch die edle Anwendung ihrer Wohlthaten wirklich so geholfen worden sei, wie sie es wünschten. Wären sie wirklich Menschenfreunde, hätten sie aus gutem Gemüthe ihr Gutes gethan, wenn ihnen diese Ueberzeugung nachher keine Freude machte? Warlich, dann hätten sie nur aus Temperament, oder aus Scham vor Andern, oder aus Zwang, oder gar aus den unedelsten Absichten geholfen. Ja, man müste sie in Verdacht nehmen, daß sie den Undank gern sähen, um sich hernach auf ihn berufen und sich von künftigen Hülfsleistungen mit Ehren losmachen zu können. Also mus guten Menschen der Dank süs sein; und, geht es ihnen vollends, wie Jesu, daß sie neunmahl Undank gegen einmahl Dank erhalten — wie noch zehenmahl süsser mus ihnen dieser alsdann werden! Es befremde uns mithin nicht, wenn wir Wohlthäter zuweilen des empfangenen Danks wegen so äuserst vergnügt erblicken; am wenigsten gebet ihrer auffallenden Heiterkeit eine liebloſe Erklärung. Sprechet nicht — das Wohlthun mus doch selten an

sie

sie kommen; sprechet vielmehr — das Dankerhalten mag wohl selten an sie kommen. Jesus fügte noch besonders hinzu, daß iener Samariter, indem er zurückkehre und ihm danke, auch Gott die Ehre gäbe; und in dieser Vorstellung entspringt eben noch die schönste Quelle der Annehmlichkeit ienes Gefühls, womit Dank die Wohlthäter erfüllt. Indem der Geheilte Jesu dankte, dankte er Gott, der Jesu die Kraft verliehen hätte, ihn zu heilen; Jesus selbst führte ihn auf den Gedanken, oder bestärkte ihn vielmehr nur darin. Die übrigen neun nahmen nehmlich die Hülfe blos hin und schrieben sie entweder einem Ungefähr zu, oder dachten doch nicht über sie nach; ihn aber erschütterte sie. Die Heilung seiner gehabten Krankheit war zwar sonst in den Händen der Priester; dennoch ward sie immer so vorgestellt, daß Gott sie durch diese bewirke. Ihm hatte kein Priester geholfen, sondern Jesus, und noch dazu auf ungewöhnliche Weise; so nahm er die erhaltene Hülfe noch mehr für eine göttliche an. Zu Gott selbst konnte er nicht gehen, so ging er zu dem zurück, durch den ihm Gott geholfen hatte. So nahm wenigstens Jesus selbst seine Zurückkunft zu ihm an und darum freuete er sich so, daß er ein Werkzeug gewesen sei, durch welches, wie erst menschliche Beglückung, so nun auch Verherrlichung Gottes bewirkt werde. Auf dieselbe Weise mus nun auch iedem Wohlthäter, der selbst ein Gottesverehrer ist, Dank, den er empfängt, zur Freude gereichen. Sein Dankbarer gibt Gott die Ehre; er kann unmöglich bei ihm stehen bleiben, son-

dern

dern blickt von ihm zum Urquell aller Hülfe auf. Die gute Anwendung, welche er von den empfangenen Wohlthaten macht, ist der wesentlichste Dank gegen Gott, die vollkommenste Verherrlichung Gottes, und die Zufridenheit mit seinem Schicksale, welche er nun in Zukunft bezeigt, ist stiller fortdaurender Preis des Allerhöchsten. Wie selig mus sich ein Wohlthäter fühlen, wenn er Dank empfängt! Und — wir wollten unsern Wohlthätern diese Freuden nicht gönnen, nicht dankbar sein und nicht durch Dankbarkeit die wieder beglücken, welche uns durch ihre Gutthätigkeit zuvor beglückten?

Dank ist aber auch süs für den, der ihn abstattet. — Die Hauptsache bei der Dankbarkeit bleibt immer, daß wir empfangene Wohlthaten wohl anwenden. Mus es nun uns nicht zur eigenen höchsten Beruhigung gereichen, wenn wir dis thun? Gutes sei doch in unsern Händen, wodurch es wolle, durch die Natur, oder durch das Schicksal, durch unseren eigenen Fleis oder durch die Liebe Anderer — genug, es ist Gutes, und wir müsten uns vor uns selbst schämen, wenn wir keinen guten Gebrauch davon machten. Wenn also auch unsere Wohlthäter längst todt wären, oder wenn wir sie gar nie gekannt hätten, wir können uns nicht eher zufriden geben, bis wir den Zweck ihres Gutmeinens gegen uns erreicht zu haben glauben dürfen. Dann aber, dann können wir auch das von ihnen uns zugetheilte Gute so selbsttraut geniessen, als wenn wir es uns selbst verschafft hätten. Was ists weiter, daß wir dis nicht konnten, als daß wir nicht die Kräfte dazu hat-

hatten, oder daß wir nicht über die Umstände gebieten konnten? Unsere Wohlthäter hatten die Kräfte dazu, konnten Umstände sogar schaffen — so thun wir ia Alles, was wir können, wenn wir das, wozu sie uns verhalfen, auf das redlichste benutzen. Müssen wir aber dabei nicht auch vor uns selbst eingestehen, daß sie es dabei gut mit uns meinten? Sehet, auch dis stille Eingeständnis thut unserem Herzen wohl. Wir sagen uns damit selbst, daß es Menschen gebe, die Viel auf uns halten. Sollten wir nun aber nicht auf die wieder Viel halten, die auf uns Viel hielten? Sollten wir es nicht mit denen gegengutmeinen, die es mit uns vorgutmeinten? Unser Herz zwingt uns auch hierzu wieder, weil es nicht eher volles Wohlbefinden fühlt, bis wir so thun. Wo ist aber wahres Gutmeinen, das sich nicht gern auch äusere? Unsere Wohlthäter äuserten es dadurch gegen uns, daß sie unsere Wohlthäter wurden, und hatten Freude an der Aeuserung; sollte es uns keine Freude gewähren, wenn wir ihnen unser Gegengutmeinen auch äusern? Daher dann auch die Erscheinung, daß gute Gemüther nicht eher ruhig werden, bis sie, wenn ihnen ganz im Stillen Unterstützung oder gar Rettung geschehen ist, den Mann wissen, der sie rettete oder unterstützte. Kennen sie ihn dann nicht von Person, oder kommt er nicht in ihren Zirkel, so wollen sie ihn nur einmahl sehen, nur einmahl sprechen; fragt man sie, warum, so antworten sie — um ihm nur drei Worte zu sagen — welche dann? — ich danke dir. Die Schuld des Danks liegt guten Menschen als eine zu schwere, zu

drük-

drückende Schuld auf; darum eilen sie, sich ihrer zu entledigen. Haben sie sie dann abgestattet, so fühlen sie sich menschlicherleichtert und durch das Bewustsein, daß sie nun ihren Wohlthätern nur an Kräften, nicht aber am Herzen, nachstehen, gesegnet. Findet sich vollends über kurz oder lang eine Gelegenheit, daß sie diesen eine Gegengefälligkeit zu erweisen im Stande sind — o dann, dann wird ihre Freude vollkommen. Vergelten können Gutes mit Gutem geht noch weit über den Genus des empfangenen Guten selbst und gewährt ein so seliges Gefühl, daß Menschen dadurch oft zu den höchsten Aufopferungen für ihre Wohlthäter angetrieben werden. — Seid dankbar, m. Br., ihr thut damit nicht nur dem Herzen, das es mit euch so gut meinte, sondern auch euerm eigenen Herzen wohl.

Gründen, befördern können Andere wohl unser Glück, sicherstellen aber — so weit nehmlich menschliche Glückssicherheit geht — können wir selbst es nur. Was hilft es, daß uns noch so viel Gutes geschiehet, wenn wir es geringschätzen, vernachlässigen, nicht bewahren, oder gar falschen und schlechten Gebrauch davon machen? Wir werden alsdann weder iemals den Nutzen, den wir davon haben könnten, ganz haben, noch weniger ihn auf lange haben. Das Gegentheil von diesem Allen thut der Dankbare, und so sichert er durch seine Dankbarkeit auch sein Glück. Daß der geheilte Samariter auch nur Trieb Dank zu sagen fühlte und deshalb zu Jesu zurückkam, war schon von dieser Seite ein gutes Zeichen für ihn. Mehr konnte Jesus nicht an ihm thun, als daß er ihm

sei-

seine Gesundheit wiedergab; nun kam es auf ihn selbst an, daß er sie durch eine mässige und ordentliche Lebensart zu erhalten suchte. Daß er dis thun werde, lies er dadurch glauben, daß er sie werthschätzte; denn die Vorstellung der Grösse des Guts, welches ihm Jesus durch sie wiederverschafft hatte, bestimmte ihn eben zum Zurückgange zu ihm. Was man nur erst wahrhaftig werthschätzt, das sucht man gewis auch zu behalten. Die übrigen neun aber, statt darüber nachzudenken, was für eine grosse Wohlthat ihnen widerfaren sei, waren blos froh darüber, daß sie sie weg hatten, und, statt zu Jesu zurückzugehen, gingen sie gewis wieder, sich vollkräftig dazu fühlend und leichtsinnig die sich selbst gemachten vorigen Schmerzen vergessend, ihren vorigen Ausschweifungen nach und fanden dann ein neues und noch tieferes Grab ihrer Gesundheit darin wieder. Unstreitig ahndete dis auch Jesus aus ihrer Nichtzurückkehr und that daher auch als Menschenfreund die Frage — wo sind aber die Neun — wo mögen sie iezt vieleicht schon wieder sein? Sie sündigen wohl gar schon von neuem, und dann widerfärt ihnen noch etwas Aergeres... Und so lag auch gewis in den Worten — dir hat dein Glaube geholfen — die trostvolle Vorstellung für Jesum selbst, daß dasselbe gute Gemüth, welches diesen Menschen zu ihm zurückgeführt hatte, auch seine Nichtzurückkehr zur Pest, die die Wollust wirkt, verbürge. Erwäget doch auch nur, m. Br., daß die Fortdauer des besseren Zustandes, in welchen uns unsere Wohlthäter versetzen, sehr häufig auf Fort-

dauer ihrer Wohlthätigkeit gegen uns ankomme. Werden sie sich zu dieser entschliessen, wenn wir ihre Wohlthaten mit Füssen treten, wenn wir nicht zu ersättigen sind, und wenn wir so damit umgehen, daß es das Ansehen hat, als schütteten sie sie, wenn sie sie uns reichen, in den Auskehricht — oder vielmehr alsdann nur, wenn wir bescheiden und genügsam sind, und wenn sie sehen, daß wir durch ihre Unterstützungen vorwärts zu kommen uns bestreben und auch wirklich vorwärts kommen? Thoren wären sie, wenn sie sich im erstern Falle nicht bei guter Zeit gleich von uns ganz zurückzögen! Uebrigens sind ia auch die mehresten Hülfsleistungen von der Art, daß wir uns durch gute Anwendung des Nutzens, welchen sie uns auf der Stelle stiften, den Weg zu neuem grösseren Nutzen bahnen, und durch seine abermahls gute Anwendung uns den Weg zu neuem noch grösseren Nutzen bahnen müssen, u. s. f. Der Segen des empfangenen Guten mus von uns erst verarbeitet werden; dann wächset er unter unsern Händen, dann wird er dauerhaft und beglückt uns auf unsere ganze Lebenszeit. Undankbare, ihr seid also eure eigene Feinde, und, wenn euer Glück so schnell wieder vergeht, als es entstand, so seid ihr selbst die Zerstörer desselben; ia, ihr übet nicht nur Feindschaft an euch, sondern auch an andern Hülfsbedürftigen, aus.

Hier kommen wir noch auf eine wichtige Seite bei der Dankbarkeit. — Auch auf den rechtschaffensten, menschenfreundlichsten Wohlthäter mus es üble Eindrücke machen, wenn er sich mit Undank aller Art belohnt

lohnt sieht. Seine Absicht ist ihm fehlgeschlagen, seine Hofnung ist getäuscht, seine schönste Freude ist ihm geraubt. Wird er nun gar oft so mit Undank gelohnt, so müssen die üblen Eindrücke davon immer tiefer auf ihn wirken. Kommt dann unmittelbar nach mehreren solchen hart hinter einander gemachten bittern Erfarungen ein guter Mensch, der herzlichdankbar sein würde, und spricht sie um Hülfe an, so ist ihre Hülfskraft wie gelähmt und ihr Hülfstrieb wie erstorben. Es sollte dis freilich nicht sein — Gott handelt nicht so; aber sie sind Menschen. Zuweilen kommt dann auch wohl noch das öffentliche Gespötte der Hartherzigen über sie dazu, dem sie sich nun wenigstens weiter nicht so leichtwillig aussetzen zu müssen glauben. O bedächten dis unsere Undankbaren! Bedächten sie, daß sie ausser der Niederträchtigkeit, welcher sie sich gegen ihre Gutthäter schuldig machen, auch noch Unmenschlichkeit an künftigen Leidenden ausüben und ihnen das Geholfenwerden wo nicht gar unmöglich, doch äuserstschwer, machen! Seid ihr denn dazu da, ihr Aftermenschen und Unholde, daß ihr in den edelsten Seelen den Trieb zum Guten schwächen und für eure Nachfolger im Elende, die bessere Menschen sind, als ihr, dasselbe Menschenherz verschliessen sollet, das sich für euch so willig öfnete? Ist es nicht ebenso alsdann, als hättet ihr diesen ihr Elend erst bereitet, und werden sie euch nicht wirklich dafür ansehen, wenn sie hören, daß sie büssen müssen, was ihr verschuldetet, und daß sie durch eure abscheuliche Vermittelung ohne Beistand und Rettung gelassen werden? — Sieht aber ein Wohlthäter, daß seine

Güte erkannt und geschätzt werde; sieht er, daß Menschen in der That durch ihn sich glücklich machen lassen und glücklich werden: so wird sein Trieb zum Gutesthun noch mehr gestärkt. Darum, du lieber Dankbarer, sei ia fortdankbar; du Selbstunterstützter wirst dadurch Unterstützer Anderer. Freue dich, so oft du einen recht starken Beweis deines erkentlichen Herzens gegeben hast, darüber nicht nur als Rechtschaffener, der eine Schuld abträgt, sondern auch als Menschenfreund, und, wenn du siehst, daß unmittelbar darauf ein Unglücklicher zu demselben Manne gehe, der dir half, so sieh ihm freudig nach, wünsche ihm in voraus schon Glück zum Segen seines Ganges und glaube gewis, daß ihm noch schneller und herzlicher geholfen werden werde, als dir. Daß dis geschieht, hast du bewirkt — welch ein Gedanke für dich!

Endlich, m. Br. — die Bande der Liebe, welche die Natur knüpft, sind schon sanfte und heilige Bande, weit sanfter und heiliger aber noch sind Bande der Liebe, welche gegenseitige Wohlthätigkeit und Dankbarkeit knüpfen. Dort *sind* Menschen verbunden; dort erkennen sich Menschen für Zusammengehörende, die zusammengehören; dort lieben sich Menschen, die sich lieben müssen; hier aber verbinden sich Menschen *selbst*, hier werden durch ihr eigenes Herz zusammengeführt, die nicht zusammengehören, hier bestimmen sich Liebende freiwillig zur Liebe gegen einander. Ach — und dis ist die *rechte* Liebe. Diese macht auf beiden Theilen erst dem Herzen wahre Ehre, denn sie ist ganz und einzig und allein sein Werk — und

noch

noch dazu so ein schönes Werk. Wir finden daher auch sehr häufig, daß Menschen, welche auf diese Weise verbunden wurden, weit inniger verbunden sind, als die, die blos die Natur verband. Und so werden, wenn diesen ein ewiges Verbundensein bevorsteht, iene auch noch gewisser auf die seligste Fortdauer ihrer Verbindung ienseits des Grabes rechnen dürfen. Nie, nie wird die Liebe überhaupt aufhören; am wenigsten diese Liebe, die das Gefühl der Menschlichkeit schuf. Und nun, Dankbarer, erwäge, daß dein Wohlthäter zwar dis heiligste und ewigste Band um sich und dich her schlang, daß du es aber warst, der es fest zusammenzog und dadurch erst wirklich knüpfte. Was konnte er weiter thun, wenn du es fallen liessest? —

O so glühe in uns Allen der Trieb des Wohlthuns, und der Danktrieb lodere in uns zu lichten Flammen auf! Lasset uns nicht nur Gutes thun und nicht müde werden; lasset uns auch Dank thun und Dank sagen und darin noch weniger müde werden! Auch der kleinste Dienst, den Andere uns leisten, werde von uns gehörig gewürdigt; dis stimmt die Seele auf das gewisseste zum würdigsten Empfange grosser Dienstleistungen. Je grösser dann das Gute ist, das uns widerfärt, desto grösser sei auch unsere Erkentlichkeit dafür; desto höher und unverkennbarer äusere sie sich auch. Und — für fremde Güte, mit der ein neuer Zeitraum unseres Lebens beginnt, oder durch die unser Leben gleichsam von neuem anfängt — für solche Güte, die die völlige Grundlage unserer Glückseligkeit wird, oder die das Glück, das wir schon hatten, aus Gefa-

ren des Untergangs rettet, lasset uns nie dankbar genug sein zu können glauben! Derienige Mensch, welcher uns sie erzeigte, sei uns nach Gott eins der höchsten Wesen! —

Alle aber, Unterstützer und Unterstützte, Beglückte und Beglücker, vereiniget euch zum gemeinschaftlichsten heiligsten Danke gegen Gott, durch den ihr es wurdet. Ihr, die ihr Hülfe leistetet, danket ihm, daß ihr helfen konntet; ihr, die ihr Hülfe empfinget, danket ihm, daß euch geholfen ward. Helfer, helfet im Nahmen Gottes — durch Hülfe Erfreute, preiset Gott, der solche Macht zu helfen den Menschen gegeben hat.

XLVI.

Sorget ia, aber nicht ängstlich.

Am 15. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Matth. VI. V. 26 — 30.

Sehet die Vögel an — sie säen nicht. Sehet die Blumen an — sie spinnen nicht. Dennoch nähret Gott iene und kleidet diese. Sollte er Beides nicht vielmehr euch Menschen thun (die ihr säet und spinnet)?

XLIX.

Erhalter aller deiner Geschäpfe, du erhältst auch uns; du erhältst uns Menschen aber als Menschen. Wir haben vor den übrigen Kreaturen ein sehr grosses Maas von Erhaltungskraft in uns selbst; dieses müssen wir redlich anwenden. Du kannst sonst nicht für uns sorgen, wenn wir nicht zugleich für uns sorgen. Thun wir dis aber, so mögen wir auch im Uebrigen ganz unbekümmert sein. Du, der du uns die Erhaltungskraft gabst, wirst sie auch bei der Anwendung segnen. Du, der du Geschäpfe ernährest und kleidest und in ihrer Art glücklich machst, die weder säen, noch spinnen, wirst es auch uns nicht an den Nothwendigkeiten des Lebens fehlen lassen, die wir sie uns arbeitsam zu verschaffen suchen, und wirst auch unser Glück bewirken, wenn wir selbst darauf recht bedacht sind. Aus Achtung für uns selbst wollen wir also sorgen — aus Ehrfurcht für dich aber nie ängstlich sorgen. — —

Meine Brüder. Wir kennen Alle Menschen genug, die die sogenannten irdischen Sorgen ganz hintenansetzen; wir kennen aber auch Menschen genug, die sie bis zum Ekel übertreiben. Letztere finden bei Jesu freilich keine Huld, und darum hört man auch nicht, daß sie sich auf ihn berufen. Die Ersteren aber stellen ihn um desto mehr mit einer Zuversichtlichkeit, die zur Keckheit ausartet, zu ihrem Gewährsmanne hin, und ihr Katechismus des ganzen Evangelienbuchs ist —

„Darum sage ich euch, sorget nicht — darum frage ich euch, warum sorget ihr — darum befehle ich euch, ihr sollet nicht sorgen.“ Wird man denn aber nie aufhören, Jesum miszuverstehen?

„Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich dich und dein Volk auf das liebreichste ermahnt, sich zu retten und dem Verderben zu entfliehen; aber ihr habt nicht gehört! Möchtest Du ietzt noch die Augen öfnen und auf deine Rettung bedacht sein — es ist die letzte Frist! Erkennst, ergreifst du diese nicht — kein Stein von dir bleibt auf dem andern.“ — Wie? der Mann, der so sprach, sollte irdische Sorglosigkeit im Grossen haben predigen wollen?

„Wer ist unter euch, der, wenn er bauen will, nicht erst sich hinsetzt und überschlägt, ob er auch Geld genug dazu habe, um nicht, wenn er hernach den Bau liegen lassen müste, sich dem allgemeinen Gelächter Preis zu geben und öffentlich von sich sagen zu hören — der ehrliche Mann wollte auch bauen, aber er hatte mit seiner Kasse nicht erst Rücksprache gehalten.“ — Wie? der Mann, der so sprach, sollte auch nur Sorglosigkeit im Kleinen, in Alltagssachen des Lebens, haben predigen wollen?

In der That, wenn die Sache nicht zu ernsthaft wäre und es Jesu Lehrerehre beträfe, so müste man solchen Wüstlingen, die sich auf sein „Sorget nicht“ berufen, geradezu sagen — Gut, wenn ihr nichts, als Wasser und Brodt, haben wollet, so machts nur so; Wasser habt ihr umsonst und Brodt könnet ihr so lange wenigstens zusammenbetteln, bis eure Mit-

bürger der Bettelei überdrüssig werden. Ja, man könnte ihnen sogar sagen — wenn ihr ausser dem Wasser auch Brodt lebenslang ohne weitere Sorge recht gewis haben wollet, so begehet nur ein Verbrechen, das euch zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe reif macht; dann seid ihr von aller Sorge für Brodt und Kittel und — Quartier sogar los. Wie gesagt aber, der Ernst der Sache erlaubt es nicht, solche Abfertigungen zu geben, so verdient sie auch wären.

Die Apostel Jesu hatten freilich mit ihren Amtssorgen zu viel zu thun, als daß sie sich mit Nahrungssorgen abgeben konnten. Sie musten also an iedem Morgen, wenn sie ihre Amtsreisen antraten, im eigentlichen Verstande beten — Unser nothdürftiges Brodt gib uns heute! Sie konnten auch mit Gewisheit auf Erhörung dieses Gebets rechnen; denn ein Arbeiter ist seiner Speise werth, und, da sie das Evangelium umsonst gaben, wie sie es umsonst bekommen hatten, so fanden sich immer dankbare Zuhörer, die sie nach der Predigt des Evangeliums an ihren Tisch nahmen und ihnen auf den Weg auch wohl, wenn sie abgerissen waren, Schuhe und Kleidungsstükke schenkten. Habt ihr ie Mangel gehabt, fragte er sie deshalb noch kurz vor seinem Tode, wenn ich euch aussendete ohne Beutel, ohne Schuhe und ohne Alles? „Nie irgend einen“ war ihre einstimmige Antwort.

Wie können wir uns aber wohl mit ihnen vergleichen? Sendet uns denn Jesus etwa auch noch aus? Wie können wir das Trostwort, welches

ih-

ihnen gegeben ward, daß für sie, weil sie nicht für sich sorgen dürften und könnten, immer schon gesorgt sein solle, auf uns in unserer einheimischen, bürgerlichhäuslichen Lage anwenden und darin eine Ermunterung für uns zur unverantwortlichsten Trägheit, Nachlässigkeit und Sorglosigkeit finden wollen? Es ist ia unter aller Menschenvernunft, so zu thun. Nein, Mitbürger, sorget ia — sorget ia! — —

Es gibt Gegenden der Erde, wo die Menschen im buchstäblichsten Verstande ohne alle irdische Sorgen leben. Diese sind gleichsam der Garten Gottes auf Erden. Man erhebt sich da nicht über die nothwendigsten Bedürfnisse, für deren Befridigung die Natur daselbst reichlich gesorgt hat. Man speiset mit den Thieren an einem Tische und findet ihn immer mit den schönsten Früchten gedeckt; man schürzt sich blos mit Baumblätern; man bedarf zum Obdache nur einer Laube, und auch diese bietet sich ungepflanzt dar. Wir wollen aber nicht einmahl erwähnen, daß die daselbst wohnenden Menschen auch die ungebildetesten Menschen sind und sich oft wenig über die Thiere erheben, so, daß uns wohl keine Lust anwandeln dürfte, mit ihnen tauschen zu wollen; genug — wir leben weit entfernt von diesem Garten Gottes. Uns würde die Erde Wenig freiwillig geben; fast Alles, was wir von ihr haben, haben wir erst durch eigenes Sorgen für uns. Nicht einmahl ursprünglich zu Hause bei uns ist das Meiste von dem, was wir hier erzeugen, sondern menschliche Sorge hat es aus mildern Himmelsgegenden erst anhero gebracht und verpflanzt.

pflanzt. Und — wollen wir es fortdauernd haben und geniessen, so müssen wir es durch unsere Sorge immer wieder von neuem erzeugen. Wir erndten nun zwar iährlich Brodt — müssen wir es aber nicht immer erst iährlich säen? Wir ernten iährlich Obst — müssen wir es aber nicht auch erst von Zeit zu Zeit anpflanzen? Diese Sorge erstreckt sich also sogar nicht einmahl blos auf den andern Morgen, sondern vielmehr auf das andere Jahr, ia wohl auf das andere Jahrzehend hinaus. Säen wir denn heute, um morgen Brodt davon haben zu können? Und wie lange vorher wird oft der Baum gepflanzt, ehe er Früchte bringt! Hilf Himmel, wie bestände dann die Regel — sorget nicht — auch nur mit der Aussaat über Winter, deren Nothwendigkeit bei uns doch ieder vernünftige Mensch einsieht? Wenn mit einem mahle Alle so dächten, und nicht mehr säen wollten, müsten wir in unsern Gegenden, wo der Brodtbaum nicht zu Lande ist, nicht Alle verhungern? Wer aber nicht erndten kann, wenn er nicht erst säet, der ist doch wohl zu irdischen Sorgen bestimmt?

Nehmet nun aber auch alles das, was uns die Erde bei Sorgfalt und mühsamen Fleisse endlich gibt — ist es denn von der Beschaffenheit gleich, daß wir es so, wie sie es uns gibt, geniessen und dazu gebrauchen können, wozu wir es gebrauchen wollen? Mus das Mehreste davon nicht, als blos rohes Erzeugnis, erst noch verarbeitet werden? Mus also nicht von neuem menschliche Sorge dazu kommen, wenn es geniesbar und brauchbar werden soll? Es wächset ia nicht wirk-

liches

liches Brodt, sondern blosses Getraide; es wachsen nicht Hemden, sondern Flachshalme; es wächset kein Rock, sondern nur die Wolle dazu; es wächset kein Haus, sondern nur Bauholz. Durch wie viel Hände, von der Hand des Mähers an bis auf die Hand des Bäckers, müssen der reife Roggen und Weitzen gehen, ehe Brodt aus ihnen wird! Durch wie viel Hände mus der Flachs gehen, von der Hand dessen an, der ihn zieht, bis auf die Hand der Näherin, ehe wir ihn anziehen können! Durch wie viel Hände die Wolle, ehe sie uns einen Rock — und das Holz im Walde, wenn es uns die Natur auch freiwillig reicht, ehe es uns ein Haus gibt! Wie? und wir sollten von irdischen Sorgen entbunden sein? Sie aufzugeben sollte uns gar eine Christenpflicht sein? Wenn es nun allgemeine Sitte wäre, diese vermeinte Christenpflicht zu beobachten, und also Niemand die rohen Gaben der Natur zum Gebrauche geschickt machen wollte, würden wir nicht mitten unter unsern Vorräthen umkommen? Wenn aber an das, was uns die Natur nicht einmahl ohne Sorgen gibt, auch noch erst Hand, ia vielfache Menschenhand, gelegt werden mus, ehe wir Nutzen davon haben, so sind wir doch wohl zwiefach zu irdischen Sorgen bestimmt? Sonderbare Menschen, die ihr das „Sorget nicht“ zum Wahlspruche in der Gesellschaft machen wollet, hätten denn nicht alle Handwerker dadurch ein Ende — und wie würdet ihr euch hierbei gefallen? Auf solche Weise müste man auch wohl zu Idem, der sich ein Haus bauete, sprechen — bist du nicht ein Unchrist, daß du baueſt! Jesus aber

mein-

meinte nicht so, sondern rieth sogar an, ehe man bauete, einen Ueberschlag seiner Baukräfte zu machen und dafür zu sorgen, daß es am Ende nicht an Baumaterialien und an Arbeitslohn fehlte.

Wenn nun aber auch wirklich Alles, was zu unserer menschlichen Erhaltung gehört, von der Natur gegeben und von Menschen verarbeitet da stände — dürfen wir denn darnach zugreifen, wie wir wollen? Ist es etwa genug, daß wir blos hinschicken und sagen lassen — der Herr bedarf sein — damit man es uns lasse? Ueber das letztere würde man zwar blos spotten, das Erstere aber würde uns theuer zu stehen kommen. In bürgerlicher Gesellschaft, in der wir leben, gilt Gottlob das Recht des Eigenthums, hat sich über alle Arten von Habe verbreitet und wird von der Obrigkeit sorgfältig und strenge geschützt. In unsern Gegenden ist durch blosses Zugreifendürfen ausser Wasser und Dornstrauchbeeren Wenig mehr zu haben. Durch Tausch einzig und allein erhalten wir von Andern, was wir nicht selbst haben und doch brauchen. Dieser Tausch geschieht entweder durch Waare gegen Waare, oder durch Geld gegen Waare. Wie können wir aber Waare gegen Waare tauschen, wenn wir nicht erst dafür sorgen, daß wir Waare haben, die wir zum Tausche anbieten? Und Geld? O wie wenig sind derer, denen dieses im Ueberflusse schon angeboren oder sonst hernach durch das Schicksal zugetheilt ward! Die Uebrigen insgesamt müssen es sich erst erwerben, müssen sichs oft sehr sauer werden lassen, um es zu erwerben. Sorgten sie nicht für Geld auf den andern

Morgen, die aufgehende Sonne scheint ihnen morgen wohl licht, aber warlich kein Geld ins Haus. Höret doch also auf, ihr Prediger des unvernünftigen Vertrauens auf Gottes Erhaltung, den Leuten zuzurufen — Sorget nicht! Was soll denn aus ihnen werden, wenn sie nicht dafür sorgen, daß sie Geld verdienen? So ernähret ihr sie! Glaubet aber sicherlich, daß euch des Ernährwesens dann bald so zu Viel werden werde, daß ihr eure vorige Lehrmeinung öffentlich widerrufen und allenthalben schreien müsset — sorget, ach sorget ia, sorget in unsern Tagen doppelt und dreifach! Nur bei allgemeiner Betriebsamkeit besteht das Wohl einer bürgerlichen Gesellschaft und man kann zu ihr die Menschen nicht eifrig genug ermuntern. Sollen die Menschen aber betriebsam sein, so müssen sie auch ihre Kräfte nützlich anzuwenden wissen; sie müssen Vorübungen dazu erhalten; kurz, sie müssen etwas Rechts lernen. Dis geschieht nicht in Tagen, sondern in Jahren. Die Lerniahre fallen nothwendiger Weise in die Jugend. Mithin sorgen iunge Leute in der Lehre schon für sich und für ihre Zukunft. Will man etwa auch dis abbringen? Sollen sie etwa nicht mehr in die Schule gehen? sollen sie zu keinem Meister mehr gebracht werden? O über die Lächerlichkeiten, deren man sich schuldig macht! Will man dis aber nicht abbringen, so widerspricht man sich ia selbst, wenn man ausruft — sorget nicht. Unverantwortlich im höchsten Grade aber ist es vollends, wenn dis iungen Leuten zugerufen wird. Der iugendliche Leichtsinn hält sie so oft genug in Schulen und auf Werkstäten vom

wah-

wahren Fleisse ab, man braucht ihnen diesen nicht erst noch zu verleiden und sie noch in ihrer Sorglosigkeit zu stärken. Will man ihnen denn mit Gewalt ihre ganze Lebenszeit armselig und elend machen?

Es ist aber auch nicht genug, daß wir das, was wir brauchen, uns anschaffen und erwerben; das Wenigste ist von der Art, daß wir es täglich neu haben können; das Meiste müssen wir auch für die Zukunft aufheben, sparen, erhalten, in Acht nehmen, eintheilen. Macht dis nun aber nicht ebenfals einen wichtigen Theil unserer irdischen Sorgen aus? Und dennoch ruft man aus — sorget nicht!? Also — sobald der Bürger sich satt gegessen hätte, könnte er den übrigen Vorrath auf seinem Tische zum Fenster hinaus werfen — und, wenn er Abends zu Bette ginge, könnte er die Kleider wegwerfen — und, wenn er Morgens aufstände, die Betten ausschütten ... Wofür würde man einen Menschen erklären, der so thäte? Wofür erklären sich also auch die, welche wider die irdischen Sorgen sind? Sollen wir aber aufheben und erhalten, so müssen wir auch die Mittel dazu wissen und anwenden. O so sorge man ia auch hiefür! Unsere Sachen halten sich grösstentheils nur so, wie wir sie halten. Gewisse Dinge kann man ia gar nur zu gewissen Jahreszeiten haben, oder doch am besten und gemächlichsten nur einkaufen. So ist auch ihrentwegen besondere Sorge nöthig. Und — was würde im Winter aus uns, wenn wir nicht im Sommer für ihn sorgten! Ja, kommt nicht für uns Alle endlich ein Winter des Lebens? Können wir da noch so Viel erwerben, als wir

brauchen? Kommen nicht vorher schon Krankheiten, die uns an Einnahme hindern und noch dazu uns Ausgaben machen? Kommen nicht zuweilen Zeiten, wo die Geschäfte stocken, die Arbeit mangelt, der Absatz fehlt? Kommt nicht auch zuweilen Theurung der ersten Bedürfnisse? O wie weise handelt der, welcher in jungen, gesunden, verdienstvollen und wohlfeilen Jahren für sein Alter, für sein Krankenbette, für künftige Nahrlosigkeit und Theurung sorgt — dadurch dafür sorgt, daß er Nothgeld zurücklegt, das ihn im eintretenden Nothfalle vor Mangel und Jammer schützt! Ach, lieben Mitbürger, empfehlet einander doch ia die irdischen Sorgen recht!

Doch gesetzt, wir könnten wirklich Alles, was des Leibes Nahrung und Nothdurft betrift, täglich neu haben — gehört denn nicht Mehr zu unserer irdischen Wohlfart, als dis? Gesundheit, Heiterkeit, Ehre, Ruhe, Freundschaft, Liebe — können wir diese täglich neu haben? Und — was ist ohne sie der grösseste Ueberflus an Geld und Gut? Wie bald aber sind diese schätzbareren Güter des irdischen Lebens dahin, wenn wir sie nicht werthhalten, so dahin, daß wir sie durch Nichts wiedererlangen können! So sorget, sorget doch ia, daß ihr sie euch erhaltet — Gott kann es an eurer Statt nicht thun; ihr müsset es selbst thun. Ach wie nöthig sind irdische Sorgen! — Du, der du gesund und stark bist, schone deine Kräfte; wende sie an zu Ausübung deiner Pflichten, sei aber kein Wagehals damit; las deine starken Begierden nicht Herren über dich werden, bleib Herr über sie; lebe mäs-

sig!

sig! — Du, der du von Natur ein frohes Tempera-ment hast, verstimme dich nicht selbst; mache keine Anforderungen an die menschliche Gesellschaft und an das Schicksal, die dir nicht gewährt werden können; verwickele dich nicht in unangenehme Händel, die dich nichts angehen; begehe keine That, wär's auch nur im Verborgenen, die wider dein Gewissen ist. — Du, der du von deinen Mitbürgern geachtet wirst, lebe recht-lich und gemeinnützig; fahre fort, dich um das Vater-land verdient zu machen; zeige dich bei ieder neuen Ge-legenheit von neuem als Mann von Kopf und Herz. — Du, der du Frieden um dich her hast, sei selbst fried-fertig; las Billigkeit noch über Gerechtigkeit gehen; tödte den entstehenden Hader im Keime; verwandle die Rache gegen deinen Beleidiger in Gefälligkeit für ihn. — Du, der du Freunde hast, ehre sie; verlange nicht zu viel von ihnen, sondern komm ihrem Verlangen zu-vor; sei treu in Bewahrung der dir anvertrauten Ge-heimnisse; handle hinter ihrem Rücken noch braver ge-gen sie, als vor ihren Augen. — Du, der du lie-best und wiedergeliebt wirst, erkalte nicht in herzlich-ster Theilnehmung; bleib ein Herz und und eine Seele mit dem geliebten Gegenstande; bring der Liebe gern und willig die theuersten Opfer. — — M. Br., thun wir nicht so, so bringen wir uns selbst um Alles, von der Gesundheit an bis zur Liebe hin, und von der Lie-be an bis zur Gesundheit zurück. Und wehe dann un-serem irdischen Leben! Ach sorget — sorget ia!

Ja, und wenn wir Alles thun, um uns alle Güter des Lebens zu erwerben und zu erhalten, so

wimmelt doch das Leben von Gefaren uns um sie zu bringen, welche aus der Verbindung der Umstände entspringen. Wir haben keine Welt für uns, sondern wir gehören zur Welt und hangen dadurch sehr von ihr ab. Es ist uns daher nichts sicher, was wir in ihr haben und geniessen. Der Weise hält sich also immer gefasst, Alles, was Irdisch ist, durch ieden Zufall verliehren zu können, und ist dadurch, wenn ein wirklicher Verlust eintritt, schon halbgetröstet. Viele dieser Gefaren aber können wir doch vorhersehen, wenn wir nur wollen. Die Erfarung lehrt uns ia deutlich genug, daß aus ähnlichen Ursachen ähnliche Wirkungen folgen; sobald sich also eben solche Umstände wieder zeigen, aus welchen dieses oder ienes Unglück zu entstehen pflegt, müssen wir alsdann dieses nicht ahnden? Vielen von dergleichen vorhergesehenen Gefaren können wir ausweichen, und wir brauchen uns gar nicht in Kampf mit ihnen einzulassen. Sollten wir da nicht den sichersten Ausweg zu entdecken suchen? Gegen die übrigen, welchen wir nicht ausweichen können, gibts doch immer Wehrmittel, bald mehr, bald weniger; sollten wir uns nicht mit diesen gegen sie zu wafnen suchen? Ihr, die ihr dis Alles nicht thut, seid selbst Schuld daran, wenn ihr öfter in Gefaren gerathet, als Andere, und wenn ihr auf die unmännlichste Weise in der Gefar umkommet. Umsonst erwartet ihr Wunder, die für euch geschehen sollen; umsonst wartet ihr auf Engel vom Himmel, die euch neben den Gefaren weg, oder durch die Gefaren unversehrt hindurch, führen sollen. Gott gab euch Engels genug

an der Vernunft; diese wendet an; entdecket mit ihr die Gefaren, die möglichen Umwege neben ihnen, und die Mittel zum Kampfe gegen sie, wenn ihr euch in ihn einlassen müsset. Kämpfet alsdann wacker — ihr kämpfet unter dem Schutze einer höheren Fürsehung; und, schlüge euch auch der Sieg fehl, so habt ihr doch das tröstende Bewustsein, durch vernünftige Sorge für euch nichts verabsäumt zu haben, ihn zu erringen. Diese Vorschriften gab Jesus ia sogar seinen Jüngern, welchen er doch für die Bedürfnisse des Lebens, für Nahrung und Kleider, zu sorgen verbot. „Wenn man euch in der einen Stadt verfolgt, so flieht in eine andere.

Sorget also, ach sorget ia; aber — nicht ängstlich!

Ein Mensch sorgt z. E. alsdann ängstlich, wenn er mitten in allem Ueberflusse verhungern will — wenn er immer ohne Noth an dem glücklichen Erfolge seiner klügsten und redlichsten Bemühungen zweifelt — wenn er bei allem Segen über Segensmangel klagt — wenn er Plane macht, als wenn er tausend Jahre auf der Erde zu leben hätte — wenn er von der Zukunft immer das Schlimmste ahndet, u. s. w.

Meine Brüder. Angst, als Angst blos, hilft zu gar nichts. Haben wir ie schon gesehen, daß Menschen durch sie das Geringste ausgerichtet haben? Geht dadurch die Arbeit besser von statten, wenn man zu ihr seufzt? Werden dadurch die Zeiten besser, wenn man über sie iammert? Flieht dadurch die morgende Gefar, wenn man heute vor ihr zittert und bebt? Ar-

beite — bete — trif kluge Vorkehr; alles Uebrige ist unnütz — mit dem, was offenbar unnütz ist, sollen wir uns aber nicht abgeben.

Das Aengstliche bei den Sorgen verdirbt sogar oft die Sorgen selbst. In der Angst befindet man sich, wo nicht in gänzlicher Betäubung, doch in einer grossen Zerstreuung des Gemüths; man ist nicht völlig bei sich, kann seine Gedanken nicht gehörig sammlen, kann noch weniger richtig schliessen und folgern, und sieht die Dinge nur einseitig an. Daher kommt es dann, daß man falsche Anschläge fasst, oder die richtigen doch falsch betreibt. Daher kommts, daß man Anderer guten Rath nicht hört, oder doch nicht recht versteht. Daher kommts, daß man seine Geschäfte unvorbereitet anfängt, nicht thätig genug fortsetzt und zuletzt unvollendet liegen lässet. Daher kommts, daß man Hinder isse und Gefaren erblickt, wo keine sind, daß man solche, die wirklich da sind, sogleich für unüberwindlich hält, und daß man sich hernach dagegen gar nicht zu helfen vermag. Wer also von seinen Sorgen auch nur Nutzen haben will, der bleibe Herr über sie und Mann dabei. Er behaupte so viel, als möglich, sein gemüthliches Gleichgewicht und lasse das Herz nicht mit dem Kopfe forteilen.

Gemässigte Sorgen verbessern die Zukunft; ängstliche aber verderben nicht nur die Zukunft, sondern auch die Gegenwart, den heutigen Tag, schon. Und — da sollten wir doch warlich das Wort Jesu unterschreiben, „es ist genug, daß ieglicher Tag seine eigene Plage habe.“ Warum wollen wir denn die morgende

Pla-

Plage auch schon zur heutigen machen? Dis thun wir aber in der That durch Angst. Wie können wir das Gute, das wir doch ietzt wirklich besitzen, wahrhaftig geniessen, wenn unser Herz dabei der Zukunft wegen verzagt? Gab uns Gott hierzu den Gedanken an Zukunft? So wären die Thiere besser daran, welche von keiner Zukunft wissen und daher die Freuden der Gegenwart ganz empfinden. Und — verbarg uns Gott darum die wahre Beschaffenheit der Zukunft, daß wir nun durch Glauben an ihre schlechtere Beschaffenheit unser Herz schon für die gute gegenwärtige Beschaffenheit unseres Zustandes abstumpfen sollten? Wie äuserster Leichtsinn dazu gehört, heute ausgelassenlustig sein zu können, wenn morgen das grösseste Unglück unvermeidlich bevorsteht: so ists auch auf der andern Seite unrecht, wahres Glück, das man so eben hat, darum nicht herzlich geniessen wollen, weil uns Niemand seine Unvergänglichkeit verbürgen kann.

Aengstliche Sorgen scheuchen Andere von uns und uns von Andern weg, machen ungeselschaftlich, untheilnehmend, menschenfeindlich auf alle Art und Weise. Wer mag auch wohl gern unser eviges Klagen hören? Wem vergeht nicht die Lust, Mitleid mit uns zu haben, wenn wir uns oft für grössere Leidende halten, als wir sind? Wer hat gern in Geschäften mit uns zu thun, wenn wir ihm durch übertriebene Besorgnisse und durch stundenlanges inbrünstiges Reden über iede Kleinigkeit Alles erschweren? Und ebenso auf der andern Seite — Wer sich zum herrschenden Jam-

mertone stimmt, dem ist iede Gesellschaft der Frohen zur Last und er flieht sie als eine Versammlung von Leichtsinnigen. Wer immer fürchtet, der trauet auch seinem besten Freunde nicht Wessen Herz stets mit sich selbst zu viel zu thun hat, der bekümmert sich um fremde Lagen nicht. Wer nie genug für sich zu haben glaubt, der hat nie etwas für Andere. Wer sich selbst für verlassen von Allen achtet, der verläßt die ganze Welt. Um Alles — was mus hierdurch am Ende für ein äusersthäslicher und schwarzer Karakter entstehen!

Aengstliche Sorgen für das Irdische schicken sich auch für Wesen von unserer Natur und Bestimmung nicht. Sind wir denn blos äuserlicher, oder nicht auch innerer Glückseligkeit fähig? Und welche von Beiden hat den grösseren Werth? Wie ist es aber möglich, daß wir, wenn wir uns mit äuserlichen Sorgen so ganz und gar befassen, die inneren, die Sorgen für die Ausbildung unseres Geistes und Herzens, gehörig betreiben können? Lehrt nicht vielmehr die tägliche Erfarung, daß Menschen, welche sich ienen zur Uebermasse ergeben, diese ganz hintenansetzen? Ist dis aber auch wohl zu verantworten? Es steht nicht geschrieben — Trachtet nur nach Nahrung und Kleidung u. s. w. so fällt euch das Reich Gottes zu; sondern also steht geschrieben — Trachtet nur nach dem Reiche Gottes, so fällt euch das Uebrige zu. Und dis, dis bleibt auch ewigwahr. Man schätze nur recht die Freuden in dem heiligen Geiste, man habe gute Gesinnungen und sei treu in Erfüllung aller seiner Pflichten, so wirds auch an Freuden

die-

dieser Welt, an äuserlichen und irdischen Freuden nicht fehlen. Ferner — sind wir denn nicht auch Unsterbliche? Kennen wir unsern eigenen Werth nicht, den wir in den Augen unseres Schäpfers haben? Sind wir nicht der Hauptzweck seiner Erdenschäpfungen, der diese allein überdauert? Wie ist es möglich, daß ein Unsterblicher sich durch dieses überhingehende Leben zur Verzweiflung bringen lassen könne! Ist es nicht blosser Durchgang für uns? Und wie bald ist dieser Durchgang beschlossen — und was wird er in Betref unserer Schicksale uns dann anders sein, als ein bunter Traum? So besteht doch wohl alle Weisheit, die wir in dieser Vergänglichkeit auszuüben haben, darin, daß wir Glück mit Rechtschaffenheit geniessen und uns durch Gram über die Zukunft darin nicht stören lassen, Unglück aber, wenn wir es tragen müssen, auch mit Rechtschaffenheit tragen, auf Gott vertrauen und im Vertrauen auf ihn einer besseren Zukunft entgegensehen. Diese folgt ia alsdann für uns gewis, und — wäre es auch nicht eher in erwünschter Vollkommenheit, doch — ienseits der Erde und aller ihrer Sorgen.

Aengstliche Sorgen sind endlich auch wahrer Undank gegen Gott. Welche Beweise der zärtlichsten Fürsorge Gottes für uns hat unsere Vergangenheit aufzuweisen! Sollte dis nun Gottes Lohn dafür sein, daß wir an der Zukunft verzweifelten? Welche ungleich-grössere Wohlthaten, als blos irdische, gewährt uns Gott! Wie? du zweifelst, und noch dazu, da du doch säest, daß du das tägliche Brodt aus dessen Händen

erhalten werdest, der dir das lebendige Brodt vom Himmel gab? Du zweifelst, und noch dazu, da du doch spinnest, daß du äuserliche Kleidung von dem empfangen werdest, der dein Herz durch Jesu Lehre, wenn du sie befolgst, mit göttlicher Heiligkeit schmücken will? Umstände sind's, und ihre unvorhergesehenen widrigen Verbindungen, die du fürchtest; weissest du denn aber nicht, daß Gott Regirer der Umstände sei? Hat dein Leben noch keine Zeugnisse davon aufzubewahren? Sieh zurück — wie oft lies es, als sähest du deine Zukunft vollkommen vorher, und als könnt's nicht anders kommen, als du fürchtetest! Du schlossest nehmlich von ähnlichen Ursachen auf ähnliche Wirkungen. Fandst du aber nicht doch, daß auch dieser Schlus nicht immer untrüglich sei? Ein einziger auch unvorhergesehener, ganz unerwarteter Umstand kam dazwischen und gab der Wirkung derselben Ursache eine ganz entgegengesetzte Wendung. Darum solltest du nun gar nicht mehr zuversichtlich etwas fürchten, ebenso, wie auch zuversichtlich nichts hoffen. Warte die Zeit ab. Manchmahl kommt der Rath vor der Zeit; öfter aber kommt er erst mit ihr zugleich. Du wolltest oft schon fliehen, sahest dich aber zum Glück noch einmahl um; da sahest du, daß du vor einem Schatten geflohen sein würdest, und bliebst stehen. Also weg mit den ängstlichen Sorgen! Steht uns gros Unglück bevor, so steht uns gewis auch grosser Beistand bevor. Daß er gerade daher komme, woher wir wollen, ist nicht nöthig; er kommt öfter von Seiten, von welchen her wir ihn nicht erwarten. Gib Gott die Ehre und danke ihm, wenn dir geholfen ward; gib aber auch Gott die Ehre und hoffe auf ihn, daß dir geholfen werden werde. Ein Mensch, der seine irdischen Sorgen äuserst übertreibt, begeht sogar Gotteslästerung; er thut ia, als sorgte die göttliche Providenz nicht

mehr

mehr weise und väterlich genug für ihn, als müste er diese höhere Providenz in seine eigenen Hände nehmen und sich selbst Gott sein. Ja, er steht im Ernst wie ein praktischer Atheist da, der durch seine Aengstlichkeit öffentlich behauptet — es sei kein Gott. — —.

Nun noch einmahl dahin zurück, m. Br., wo wir ausgingen, und dann wieder hieher, wo wir ietzt stehen! — Sorget, sorget ia Alle recht für das irdische Leben! Weise und redliche Fürsorge dafür ist grosse Menschenpflicht. So kurz es gegen die Ewigkeit sein mag, so lang ist es doch an sich oft, so überlang nicht selten für den, der es unter drückenden Leiden hinbringen mus. Jünglinge, bildet eure Kräfte aus und lernet etwas Rechts. Lernet Alles, was ihr zu lernen Gelegenheit habet; ihr wisset nicht, wozu ihr dieses, oder ienes, einst brauchen könnet. Mancher machte schon durch eine blosse Nebenkentnis ein grösseres Glück, als ihm die Hauptwissenschaft, der er sich widmete, ie gegeben haben könnte. Männer, wendet eure ausgebildeten Kräfte an, bringet eure eingesammleten Kentnisse in Ausübung, arbeitet wacker. Schlaget keine gute Handlung aus; ihr wisset nicht, wie sie auch über lang oder über kurz euch selbst segnen könne. Sorget ia nicht mehr für geräuschvolle und werthleere Vergnügungen auf morgen, als für das, was euch und die Eurigen still, aber dauerhaft, zufriden macht. Fliehet sogar Freuden, die nur Freuden auf Stunden oder Tage sind und hernach eine lange traurige Zukunft gewähren. Duldet lieber Leiden des Augenblicks, die sich euch durch Jahre voll Ruhe und Genüge vergelten. Ueberleget Alles, was ihr vornehmet; fraget eure eigene bewährte Erfarung, wie ihr thun müsset; fraget die Alten und richtet euch darnach. Beobachtet die Umstände, benutzet sie, nehmet sie in euren Plan auf;

sind

sind sie ganz entgegen, so lasset den Plan fahren und entwerfet einen andern. In allen Ständen, Mitbürger, liebet die Geschicklichkeit, den Fleis, die Vorsichtigkeit. — —

Dann aber, dann ists auch genug. Zerreisset euch das Herz nicht mit euren Sorgen für diese Welt; sie ists nicht werth. Noch weniger machet euch lächerlich damit. Wenn ihr gar schon bei Jahren seid, so werdet recht absichtlich irdischsorglos. Ein Mann von siebenzig Jahren, der noch weitaussehende Plane für sich macht — ein Mann von achtzig Jahren, der immer noch zusammenscharrt — Beide benehmen sich wie Leute im Irrenhause. Ihr möget aber sein in einem Alter, in welchem ihr wollet, und in Umständen euch befinden, welche es nur sein mögen, seid keine praktische Atheisten. Thut nicht, als wenn ihr Gottes Stelle an euch vertreten und für euch selbst einzig und allein sorgen müstet. So thun die Heiden, die von Gott nichts wissen. Ihr könnet ia doch nichts ohne ihn, und sein Segen macht Alles aus. Arbeitet also lieber gleich im Vertrauen auf ihn, so habt ihr seinen Segen doppelt; befehlet ihm gleich euren Weg, so wird er Alles noch besser machen können. Wie? der, der die Vögel ernährt, welche nicht säen, sollte euch Säer nicht ernähren? Der, der die Blumen kleidet, welche nicht spinnen, sollte euch Spinner nicht kleiden? O ihr Kleingläubigen — man möchte fast sagen, ihr Ungläubigen! Ewigwahr — ich habe noch nie den Gerechten so verlassen gesehen, daß seine gerechten Kinder nach Brodt gehen musten. Ewigwahr aber auch — wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen!

XLVII.

Von den Thränen über den Tod unserer Lieben.

Am 16. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Luc. VII. V. 13.

Weine nicht!

Meine Brüder. Die Religion ist nicht unbillig. Sie verlangt nichts von uns, was über unsere Natur, oder gar wider sie wäre. Sie will unsere Triebe nicht tödten, sondern nur richten, unsere Gefühle nicht ersticken, sondern heiligen. Verführe sie nicht so, so wäre sie keine Sache für Menschen — keine Sache für uns. Die menschliche Natur mus also auch billig sein und ihre Gerechtsame nicht übertreiben. Sie, die Irdische, mus von dieser Himmlischen, welche zu ihrer Vollendung herabkam, die Richtung ihrer Triebe mit Dank annehmen und eilen, daß ihre Gefühle durch sie zur Heiligkeit reifen.

Wenden wir diese Sätze auf das Schmerzgefühl bei dem Tode der Unsrigen an, so ist die Summe alles dessen, was uns menschliche Weisheit darüber sagt, diese — Weine und höre auf zu weinen! Verböte sie das Erstere, so wäre sie Weisheit ohne Menschlichkeit; fügte sie das Letztere nicht hinzu, so wäre sie Menschlichkeit ohne Weisheit. Weinet, weinet, wenn ihr eure Lieben begrabet, und weinet nicht mehr, wenn ihr sie begraben habt. Die Natur gebietet euch die Thränen; die Religion rathet euch, sie wieder zu stillen.

Jesus sprach zu iener unglücklichen Wittwe, die ihren einzigen Sohn verlohren hatte, schon unterwegs, als sie ihn erst begraben wollte — Weine nicht; aber

er

er lies es auch nicht zu seinem Begrabenwerden kommen. Ihr Alle, die ihr dis ihm nachthun könnet, nur ihr dürfet euch ermächtigen, von Menschen, die ihre Lieben verliehren, zu verlangen, daß sie nicht weinen sollen. Thut nur gleich so, wie er, und gebet ihnen diese wieder; so versiegen ihre Thränen gewis von selbst auf der Stelle. Vergesset alsdann iedoch dennoch nicht, daß es auch Jesum iammerte, als er die Wittwe in Thränen schwimmend erblickte, d. h. daß er die Thränen billigte, welche sie bis dahin geweint hatte.

Da nun aber Keiner von uns dem Andern seinen geliebten Todten wiedergeben kann, so ist es zu Viel gesagt, wenn wir zu Hinterlassenen am Sterbetage, oder auch nur am Begräbnistage der Ihrigen, kurz, in den ersten Tagen, sagen wollten — weinet nicht! In der That, man sollte doch endlich hiervon abstehen, und die Leute weinen und sich ausweinen lassen. Solche Tröster sind im eigentlichen Verstande leidige Tröster; sie kommen mit ihrer kaltblütigen Vernunft nicht nur, sondern auch mit dem Glauben zu früh und machen sich guten Menschenseelen bis zur Unausstehlichkeit lästig, weil sie dadurch entweder ihren Verstorbenen allen Werth absprechen, oder sich von aller Theilnahme an ihrem Verluste lossagen. Das Erstere aber ist beleidigend, und das Letztere zeigt wenigstens, daß sie keine wahren Freunde sind. Was mag es auch nur sein, das sie an den Weinenden misbilligen? Das Schmerzgefühl selbst, oder nur der Ausdruck desselben durch Thränen?

Wer von uns begehrt, daß wir bei dem Verluste der Unsrigen ohne Seelenschmerz bleiben sollen, der begehrt von uns etwas, das wir nicht leisten können. Ebendarum, weil uns der Besitz eines Guts angenehm ist, mus uns sein eintretender Verlust schmerzhaft sein, und ie angenehmer sein Besitz war, desto schmerzhafter sein Verlust. Oder soll uns etwa auch der Besitz desselben nicht angenehm rühren? Was für eine thörichte Sittenlehre, durch die wir gar versteinern sollen! Nein, wir sind weder ganze, noch halbe Steine — wir sind Menschen, und wenn wir gute Menschen sind, so sind uns die Unsrigen unter allen Gütern dieser Welt das Liebste. Die sanftesten Wonnen verleihet uns ihr Umgang, und der bitterste Schmerz durchdringt uns, wenn sie von uns scheiden. Wehe der Welt, wenn es erst Sitte würde, daß Jeder die Seinigen kaltblütig und ruhig begrübe! Dann, dann wäre gewis alle Familienliebe und alle ächte Freundschaft aus ihr entflohen. Ob nur diejenigen, welche den Trennungsschmerz an Andern misbilligen, in ähnlichen Fällen selbst ohne ihn sein mögen? Müssen sie ihm so gut unterliegen, wie diese, warum wollen sie ihnen nicht verstatten, was sie sich selbst verstatten müssen? Machen sie aber für ihre Personen wirklich eine aftermenschliche Ausnahme darin — o so mögen sie den widernatürlichen Vorzug für sich behalten — sie sind Barbaren, die weder lieben, noch Freund sein können, und ieder Edle hüte sich vor aller Verbindung mit ihnen! Wie sie die Ihrigen einst kaltblütig begraben, so begraben sie auch im Leben schon die Fürsorge für sie,

in Geschäften mit ihnen die Redlichkeit, und in ihren Nöthen das Mitleid gegen sie.

Lässet man aber das Schmerzgefühl bei dem Tode der Unsrigen gelten, wie kann man gegen die Aeuserungen desselben sein? Hohe und starke Gefühle müssen sich äusern; selbst unser Körper ist hierzu eingerichtet und verrichtet die Aeuserungen nach eigener Willkür. Hierin ist durchaus von uns nichts zu ändern; blosse Verschidenheit in den Graden findet dabei Statt, die ihren nächsten Grund in der Verschidenheit des Temperaments hat. Leute von heftigem Temperament, auf die Alles stärkere und hinreissendere Eindrücke macht, äusern auch ieden Seelenschmerz, besonders den Trennungsschmerz, heftiger. Es ist nicht einzusehen, warum man ihnen auch sogar die ersten heftigsten Ausbrüche desselben zu einem Vorwurfe machen könne, da sie sich ausser aller Gewalt über selbige befinden. Sollen nun aber Thränen etwa gerade diejenige Aeuserung des Trennungsschmerzes sein, welche man misbilligt? Warum denn dis? Warum gerade verlangen, daß bei Sterbebetten und Särgen nur nicht geweint werden solle? Sind Thränen nicht eine der sanfteren Aeuserungen unseres Kummers? Entfliessen sie nicht unsern Augen ebenso ohne alle unser Zuthun, wie sich die Seufzer aus unserer Brust ohne unser Zuthun emporheben? Oder — ist es etwa unmännlich, zu weinen? Bei dem Anblicke der sterbenden Unsrigen, oder der todten Unsrigen mus dis wenigstens nicht der Fall sein. „Als Jakob vollendet hatte die Gebote an

seine Kinder, that er seine Füsse zusammen aufs Bette und — verschied. Da fiel Joseph auf seines Vaters Angesicht und weinte über ihn und küsste ihn.“ So weinte also beim Tode seines Vaters ein Mann aus der grauen Vorwelt, der ein ganzer Mann war. „Als Jesus die Maria über ihren Bruder weinen sah, durchbohrte dieser Anblick sein Herz, und er nahm an ihrer gerechten Betrübnis den wärmsten Theil. Man führte ihn zum Grabe des Lazarus, und so, wie er seinen todten Freund da sah, gingen ihm die Augen über.“ So weinte dann auch sogar der, welcher unser erhabenstes Muster sein soll, bei der Leiche seines Freundes. Es ist dis um so merkwürdiger, da er doch vorhergesagt hatte, daß Lazarus nicht todt bleiben, sondern wieder aufstehen sollte. Man sieht also offenbar hieraus, daß schon der Anblick eines Verstorbenen, den man liebte, blos als solcher, und, ohne daß sich weiter Nebengedanken dazu gesellen, der unverdorbenen Menschennatur Thränen auspresse. O so lasset doch ia die Menschen bei den Särgen ihrer Lieben weinen und störet sie nicht darin. Denket, wenn ihr sie weinen sehet — wie haben sie sie so lieb gehabt? so denket ihr menschlicher und richtiger. Es ist besser, die Freundschaft und Liebe weinen zu sehen, als zu sehen, wie der Neid und wie die Tücke es machen, wenn sie weinen. Die erste Betäubung bei dem Tode der Unsrigen, wie z. E. wenn er ganz unerwartet erfolgt, ist ohne Thränen, und die endliche Beruhigung ist ebenfals wieder ohne sie. Thränen sind der Uebergang von Betäubung zur Beru-

higung. So lasset die Traurenden weinen; sie weinen ia ihren Schmerz aus.

Unsere Beruhigung über den Tod unserer Lieben ist an sich schon ein Kind der blossen Zeit und erfolgt auch mit dieser allemahl gewis, nur für den Einen früher, für den Andern später — nach Umständen. Da thun wir dann aber freilich weiser und besser, wenn wir nicht hierauf warten und uns nicht blos der Wohlthätigkeit der alle Eindrücke schwächenden Zeit überlassen, sondern an unserer Beruhigung bald selbst arbeiten und sie zu erfrühen suchen. Wir müssen alsdann Vorstellungen, die beruhigende Kraft haben, sie mögen selbst sich uns darbieten oder von Andern uns dargeboten werden, festhalten und uns ihren sanften Einwirkungen öffnen. Unsere Selbsterhaltung macht uns dis schon zur Pflicht; denn es wäre möglich, daß wir sonst unter unserer Betrübnis hinsänken, ehe die Zeit sie mildern möchte. Wir sind es aber auch der Welt schuldig, mit der Stillung unseres Kummers zu eilen; denn dieser stört uns, so lange er zu heftig ist, in unserer Thätigkeit und Nützlichkeit für sie. Ist unser Bleiben vollends den noch übrigen Unsrigen bei dem Weggange des Verstorbenen nun doppelt nöthig, so müssen wir alle Kraft unseres Herzens anwenden, ihnen solches so bald, als möglich, in feste Sicherheit zu stellen. Und ebenso in Ansehung Anderer — wie wir sie anfangs in ihrem Schmerzgefühle und in den Aeuserungen desselben nicht unterbrechen durften, so müssen wir ihnen auch hernach, wenn sie sich selbst zu schwach sind, in ihrer Traurigkeit zu Hülfe kommen und ihnen dergleichen

beruhigende Vorstellungen darreichen. Weinet — sprachen wir erst; dann lasset uns aber sprechen — Weinet nicht mehr!

Hier folgen nun diese Vorstellungen in einer kleinen Reihe — lasset sie uns für uns und für Andere zum Gebrauche in vorkommenden Fällen mit stiller, gottergebener Andacht durchdenken! — —

Wir sind durch vielfache Bänder, wie an die Erdenwelt überhaupt, so auch an die menschliche Gesellschaft auf ihr, gebunden. Wie aber keins von ienen unzerstörbar ist, so sind auch diese insgesamt der Zerstörbarkeit unterworfen. Die Bande der Freundschaft und der Liebe sind es so gut, wie die Bande des Berufs und der Geschäfte; ia, selbst die Bande der Natur machen keine Ausnahme davon. In der allgemeinen Vergänglichkeit aller irdischen Dinge liegt auch der Grund der Vergänglichkeit aller unserer irdischen Verbindungen. Wir wissen dis auch in der That Alle. Die Zerstörbarkeit der sanftesten Verbindung mit Andern wird uns nicht etwa dadurch erst kund gethan, wenn sie in wirkliches Zerstörtwerden übergeht; sie ist uns in den Augenblicken schon bekannt, wenn wir die Verbindung erst knüpfen. Die deutliche Vorstellung davon, daß wir uns ietzt verbinden, überwiegt blos die undeutliche Vorstellung davon, daß wir uns einst wieder trennen müssen. Weit entfernt, daß uns dis zum Verbrechen gemacht werden könnte — es folgt aus der ursprünglichen Einrichtung unserer Seele; es ist vielmehr gut, daß es so ist, weil sonst manche Verbindung nicht geschlossen werden würde, die den Ver-

bundenen doch auf eine Zeitlang so wohl that und für die bürgerliche Gesellschaft so nützlich war. Ja, ia, ihr Eltern, gestehet es nur, ihr wisset es, wenn eure Kinder euch geboren werden, recht gut, daß ihr sie leicht wieder verliehren könnet; und ihr Kinder, sobald ihr auch nur zehen Jahre alt seid, wisset es auch recht gut, daß eure Eltern einst von euch scheiden müssen. Ja, ihr Liebenden sogar, in der Stunde, in welcher ihr euch die Hand am Altare reichet, wisset ihr es auch schon vorher, daß im Schosse der ungewissen Zukunft eine gewisse Stunde obschwebe, in der ihr euch einander die Hand zum Abschiede reichen werdet.

Wenn dann aber auch alle Verbindungen zerstört werden müssen, wärs nicht schön, wenn die Zerstörung allemahl so geschähe, daß die Verbundenen zusammenstürben? M. Br., dis kann nun einmahl nicht sein, und, was nicht sein kann, das mus von uns nicht weiter in Betracht gezogen werden. Wurden wir denn zusammwengeboren? Wenn es aber auch sein könnte, so müsten wir es nicht einmahl wünschen. Statt, daß ietzt die Welt allmählich ausstirbt, während daß wieder eine neue sich bildet, so stürbe ia alsdann die Welt auf einmahl und auf immer aus. Was für schaudererregende Auftritte sind das schon, wenn zuweilen epidemische Krankheiten ganze einzelne Familien wegraffen! Wer flüchtet nicht, wenn dis für mehrere Familien der Fall wird, aus dem Orte, wo es geschieht? Die menschliche Gesellschaft ist also sehr weislich dazu bestimmt, daß sie einem beisammenstehenden Haufen Wanderer gleiche, bei dem immer ab-

und zugewandert wird, so, daß endlich ein ganzer neuer Hause wieder da steht.

Wenn nun also nicht zusammengestorben werden kann und soll, warum findet das Einzelnsterben, das Vorangehen und Ueberbleiben nicht durchgängig nach dem Verhältnisse des Alters Statt — warum gibt es nicht eine allgemeine Zeit für die Dauer unserer Verbindungen? Auch dieses konnte bei der Verschidenheit unserer Körper und körperlichen Kräfte, und vieler sich einmischenden zufälligen Umstände wegen nicht sein. Alle Arten von noch so früher Trennung haben daher, so lange die Menschheit besteht, Platz gehabt, und es geschieht damit heut zu Tage nichts Neues unter der Sonne. Und, wenn uns die allerschmerzhaftstfrüheste Trennung wiederführe, so sind wir doch die Ersten nicht, denen sie widerfährt. Ach Kinder, Kinder, die ihr, halb erst erzogen, Vater und Mutter schnell hinter einander verliehret — wisset, es gab schon manche Waise, die nach dem Tode ihres Vaters erst geboren ward und während deren Geburt die Mutter starb; nicht einmahl das Bild ihrer Eltern empfing sie. Geschwister, die ihr, eurer zwei nur im Hause, bald ein Herz und eine Seele waret und dann aus einander gerissen wurdet — wisset, von Kindern, die die Natur noch mehr zu verbinden gesucht hatte, und die sogar zusammengeboren wurden, kam schon das Eine todt zur Welt. Eltern, die ihr völligerzogene hofnungsvolle Söhne und Töchter, da sie eben nun erst recht die Freude und der Trost eures Alters wurden, vor euch hin sterben sehet — wisset, zu Nain gab es

eine Mutter Wittwe, die ihren einzigen Sohn, die letzte Stütze ihres Lebens, zu Grabe begleiten muste. Freunde, die ihr in der Blüte eurer Jahre euch Treue schwöret und in der Blüte eurer Jahre auch von einander getrennt werdet — wisset, auch eurem Jesus starb sein Lazarus. Liebende, die ihr wenig Monate lang euch nur hattet und genosset — wisset, schon manchem Bräutigam starb die Braut am Tage, der zur Hochzeit bestimmt war, und schon manche Gattin muste den Gatten funfzig Jahre überleben. Ja, du sogar, der du Viele der Deinigen begraben must, die eigentlich alle zu deinem Grabe hätten gehen sollen — wisse, es gab schon Alte, die erst den Gatten, dann die Kinder, eins nach dem andern, dann sogar die Kindeskinder insgesamt begruben und zuletzt in der Welt wie ganz verlassen da standen. Es ist von Getrenntwerden nichts zu denken, das nicht schon geschah, und, was schon geschehen ist, wird wieder geschehen — Alles aber nach höherem Rathe und nach höherer Leitung.

Hier, m. Br., fangen die herzstärkenderen Vorstellungen über die Trennungen aller Art an. — Es ist eine der eigenthümlichsten Lehren des Christenthums, daß uns nichts ohne Gottes Willen geschehe. Wie weit sein Stifter in Behauptung dieser Lehre ging und wie er sie uns zu versinnlichen suchte, ist uns Allen bekannt. Was kann es aber ausser unserem eigenen Tode für ein wichtigeres Ereignis für uns geben, als der Tod unserer Lieben ist! Und dieser sollte nicht unter göttlicher Leitung stehen? O wie widerspräche sich die Lehre von der Providenz selbst! Vielmehr müssen die

Trennungen einer der zärtlichsten Gegenstände der göttlichen Vorsehung sein. Diese Ueberzeugung müssen nun aber auch die Getrenntwordenen nicht umsonst empfangen haben. Wenn der erste Taumel der Bestürzung vorüber ist und die Seele wieder klarer Vorstellungen fähig wird, müssen wir vom Grabe der Unsrigen gen Himmel blicken und so herzlich, als möglich, sprechen — dein Wille ist geschehen. Vorher blieben wir nur bei den sinnlichen Eindrücken stehen, welche die vorhergehenden und begleitenden Todesumstände auf uns machten, und erkannten das, was geschah, nur für das Werk der Hand dieser Umstände; dann aber mus sich uns allmählich die Hand Gottes immer deutlicher zeigen, welche über sie waltete. Und — bliebe es auch nur bei der Vorstellung im Allgemeinen, daß unsere Lieben nach Gottes Willen uns verliessen, müsten wir nicht wenigstens bald darauf kommen, daß wir uns diesem Willen Gottes zu unterwerfen hätten? Wie, wir erkennten Gott wirklich für den Regirer aller unserer Schicksale und wollten uns in unser Schicksal nicht ergeben? So leugneten wir ia mit unserem Herzen ab, was wir mit unserer Vernunft bekennten. Nein, sobald wir auch weiter gar nichts denken, als — Gott hat die Trennung gewollt — und dis nur erst deutlich denken, so müssen wir doch schon aus Ehrfurcht gegen Gott, der mit uns thun kann, wie er will, unsern Kummer darüber dämpfen. Halten wir aber diese Vorstellung nur fest, so wird sie durch Nebenvorstellungen, welche sie erweckt, auch noch sanftere und wahrhaftigtröstende Eindrücke

auf uns machen. Der göttliche Wille, der blos als solcher schon Unterwerfung von uns fordert, ist ein weiser, heiliger und guter Wille. Vieleicht war es unmöglich, daß unsere Lieben länger leben konnten, und ihr Körper trug die Anlage zum Vorausstobe vor uns einmahl in sich. So hätte ein Wunder zu ihrer längeren Erhaltung geschehen müssen; worauf wir aber als vernünftige Gottesverehrer nicht rechnen können. Es stehe aber um die Möglichkeit ihres längeren Lebens, wie es wolle, sobald sie nach Gottes Willen gestorben sind, sind sie auch gewis zu ihrem Besten gestorben. Wer vermag die Zukunft aufzudecken? Wer weis, welche Uebel des Lebens ihnen bevorstanden, deren die Vatergüte Gottes sie überheben wollte! War auch wohl etwa ein längeres irdisches Leben ihrer künftigen Glückseligkeit nachtheilig? War ihre Bestimmung dort von der Art, daß sie sie früher antreten musten, als wir die unsrige dort? Genug, Gott wird sich gegen sie auf das vollkommenste darüber rechtfertigen, daß sie iezt schon starben. Und was uns betrift, die wir sie zu unserem Jammer einbüsten, sollten wir nicht auch von derselben Vatergüte Gottes Ersatz dafür hoffen dürfen? Mus aber dieser Ersatz auch gerade unmittelbar auf den Verlust folgen? Wie oft rief der Tod eines Wohlthäters einen andern herbei, der seine Stelle ebenso ausfüllte! Wie oft brachte dem, der seinen Freund verlohr, eben dieser Verlust einen Rechtschaffenen, der es immer schon gut mit ihm meinte, näher und so nahe, daß er in ihm einen noch herzlicheren Freund wiederfand! Haben nicht Waisen, die

eine ganze Stadt bedauert, in der Folge oft das beste Schicksal? Erleben nicht Eltern, welche um alle ihre Kinder kamen, wenn sie sich hernach fremder Kinder annehmen, an diesen oft ebensoviel Freude, als an ihren eigenen? O wer nach Gottes Willen verliehrt, der sei um Ersatz dafür unbekümmert! Dieselbe Hand, welche hier die Wunden schlägt, hat auch mit der Zeit Heilkräfte genug für sie. Ja, und wenn auch kein Ersatz für den Verlust erfolgte, so ist dieser vieleicht von der Art, daß wir ihn nach Jahren mit ganz andern Augen ansehen und selbst gestehen, daß er uns blos aus Unwissenheit der Zukunft so schmerzhaft gewesen sei. Ein Freund z. E. verliehrt den andern, dessen einziger Schutz er war, und der ihn dafür unaussprechlich liebte; nach einiger Zeit verändert sich seine Lage so, daß er ihn nun nicht mehr würde schützen können; o wie beruhigt ihn der Gedanke, daß dieser ihm vorangieng, weil ihm der Anblick des Geliebten, den er nun verlassen müste, sein Herz zerreissen würde! Eine Mutter iammert heute über den Tod ihrer Kinder; nicht lange darauf stirbt auch ihr Gatte — wie würde ihr sein Verlust noch unendlichschmerzhafter sein, wenn sie nun alle ihre Kinder noch, und nicht Brodts genug für sie alle hätte! Ein Vater machts ebenso und iammert heftig, und bald hernach fühlt er sich so schwächlich, daß er nur noch auf wenig Jahre rechnen kann; unter welchen Foltern würde er diese verleben müssen, wenn ihm seine Kinder nicht vorangegangen wären! — O meine Lieben, bringets nur erst dahin mit euch, daß ihr bei dem Tode der Eurigen denket — Gottes

Wil.

Wille geschah — so werdet ihr aus dieser Vorstellung eine Beruhigung nach der andern schöpfen.

Und dann — was ist denn mit unsern Todten geworden? Von uns genommen sind sie ia doch nur; sind sie denn aber vernichtet? Wenn dis wäre, so möchten wir traurig sein über sie, wie die Andern, die keine Hofnung haben. Jesus Sirach glaubte schon Viel damit zu sagen, wenn er sprach — Man soll nicht so sehr trauren über den Todten; denn er ist zur Ruhe gekommen — Jesus Christus aber sprach Mehr — die Todten leben Alle. Glauben wir an diese christliche Wahrheit ebenso, wie an iene, daß unsere lieben Todten nach Gottes Willen von uns gingen, so mus sie auch ebenso auf unser Herz wirken, wie iene. Vom Grabe des Geliebten müssen wir gen Himmel blicken und uns zurufen — Nicht hier ist er, sondern droben, droben; hier liegt nur seine irdische Hülle, von der er entkleidet ward. Schon diese Vorstellung von der Fortdauer unserer Todten überhaupt ist im Stande, uns aus unserer tieferen Traurigkeit zu erheben; gewis benimmt sie wenigstens den Eindrücken, welche uns ihr letzter Anblick, da wir sie bewegungslos und erstarrt liegen sahen, auf uns machte, das Schaudererregende. Wenn wir uns dann an sie erinnern, so denken wir an sie nicht, wie sie zuletzt da lagen, sondern wie sie vorher umhergingen; denn — wir denken an sie als an Fortlebende. Sie sind noch immer in dem Hause Gottes, wie wir, nur in einem höheren Zimmer befinden sie sich. Gott ist noch immer ihnen Gott, wie er es uns ist. Könnte uns diese Vor-

stel-

stellung gar keine Beruhigung gewähren, so müsten wir etwa fürchten, daß ihr nunmehriger Zustand traurig und elend sei. Was gäben wir aber dadurch zu erkennen? Sagten wir ihnen dadurch nicht gleichsam nach, daß sie Schlechtgesinnte gewesen wären und ihr Leben mit Uebelthaten angefüllt hätten? Waren sie aber gut und edel, wie viel besser wird es ihnen droben gehen, als hierniden! Wollen wir ihnen dis nicht nach und nach gönnen lernen? Wenn ietzt schon ein Freund von uns in ein anderes Land geht, wo ihn ein glücklicheres Schicksal erwartet, söhnt uns nicht die Wissenschaft hiervon mit seiner Trennung von uns aus? O m. Br., wenn wir beim Tode der guten Unsrigen der Natur unsere Opfer gebracht haben, dann lasset uns doch recht das Heil beherzigen, das sie nun vorzugsweise vor uns geniessen, und das sie nie wieder gegen ihr voriges unvollkommenes irdisches Loos vertauschen würden. Sie sind da, wohin wir uns erst noch sehnen. Angelangt sind sie, wohin wir noch wandern. Alle Leiden dieser Welt liegen tief unter ihren Füssen. Vollbracht haben sie; vollendet, verklärt sind sie. Und dabei leben sie keineswegs einsam darum, daß sie nicht bei uns sind; unter Freunden befinden sie sich vielmehr, die uns noch weit übertreffen. Gewonnen haben sie auf allen Seiten; wohl ihnen! Ja, und wenn sie auch in der Blüte ihrer Jahre sanken — dennoch wohl ihnen! Früh sterben heisst früh selig werden, sobald man nur so viel Zeit hatte, seinen Kopf und sein Herz gehörig auszubilden, und diese Zeit auch hierzu nutzte. Wie herrlich urtheilte der Verfasser des Buchs

der Weisheit hierüber! „Der Gerechte, ob er gleich zu zeitig stirbt, ist doch desto zeitiger in der Ruhe. Das Alter, das eigentlich ehrwürdig macht, ist nicht eine lange Reihe von Jahren, sondern Weisheit ist das rechte graue Haar und ein unbeflecktgeführtes Leben das rechte Greisesalter. Der gute Mensch gefiel Gott wohl; darum ward er weggenommen aus dem Leben unter den Sündern. Die Bosheit hätte vieleicht seinen Verstand noch verkehrt; denn böse Beispiele verderben oft das beste Gemüth. O wohl, wohl ihm — er ist bald vollkommen worden und hat in kurzer Zeit lange gelebt. Vor tausend Andern hatte Gott ihn lieb; darum eilte er mit ihm aus dem böseren Leben.“

Indem wir uns so unsere guten Todten als fortlebend denken, mus ia eine dunkle Ahndung davon uns schon ergreifen, daß sie uns und wir ihnen wohl gar einmahl wiedergegeben werden dürften. Ist es denn, wenn wir sprechen — sie leben fort — nicht ebensoviel, als sprächen wir — wir leben einst fort? Sollte es aber nicht gleich zu vermuthen stehen, daß die Menschenwelt dort auch so wieder auf einem Gestirn beisammen sein werde, wie hier? Sollte es alsdann nicht zu erwarten sein, daß wir die dort leicht wiederfinden werden, welche wir hier unter so hohem Seelenschmerz verlohren? Das Christenthum verkündigt uns aber auch diese Wahrheit noch ausdrücklich und setzt dadurch allen seinen übrigen Beruhigungsgründen bei den Gräbern unserer Lieben die Krone auf. Wir sollen iene Zurückgabe des einzigen Sohnes an seine Mutter zu

Nain

Nain als das Bild unserer allerseitigen künftigen Zurückgabe an einander betrachten. Und so, so erscheint uns dann die Trennung der Unsrigen von uns durch den Tod nur als eine Trennung auf eine Zeitlang. Was kann, was mus, da sie nun einmahl erfolgt ist, uns mit der Zeit mehr über sie zufriden stellen, als dis? Jetzt schon verlassen uns ia die Unsrigen oft, ohne zu sterben; auch da ist die Trennung ein trauriger Vorgang. Wenn wir aber nach einiger Zeit hören, daß sie wiederkommen, wird uns die Last der Leiden während der Trennung noch nicht unweit leichter? Ja, wenn wir, indem sie uns verlassen, ihre Zurückkunft schon wissen, oder wenn wir wissen, daß wir ihnen nachreisen und mit ihnen wiederzusammentreffen, macht uns die Trennung selbst sogar alsdann nicht weniger betrübt? So drücken Eltern ihren Sohn, der in die Fremde geht, um sich auszubilden, zum Abschiede zwar wehmüthig an ihr Herz, aber zu ihrem eigenen Troste rufen sie ihm noch nach — auf deine glückliche Zurückkunft zu uns! So entlässet ein Freund den andern, der in ein fernes Land zieht, um da auch ihm eine Stäte zu bereiten, bekümmert zwar, aber doch erquickt durch den Gedanken — bis auf Wiedersehen dort! O Christen, Christen, sollte dis nicht auf uns bei dem Tode der Unsrigen anzuwenden sein, da wir in dem Augenblick der Trennung schon wissen, daß wir ihnen nachreisen? Lässet uns es aber die Schwachheit unserer Natur und die Sinnlichkeit nicht zu, daß wir auf der Stelle gleich den Trost dieser Vorstellung empfinden können, so sollen wir doch eilen, seine Kraft

bald

bald auf unser Herz wirken zu lassen. Schon dadurch, daß wir uns auch nur den Auftritt vergegenwärtigen, den es in der Wiedervereinigungsstunde für uns geben wird, müssen wir uns für die Jammerscene entschädigen können, welche die Trennungsstunde veranlasste. Fügen wir dann die Vorstellung dazu, daß auf iene Wiedervereinigung keine abermahlige Trennung erfolgen solle — o wie göttlichgestärkt müssen wir uns fühlen, den einstweiligen Verlust der Unsrigen zu ertragen! Aber, m. Br. — unsere guten Todten leben ia nicht blos fort, sondern leben auch nun seliger fort, als hier. So werden auch wir, wenn wir im Guten beharren, dort seliger sein, als hier; und so werden dann, wenn wir wieder mit ihnen beisammen sind, Selige mit Seligen beisammen sein. Ach wie klein, wie dürftig wird unser irdisches Beisammengewesensein dagegen abstechen! Wie viel Störungen im ununterbrochenen Genusse der Unsrigen, die alle dort wegfallen, verursachten uns hier die Wandelbarkeit unseres Körpers, die Abwechselung unserer Weltlage und tausend andere Umstände dieses Lebens! Die Leiden insgesamt verbanden uns zwar inniger, machten uns aber doch auch oft unempfänglicher für einander; die letzten Leiden endigten sich gar mit Tod auf der einen Seite, und so muste der Abgehende auch sogar den frohheren Dank für die erhaltene zärtlichste Theilnahme schuldig bleiben. Ach wie herzlich wird dieser dort erfolgen, und wie wird er das Band zwischen Gebern und Nehmern auf ewig erst recht fest zusammenziehen! Hier sprachen wir zwar schon oft über den sonderbaren Gang unserer

serer Schicksale — wie konnten wir ihn aber vollkommen besprechen, da er uns noch so dunkel war, und da wir seine Entwickelungen und sein Ende noch nicht wusten! Dort, dort, wo überall Licht auf ihn fällt und wo wir die Herrlichkeit seines Ziels bewundern, werden wir uns ganz über ihn aussprechen und in Zurückerinnerungen an seine ehemals uns unerklärbarsten und zwecklosscheinendsten Verwirrungen nach langen, langen Zeitläuften noch unsere angenehmste Unterhaltung finden. Hier preisen wir Gott und seine Vorsehung zwar auch gemeinschaftlich gern; aber lasset es uns nur gestehen, eben die Dunkelheiten und Irrgänge unseres Schicksals waren es, die unser Gotteslob oft unherzlicher machten; dort aber, dort werden wir ihm eine Anbetung und Verherrlichung leisten, in die sich kein Zweifel oder Einwurf weiter mischt und die durch ihre Vollkommenheit Gott zwar nicht glücklicher machen, uns aber, als seine vernünftigen Geschäpfe, ganz unaussprechlich beseligen wird. O ihr Traurigen bei den Gräbern eurer Lieben, nehmet doch Alle diese Tröstungen, welche Wiedersehen reicht, recht dankbar an; wie ihr da bei ihren Gebeinen seid, werdet ihr wieder bei ihnen selbst sein. Nur, um euch dis daselbst recht zu versinnlichen, besuchet ihre Grabhügel; nicht aber, um die zur Heilung zeitigenden Wunden eures Herzens da immer von neuem aufzureissen.

Ja, und damit wir Alles beisammen haben, was über diesen für gute Gemüther so heiligen und so zärtlichen Gegenstand zu sagen ist — selbst bis zum

Wiedersehen und während der Trennung noch können wir ia doch mehr als eine Art von Verbindung mit unsern Todten noch fortsetzen. Unser Andenken an sie, unser Gespräch von ihnen mit denen, welche sie und uns zugleich liebten, unsere Vergegenwärtigungen ihres Bildes auf mancherlei Weise — heben sie nicht schon die Völligkeit der Trennung auf? Doch, das thätige Andenken an sie geht noch weit darüber und nähert uns ihnen auf eine wahrhaftig menschliche Weise. Waren sie unsere Gutthäter und wir fahren nach ihrem Tode fort, von dem durch sie erhaltenen Guten den edelsten Gebrauch zu machen, so thun wir wirklich, als wenn sie noch bei uns wären, und versüssen uns dadurch hoch die Hofnung ihres künftigen Wiedersehens. Bleibet nur recht den Ermahnungen eurer Eltern, den Rathgebungen eurer weisen und redlichen Freunde, den Warnungen eurer Lehrer treu, so ruhet ihr Geist auf euch und es wird euch sein, als wenn ihre Schatten euch umschwebten. Waren unsere Todten Gutthäter für Andere, welch eine herrliche Verbindung können wir mit ihnen fortsetzen, wenn wir ihr angefangenes Gutes weiter betreiben und vollenden! Sie musten uns verlassen, verliessen uns aber mit der Zuversicht, daß wir an ihren Platz nun treten und ihn ausfüllen würden. Wie verdient können wir uns um sie machen, wenn wir so thun! Wie bewahrheiten wir hierdurch die Herzlichkeit unseres Andenkens an sie nur einzig und allein, und welche Seligkeit bereiten wir uns selbst dadurch für die künftige Wiedervereinigung mit ihnen! O höret dis, ihr Fürsorger für Andere, die ihr dis sonst gemeinschaftlich mit euern Verblichenen waret, und gebet dis menschenfreundliche Geschäft nach ihrem Tode nicht nur nicht auf, sondern verdoppelt vielmehr euren Eifer dabei. Höret dis, ihr, die ihr reiche Wohlthäter beerbet, und sehet nicht blos ihre

Ka-

Kapitalien und Grundstücke, sondern auch die gewesenen Gegenstände ihrer Wohlthätigkeit, für ihren Nachlas an. Höret dis, ihr älteren Geschwister und vertretet Elternstelle bei euren noch unerzogenen Brüdern und Schwestern, denen eure Eltern viel früher starben, als euch. Höre dis, du Wittwer oder du Wittwe, und handle so gegen deine Kinder, daß sie deinen Gatten nicht vermissen, und daß dieser nicht, wenn er deine Unredlichkeit wüste, aus iener Welt her noch über dich seufzen möchte. Ach thut Alle, Alle so, die ihr in diesen und in ähnlichen Lagen seid; besonders richtet ieden edlen Auftrag, den euch die Eurigen sterbend noch gaben, treulich aus; so wirds euch sein, als wären sie noch bei euch, und ihr Dank, der ienseits dafür auf euch wartet, wird ietzt in seinen Vorgenüssen schon euer ganzes Herz über die Trennung von ihnen zufriden stellen. Je früher sie dann euch verfliessen und ie Mehr ihr also hernach für sie und in ihrem Nahmen thatet, desto herzlicher werdet ihr euch auf den Dank freuen können, von dem ihre ganze Seele schon voll gegen euch ist. Du wackerer Bruder, der du Vater für alle deine kleineren Geschwister wardst, wie wird ihr wahrer Vater an dir hangen, wenn er dich wiedersieht! Du edle Mutter, die du allein gelassen lieber allein bliebst, um für deine Kinder die Erziehungspflichten ungetheilter betreiben zu können, wie wird dein Gatte, der so früh dich verlies und den du so lange überlebtest, dir noch freudiger, als am Tage, da du ihm auf Erden die Hand der Liebe gabst, entgegeneilen, wenn du ihm die Kleinen als Erwachsene und Ausgebildete wiedergibst, deren Anblick ihm sterbend das Herz zerris! Wer solche Vorstellungen oft hat, der lässet sich die Zeit der Trennung von seinen Todten nicht zu lang werden, sondern ist sogar zufriden mit ihrer Länge, weil er sie für seine

Todten selbst recht wacker zu benutzen sucht. Und hieher sollen wir endlich auch bei den frühesten Trennungen kommen; in eine solche Denkart über sie soll unsere anfängliche Traurigkeit, so gros sie auch gewesen sei, endlich übergehen. Dann zeigen wir uns als Christen, wie wir uns erst als Menschen zeigten. — —

So trenne sich dann von uns, was sich trennen soll und mus! Wir erwarten Alles, was Gott will, und fügen uns hernach darein. Weinet, m. Br., weinet bei den Särgen eurer Lieben — die Natur will es so. An ihren Gräbern aber weinet nicht mehr — der Glaube will es so. Voran, nur voran gingen sie uns in ein besseres Land — wir folgen zu seiner Zeit ihnen nach dahin. Wenn dann auch unsere Erlösung sich nahet, so wird Freude über unserem Haupte sein und aller Schmerz, auch der letzte übriggebliebene Trennungsschmerz, wird weg müssen und sich in himmelreines Wonne- und Wiedervereinigungsgefühl verwandeln. Alles, alles Ueberstandene werden wir alsdann segnen — auch Tod und Trennung. Zu uns selbst werden wir sagen — auch Sterben war gut für uns; um ewiges Leben recht zu schätzen, musten wir durch Angst des Todes zu neuem Leben hindurchdringen. Zu unsern Lieben werden wir sprechen — auch Getrenntwerden war gut; um unser Beisammensein recht zu schätzen, musten wir erst jämmerlich aus einander gerissen werden; — nun, nun sind wir uns erst das ganz, was wir uns sein sollten.

XLVIII.

Wie hält ein Christ auf Ehre?

Am 17. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Joh. V. V. 44.

Wie könnet ihr gläuben, die ihr Ehre von einander nehmet?

Meine Brüder. Man sollte kaum glauben, daß es erst bewiesen werden müsse, daß ein Christ auch auf Ehre und Ansehen bei seinen Mitbürgern halten dürfe. Ohne der grossen und erlaubten Vortheile zu gedenken, welche er selbst davon hat und zu deren Aufgabe ihn seine Religion gar nicht verdammt — besteht denn nicht das eigentliche Christenthum in Gutesthun? Hat Jesus nicht selbst den Handlungen der Menschenliebe den Preis im Weltgerichte zuerkannt? — — Wann können wir nun aber wohl Andern mehr und grössere Dienste und Hülfen erzeigen, wenn wir viel Werth, oder wenn wir wenig Werth in den Augen unserer Mitbürger haben? Ists nicht wahr — wenn ein verachteter Mensch einen Unbekannten empfiehlt, so ist diesem übel gerathen und man verachtet ihn auch in voraus schon; wenn ihn aber ein Mann von Ansehen in die Gesellschaft einführt, so ist er dieser gleich auf der Stelle willkommen? Ists nicht wahr — wenn ein Mensch, der selbst öffentlichen Schimpf trägt, einen Verleumdeten vertheidigt, so verdammt diesen vollends die ganze Stadt; sobald aber der Mann von Ehre ein gutes Urtheil über ihn fällt, verstummt die Verleumdung? Ists nicht wahr — wenn neun und neunzig Menschen ohne Bedeutung schon einen jungen Verführten vergeblich zu retten gesucht haben, so rettet ihn ein Einziger, der allgemeingeschätzt ist, durch seine

Ermahnungen oft noch glücklich? — Ehre macht also auf ieden Fall noch stärker zum Gutesthun, als Geld; und darum ists dem Christen sogar Pflicht, dahin zu sehen, daß er von seinen Mitbürgern geehrt werde. — —

Wie aber? Machte nicht Jesus seinen Zeitgenossen ausdrücklich den Vorwurf, daß sie darum nicht gläubten, weil sie Ehre von einander nähmen? Heisst dis nicht ebensoviel, als daß sie darum das Christenthum nicht annähmen? Sollte man daraus nicht folgern müssen, daß das Streben nach Ehre bei Andern auch mit dem Christenthume nicht bestehe?

M. Br. Zur wahren Erläuterung dieses Vorwurfs Jesu dient iene Bemerkung, welche Johannes ganz aus sich hernach machte. „Viel Vornehme bekannten sich darum nicht öffentlich zu Jesu, damit sie nicht in den Bann gethan würden; denn sie hatten die Ehre bei Menschen mehr lieb, als die Ehre bei Gott.“ Diese Ehre bei Gott bestand darin, daß man sich über seine alten iüdischen Vorurtheile wegsetzte, der evangelischen Wahrheit Gehör und Beifall gab und ihr öffentlich huldigte. Sobald aber ein Volks- und Zeitgenosse Jesu so that, kam er um die Ehre bei Menschen, d. h. er ward von seiner Nation verstossen. So war dann freilich damals die Ehre bei Menschen mit der Ehre bei Gott unvereinbar, und so liessen sich viel übrigens nicht schlecht gesinnte Juden durch die Furcht vor dem Banne vom Christenthume zurückhalten. Mit Recht

konn-

konnte Jesus also sagen, daß sie darum nicht gläubten, weil sie Ehre von einander nähmen. Wie kann dis aber auf uns auch nur den geringsten Bezug haben? Treten wir denn aus dem Judenthume erst zum Christenthume über? Haben wir öffentlichen Schimpf davon zu befürchten, wenn wir es vor allen unsern Mitbürgern, die auch Christen sind, recht herzlich mit Jesu halten und dadurch die Ehre bei Gott suchen? Nein, nein, man wird uns vielmehr um so höher schätzen, ie mehr wir dis thun, und so ist die Ehre bei Menschen mit der Ehre bei Gott ietzt völlig vereinbar. Das Gebot, auf die Ehre bei Andern Verzicht zu thun, muste also freilich zwar den allerersten Christen gegeben werden, ward aber in der That auch nur ihnen gegeben.

Wie so ganz anders klang das Gebot über die Ehre schon, als sich die christliche Kirche wenigstens nur einigermassen schon begründet hatte und es schon stehende christliche Gemeinen gab! „Ehre, dem Ehre gebührt!“ „Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor!“ „Was ehrbar ist, was lieblich und wohl lautet, ist irgend ein Lob, dem trachtet nach.“ Ach — und wie stark äuserte sich Paulus selbst über sein eigenes Halten auf Ehre! „Es wäre mir lieber, ich stürbe, als daß mir Jemand meinen Ruhm zu nichte machen sollte.“

Wenn man nun schon als Christ auf Ehre bei Andern halten durfte, sobald nur erst wirkliche christliche Gemeinen da waren und man sich also aus dem

kirchlichen Banne nichts mehr zu machen nöthig hatte: wie vielmehr iezt, da auch keine Furcht vor dem bürgerlichen Banne mehr Statt findet, sondern die christliche Kirche längst eine herrschende geworden und durch die Staatsverfassungen selbst in ihrer einegenen Ehre bei der Welt bestätigt ist!

Und — lasset uns doch nur Jesum selbst auf dieser Seite tiefer durchblicken! Warum sprach er denn zu seinen Feinden, als er erklärte, daß er nicht seine Ehre suche, zu gleicher Zeit auch — ihr unehret mich...? Spricht auch wohl ein Mann so, dem es im Ernst Einerlei ist, er stehe bei seinen Mitbürgern in Ansehen, oder nicht? Warum nahm er denn sogar öffentliche Ehrenbezeigungen des Volks an? Warum erwiederte er denen, welche ihm dis verargten — die Steine müsten schreien, wenn diese schweigen würden —? Ja, warum erklärte er sich selbst für den verheissenen Messias? Darum, weil es ihm nicht Einerlei sein durfte, ob er bei seiner Nation in Ansehen stehe, oder nicht, sondern weil ihm vielmehr Alles daran gelegen sein muste, im grössesten Ansehen bei ihr zu stehen — — um von ihr angehört zu werden und ihre vorhabende Rettung noch, wo möglich, bewirken zu können. — Ist dis nicht derselbe Grund, aus welchem wir insgesamt, wie wir gleich anfangs hörten, auf Ehre bei Andern halten sollen, weil Ehre stärker zum Gutsthun macht?

Allerdings aber mus der Christ auch nur auf die rechte Art auf Ehre halten und dabei Maas und Ziel beob-

beobachten. Darum lasset uns nun lieber die Frage aufwerfen —

Wie hält ein Christ auf Ehre?

M. Br. Ohne Vorzüge ist keine Werthschäzzung denkbar. Wo geehrt werden soll, da mus etwas Besonderes, und zwar etwas Grosses, Gutes und Wünschenswerthes, oder doch für gros, gut und wünschenswerth Gehaltenes, sein. Folglich ist es die ärgste Thorheit, welche sich denken lässet, wenn Jemand gewisser wirklicher oder vermeinter Vorzüge wegen geehrt sein will, die er — nicht einmahl hat. Wie kann er sich denn vorstellen, daß ein einziger vernünftiger Mensch sie ihm aufs Wort glauben werde, wenn er sie nicht an ihm erblickt? Wie weit iedoch hierin sogar eine eitle Einbildung irre führen könne, lehrt die tägliche Erfarung. Nicht nur Leute gibt es, die in den gewöhnlichsten Geschäften des Lebens einen Fehler über den andern begehen, und die dennoch für so klug sich halten, daß sie es übel nehmen, wenn sie nicht bei Entwerfung der wichtigsten Plane zu Rathe gezogen werden; — nicht nur Männer mit den mittelmässigsten Kentnissen und von der oberflächlichsten Wissenschaftlichkeit gibt es, die es verdriesst, wenn sie nicht unter die Gelehrten vom ersten Range gezählt werden; — sondern auch Mädchen gibt es, denen es ihr eigener Spiegel sagt, daß sie beinahe häslich sind, und die dennoch für Schönheiten gelten wollen. Alle dergleichen thörichte Einbildungen schaden freilich der Gesellschaft weniger, als sie den, welcher sie begeht, lächerlich machen; es gibt aber auch Menschen, die sich das

An-

Ansehen geben, als hätten sie Vorzüge, von welchen sie doch selbst wissen, daß sie sie nicht haben, um Leute, welche nicht weit und tief genug sehen können, dadurch zu täuschen. Wie Mancher stellt sich sehr reich und macht blendenden Aufwand, um desto grösseren Kredit zu finden, und seine Gläubiger sehen sich am Ende Alle betrogen! Wie Mancher gibt sich das Ansehen, als gelte er bei seinem Fürsten Alles in Allem, um nur von den ersten Familien fleissig bewirthet und von Versorgungslustigen ansehnlich beschenkt zu werden! Wie Mancher schmückt sich mit fremden Federn und masst sich die Verdienste der Todten an, um den Lohn dafür zu erndten, vor dessen Reife sie aus der Welt gehen musten! — Dis Alles schickt sich für den Christen nicht. Der Christ, der ein kluger und guter Mensch sein soll, mus vor allen Dingen die Vorzüge wirklich haben, die ihm zur Ehre bei Andern gereichen sollen. Er mus sie sich nicht blos einbilden, noch weniger gar wider seine eigene Ueberzeugung erheucheln.

Es ist aber nicht genug, daß wir Vorzüge, derentwegen wir von Andern geehrt sein wollen — es mögen nun wirkliche oder vermeinte, wesentliche oder unwesentliche sein — in der That besitzen; es entsteht nun auch die Frage, ob wir sie uns selbst verschafft haben, oder nicht.... Der grosse Hause macht bei seinen Ehrungen freilich diesen Unterschied nicht; wem ist aber auch wohl an seiner Ehrung gelegen? Diese ist nicht nur in ihrer Dauer höchstunzuverlässig, sondern hat auch an sich selbst keinen Werth. Der vernünftigere Theil unserer Mitbürger hingegen

denkt

denkt anders, und wir müssen uns schämen, für Dinge Hochachtung gegen uns zu begehren, die uns blos gegeben wurden. Was haben wir denn weiter dazu beigetragen, daß wir sie haben, als — daß wir sie nahmen? Kann der Zufall uns zum Verdienste werden? Wenn derselbe Zufall sie nun Denen gab, welche uns dafür iezt ehren sollen, so müsten wir ia Diese nun dafür ehren — welch ein kindisches Possenspiel wäre also die ganze Ehrung! Nein, wir müssen darthun können, daß wir durch unsere eigene Mühe und Anstrengung sie uns erworben haben; das hätten dann freilich Andere auch thun können, und so gereichen uns erst unsere Vorzüge zum eigentlichen Vorzuge vor ihnen. — Was meinet ihr also zu dem vornehmen Manne da, welcher begehrt, daß ihm, sobald er kommt, alle Leute Platz machen sollen, und der doch seinen vornehmen Stand einzig und allein seiner Geburt und ihren bis iezt noch bei uns geltenden Rechten zu danken hat? Nicht wahr, wenn seine Mutter auf der Reise in einem Hirtenhause niderkam, wo die Wäkerin eben auch von einem Sohne entbunden worden war, und man hätte aus Versehen die Knäblein verwechselt, so wäre der vornehme Herr iezt Pferdewäker, und der iezige Pferdewäker der vornehme Herr. . . Was meinet ihr zu dem Reichen hier, der durch ein blindes Glück das grosse Loos von hunderttausend Gulden erhielt und seit der Zeit von Jedermann tiefe Verbeugungen erwartet? Unmittelbar vor seiner Numer ward die Numer eines Taglöhners gezogen, der blos seinen Einsaz wiedererhielt; um einen Grif später hätte also dieser Taglöh-

ner

ner iezt dasselbe Recht, zu erwarten, daß ieder sich tief vor ihm verbeugte. . . Was meinet ihr zu dem Riesen dort, der über Tausende körperlich wegsieht und deshalb auch ebenso für ihren Gebieter von ihnen erkannt sein will? Hätte die Natur in ihrer geheimen Werkstäte bei seinem Körperbau dieselbe Anlage gemacht, welche sie zu dem neben ihm stehenden Zwerge machte, so wäre er iezt Zwerg, wie dieser. . . Was meinet ihr zu iener eingebildeten Schönen, die öffentlich, wie eine Göttin, angebetet sein will? Sie hat eine häsliche Schwester, die in ihrer Kindheit so schön war, wie sie. Hätten die Blattern sie so zernarbt, wie diese — traun, das Götzenbild fände nun auch nicht einen Verehrer. . . Weg mit allen dergleichen solchen zufälligen Vorzügen, wenn die Rede davon ist, daß ein Christ geehrt zu werden verlange! Der Christ ist durch seine Religion auf eigene Thätigkeit verwiesen; sogar sein ewiges Heil soll er sich selbst erwerben. Fallen ihm also äuserliche Vorzüge zu, so preise er zwar sein Schicksal dafür, aber er begehre nicht, daß seine Mitbürger ihn deshalb preisen sollen. Was ihm Ehre bringen soll, das mus er wirklich haben, es mus sein sein; ganz sein ist es aber dann erst, wenn er sich durch redliche Anwendung seiner Kräfte selbst in den Besitz desselben versezte. Wollte er sagen, daß es doch ein Verdienst für ihn sei, Vorzüge, die ihm der Zufall schenkte, wohl zu bewahren und für sich fortdaurend zu machen, so käme dis ebenso heraus, als wenn er dafür geehrt sein wollte, daß er blos nicht schlecht, und noch dazu nicht

schlecht gegen sich selbst, handle. Wie? seine Mitbürger sollten ihn darum zum Gegenstande ihrer Hochachtung machen müssen, weil er das, was ihm blos von oben herab gegeben ward und was sie insgesamt ebensogern angenommen hätten, wenns ihnen von oben herab nur gegeben worden wäre, nicht misbraucht, nicht geringschätzt, nicht von sich wirft, nicht mit Füssen tritt?

Doch gesetzt, wir hätten uns Vorzüge, derentwegen wir geehrt sein wollen, und die wir in der That besitzen, auch wirklich selbst erworben, so kommt nun endlich noch Alles darauf an, ob es auch solche sind, die wahren Werth haben. Die grösseste auf ihre Erlangung angewendete Mühe kann uns sonst bei Klugen wenig Achtung verschaffen, sondern mus uns ihnen wohl gar unter Umständen verächtlich machen. Wir sind vernünftige und zur Sittlichkeit bestimmte Wesen, und leben als Solche in Gesellschaft. Alles Besondere und Vorzügliche an uns mus also von der Art sein, daß es Vervolkommnung unseres Geistes und Herzens sei und unsern Nebenmenschen wahrhaftig nütze; sonst ist es kaum nennenswerth. Welche Posse treibt doch iener Mensch dadurch, daß er allgemeine Hochachtung blos dafür zu verdienen und fordern zu können glaubt, weil er sich am besten zu tragen und am geschmackvollesten zu kleiden weis — oder iener, weil er bei Anordnung ieder öffentlichen Lustbarkeit zuerst zu Rathe gezogen zu werden pflegt — oder iener, weil er am leichtesten tanzt, am waghalsigsten springt, am unglaublichsten aus der Tasche spielt u. s. w.! Werden

diese

diese Alle auch nur im geringsten dadurch würdigere Menschen im eigentlichen Verstande? Und ebenso — wenn wir uns auch zu vielem Gelde, zu vornehmen Stande und zu grosser Gewalt selbst heraufgearbeitet haben, wie können wir Ehrerbietung von Andern dafür fordern, wenn wir nicht unser Geld, unser Ansehen und unsere Gewalt zum gemeinen Nutzen verwenden? Edle Ausbildung unseres Geistes und Herzens — sehet hier den einzigwahren Weg zur Ehre bei Menschen, wie zur Ehre bei Gott! Diese ist dann auch zugleich unser eigenes Werk; denn alle Menschen kommen mit Geistes- und Herzensanlagen zur Welt, der Anbau derselben aber ist Sache iedes Menschen selbst. — Ein Reichthum an nützlichen Kentnissen legt also allein den Grund zu aller Ehrwürdigkeit. Hierzu gehört iede Kentnis, welche uns wahrhaftigweiser macht und das wahre gesellschaftliche Wohl zu befördern vermögend ist. Schön also, daß man auf solche Weise in iedem Stande zu Ehren gelangen kann! Nicht blos der Gelehrte verdient Achtung, der sich mit tiefsinnigen, aber oft unfruchtbaren, oder doch nur mittelbar nützenden Wissenschaften schmückt; auch der Geschäftsmann verdient sie, der sich blos auf sein Amt, auf seinen Dienst, auf seinen Handel, auf sein Gewerbe, die alle unmittelbar nützen, versteht. Nicht blos der Künstler darf auf Werthschätzung rechnen, weil seine Arbeit zusammengesetztere Kentnisse erfordert; auch der Handwerker darf es, wenn seine Arbeit auch noch so einfach ist. Nicht blos der Staatsmann, der die öffentlichen Gesetze verwalten lernte, ist ehrenwerth;

auch

auch der Landmann ist es, der seine kleine Oekonomie verwalten gelernt hat. Die Sache ist nur diese, daß Jeder nicht blos oberflächlich wisse, was er weis, und sich nicht an Alltagskentnissen in seiner Art genügen lasse. Auf den Grund müssen unsere Einsichten gehen; auszeichnen müssen sich unsere Kentnisse; Meister mus Jeder in seiner Art zu werden suchen. O dann, dann ist der Grund zur Ehre in iedem Stande gelegt. Wie es aber nur nützliche Kentnisse sind, die den Grund zur Ehre legen, so sind es auch nur gute Gesinnungen, die ihn befestigen. Das Herz mus mit dem Kopfe gleiche Fortschritte in der Ausbildung machen; sonst ist auch der klügste Mensch nur ein halb ausgebildeter Mensch. Man bedauert es alsdann, wenn man schlechtdenkende Gelehrte und Denker siehet, daß sie blos in den Wissenschaften richtig denken und daß sie dem Nutzen der Aufklärung durch sich selbst widersprechen; man lässet ihren Kentnissen Gerechtigkeit widerfaren und zuckt über ihren Karakter die Achseln. Man fürchtet den Klugen mehr, als daß man ihn wahrhaftig schätzen sollte, wenn er nicht gut ist. Man erwartet von Keinem, der das Seinige, es sei in welchem Stande es wolle, auch noch so vollkommen gelernt hat, für die Gesellschaft Viel, sobald er im Rufe der Immoralität, oder auch nur im Rufe der Untheilnehmung, steht. Innigdurchdrungen müssen wir auch von der Heiligkeit unserer Pflichten sein und dis durch unsern ganzen Wandel bezeugen. So richtig und geläutert unsere Einsichten sind, so richtig und fein mus auch unser moralisches Gefühl sein. Wir müssen iede frem-

de Handlung, wie unsere eigenen, nicht nur zu würdigen verstehen, sondern auch mit Aufrichtigkeit und Redlichkeit iederzeit zu würdigen geneigt sein. Ein durch sittliche Grundsätze gebildeter Geschmack mus uns bei der Wahl aller unserer Freudengenüsse leiten, und — Menschenfreundlichkeit mus die Regirung über alle unsere Neigungen führen. Ist so unser Herz, wie unser Kopf, ausgebildet, wie könnten wir unthätig für die Gesellschaft sein? Wir werden bei ieder Gelegenheit vielmehr mit unsern Kentnissen zu wirken und Gutes zu stiften suchen. Und dis, dis macht unsere Ehrwürdigkeit bei unsern Mitbürgern vollkommen. Gemeinnützigkeit ist die öffentliche Losung zu allgemeiner Hochachtung, vor der auch Feinde sogar verstummen müssen. Wer in Ehren leben will, der lebe für sie. Kann er dann auch nach erhaltenem groben Undank noch in ihr fortfaren, so wird man ihn gar bewundern. Und kann er für seine gemeinnüzzige Thätigkeit sogar auch grosmüthig leiden, so hat er den erhabensten aller Vorzüge und setzt sich durch ihn selbst die Krone der Herrlichkeit auf. . . Wie könnte nun wohl ein Christ von Andern Ehre nehmen wollen, als so? Ist er nicht ausdrüklich zur Weisheit und Tugend, zum Gutesthun und zum Leidenkönnen für das Gute berufen? Er halte also zwar allerdings auf Ehre, aber er halte so auf sie, daß er sie blos in solchen Vorzügen setze, die er wirklich besitzt, die er sich selbst erworben hat und die wahren Werth haben, d. h., die Vervollkommnung seiner höheren Natur, seines Geistes und Herzens

sind,

sind, und die die menschliche Gesellschaft in hohem Grade segnen. — —

Wir wissen nun, warum wir nur geehrt zu werden verlangen sollen; lasset uns auch untersuchen, wie wir dafür nur geehrt zu werden begehren müssen. Es ist natürlich, daß die gute Meinung, welche Andere von uns haben, sich äusern werde, sobald Gelegenheit dazu da ist; äuserte sie sich in diesem Falle wirklich nicht, so können wir mit Gewisheit daraus schliessen, daß sie gar nicht da sei. Wie wäre es also möglich, daß wir als Christen gleichgültig dabei sein könnten, ob wir auch äuserliche Ehrenbezeugungen erhalten, oder nicht? Hierdurch nehmen wir ia erst im eigentlichen Verstande Ehre von Andern, oder werden erst wirklich überzeugt, daß sie uns ehren. M. Br., hier kommen wir auf einen Gegenstand, der in der bürgerlichen Gesellschaft von ieher viel Hader erweckte und oft Gelegenheit dazu gab, daß Leute, die ihre Ehrwürdigkeit durchsetzen wollten, lächerlich wurden. Ein Beispiel hiervon, welches uns zugleich überzeugt, daß es vor Jahrtausenden im gesellschaftlichen Leben herging, wie ietzt, liefert uns das heutige Evangelium, worin bei einem grossen Schmause, welchem Jesus beiwohnte, die Gäste erwählten, obenan zu sitzen, d. h. sich bei Tische um den Rang stritten. Ob nun Jesus gleich dis misbilligte — denn was soll aus der bürgerlichen Gesellschaft werden, wenn der Geist der Rangsucht auch sogar die freundschaftlichen Zusammenkünfte und Freudengenüsse stört? — so meinte er doch, daß derienige, zu wel-

chem der Wirth selbst spräche, Freund, rücke hinauf, dadurch Ehre hätte vor denen, die mit ihm zu Tische sässen. Eigentlich war er also des Sinnes, daß man sich nach solchen Ehrenbezeugungen nur nicht drängen und sie an sich reissen solle, nicht aber, daß man sie nicht annehmen dürfe, wenn sie geboten würden, oder daß auf diesen Fall gar nichts in ihnen liege. Und so müssen wir auch seinen Rath, sich untenan zu setzen, nur so verstehen, daß man sich setze, wie man zukommt; denn, wenn sich ein Mann, der in einer grossen Gesellschaft wirklich der Erste ist, absichtlich auf den untersten Platz setzen wollte, so suchte er ia mit seiner Bescheidenheit nur ebenso aufzufallen, als der Letzte in der Gesellschaft durch seine Unbescheidenheit auffallen würde, wenn er sich absichtlich auf den obersten Platz setzte, und es käme nicht anders heraus, als wenn er spräche — wo ich sitze, da ist allemahl der oberste Sitz. Mag er doch dis allewohl denken; er mus es wenigstens nicht sagen. Wem in einer Gesellschaft der erste Sitz gelassen wird, dem glaubt man auch das letzte Wort lassen zu müssen. Allerdings scheint auch hierin etwas zu liegen, und wenn es auf so eine Art geschieht, daß es dem Uebrigen ein wirklicher Ernst damit ist, so gestehen sie einem solchen Einzigen dadurch das Entscheidungsrecht zu, das sich nur auf sein Ansehen bei ihnen gründen kann; welcher wahrhaftiggesellschaftliche Mann wird aber wohl iedes neue Gespräch in so einem Tone anfangen, daß man hört, er nehme das Behalten des letzten Worts gleich für ausgemacht

an? Und — so dürfte es dann wohl in Ansehung aller solchen Ehrenbezeugungen, die blos durch Konvention oder hergebrachte stille Uebereinkunft im bürgerlichen Leben Statt finden, die beste Verhaltungsregel für uns sein, daß wir sie, wenn sie uns in Gemäsheit dieses Herkommens geleistet werden, zwar annehmen mögen, zu ihrer Leistung aber unsere Mitbürger auf keine Weise, auch auf die versteckteste nicht, auffordern. Sind wir wahrhaftig ehrwürdig, so wird man sie uns ohnehin kaum versagen; versagte man sie uns aber dennoch, so verlöhren wir dadurch ebensowenig an unserem Werthe, als wir dadurch an Werth gewinnen würden, wenn man sie uns unverdienter Weise leistete. Tief aber unter solchen Ehrenbezeugungen, welche durch hergebrachte bürgerliche Uebereinkunft Statt finden, stehen iene willkürlichen, welche kriechende Schmeichler selbst erfinden. Wer mag die Menge derselben vom Lobe ins Gesicht an bis zum Besingen in Liedern und Oden hinter dem Rücken überzählen? Sie zu verachten erfordert sogar schon die Klugheit; denn die, welche sie leisten, wollen blos dafür bezahlt sein, und leisten sie deshalb Jedem, von dem sie Bezahlung dafür hoffen können. Die Unwürdigsten unter den Reichen, Vornehmen, Gewalthabenden und Grossen sind fast immer die Ersten, an die sie sich damit wenden. Wer wollte, sobald er sich seiner Vorzüge an Geist und Herz bewust ist, mit diesen gern in einer Reihe stehen? Der einzige Ausnahmefall wäre der, wenn man durch Nichtannehmung solcher Ehrenbezeugungen grosses vorhabendes Gutes zu bewirken verhindert würde. — Nun,

so wäre es ia widerrufen, was vorhin behauptet ward, daß wir als Christen nicht gleichgültig dabei sein könnten, ob wir äuserliche Ehrenbezeugungen erhielten, oder nicht? O m. Br., gibt es denn gar keine andere Ehrenbezeugungen, als die, welche die Pharisäer sich geben liessen, die nicht nur bei weltlichen, sondern auch bei heiligen Zusammenkünften die ersten Sizze, und auf den Strassen, wenn sie andern begegneten, die ersten Grüsse verlangten? Alles, alles, wodurch sich die herzlichste Liebe und das herzlichste Zutrauen unserer Mitbürger gegen uns, ganz einfach zwar, aber unverkennbar, ausdrücken, ist auch Ehrenbezeugung für uns. Solche, nur solche will ich haben, spricht der Christ; denn diese ist nicht blos bürgerliche Uebereinkunft und geselschaftliches Herkommen; noch weniger theile ich sie mit Nichtswürdigen, die blos äuserliche Vorzüge besitzen, welche ihnen aus einer Art von beschimpfenden Freigebigkeit das Schicksal gab. Wenn die Edelsten unter meinen Mitbürgern meinen vertrauteren Umgang suchen und mich Freund und Bruder nennen, wenn sie mir eine unverhofte Freude gern machen und dabei an Freudigkeit noch mich übertreffen, wenn sie mir mit iedem Dienste, den ich mir von ihnen wünschen möchte, zuvorkommen, wenn sie wetteifern, mich in meinem Misgeschick zu erheitern und zu trösten und dabei offenbar noch mehr leiden, als ich — — dann finde ich mich hoch geehrt. Wenn man mich in wichtigen Angelegenheiten treuherzig um Rath frägt, mir ohne alles Bedenken die grössesten Geheimnisse anvertraut, meine Ermahnungen und Warnungen wie

Stim-

Stimmen von Himmel befolgt, mich um die wesentlichste Hülfe, die ich leisten kann, mit so einer Zuversicht anspricht, daß mein Wille dazu, sobald ich die Noth nur weis, als völlig ausgemacht vorausgesetzt wird — — dann, dann finde ich mich noch höher und so hoch geehrt, daß ich auf Alles, was die Welt äuserliche Ehrenbezeigung nennt, mit Verachtung hinblicke. Nur in Geistes- und Herzensvorzügen suche ich meine Ehre, und so sind unzubezweifelnde Liebe und unbegrenztes Zutrauen zu mir, als die einziguntrüglichen Anerkennungen derselben, auch die eigentliche Ehre, die ich von Andern nehmen kann. — —

Auf dieselbe Weise, wie der Christ Ehre nimmt, gibt er auch Ehre. Nimmermehr wird er sich zwar dazu hergeben, Menschen zu schätzen, oder sie in ihrer Meinung zu bestärken, als wenn er sie schätzte, welche keine Vorzüge von wahrem Werthe aufzeigen können; wie sollte er aber in der Gesellschaft leben und den Wetteifer übersehen können, welcher unter seinen Mitbürgern nach dergleichen Statt findet? Ein guter Kopf erkennt vielmehr den andern am ersten, und ein edles Herz entdeckt das andere am ersten. So betrachtet er kluge und gute Menschen um sich her nicht als seine Nebenbuhler, sondern als Mitbeförderer des allgemeinen Besten; er freuet sich, wenn er recht Viele dergleichen erblickt, und wünscht, daß alle Menschen dazu sich vereigenschaften möchten. Auch für die besondere Art seiner Kentnisse, welche er vorzüglich besitzt, ist er nicht voreingenommen, so, daß etwa derjenige nur das

erste Recht auf seine Achtung hätte, welcher dasselbe versteht, was er versteht, und eben solch Gutes stiftet, wie er stiftet; sondern Jeder ist ihm ehrwürdig, der das Seinige rechtschaffen gelernt hat und damit gemeinnützig ist. Alle, die er als Solche befindet, hält er für Seinesgleichen und für seine eigentlichen Nebenmenschen, weil die Ausbildung der Menschheit erst den Menschen ausmacht. Und — wie sollte er, wenn er sich auch eines noch so hohen Grades seiner wahren Vorzüge bewust wäre, es nicht auf der Stelle glaublich finden, daß es Menschen geben werde, die sie in noch höherem Grade besitzen und ihn also noch übertreffen? Er sieht ia selbst ein, daß er noch weiter kommen könne; nnn, so können ia Andere schon so weit sein, als er erst noch zu kommen hat. Er arbeitet ia selbst noch an weiterer Ausbildung seines Geistes und Herzens; so können Andere schon diese Ausbildung an sich weiter gebracht haben, als er. Fände er also dergleichen auch wirklich nicht, so würde er sie doch vermuthen und ahnden. Er findet sie aber gewis, und dann zeigt er sich erst von seiner schönsten Seite. Er tritt selbst an die Spitze des Reihens derer, welche den Mann, der Mehr ist, als er, schon ehren, führt sie zu seiner wahren Verehrung erst recht an und wird selbst sein erster Verehrer. Müste er denn nicht auch so thun, wenn er auch nur ein blos kluger Mann sein wollte? Um die grössesten Verdienste nach Würden schätzen zu können, mus man selbst grosse Verdienste haben; ehrt er sich also nicht selbst damit, wenn er Jenem den Vorzug vor sich lässet? Unstreitig gehören

sol-

solche Auftritte, wenn ein selbstgrosser Mann einem noch grösseren seine Achtung bezeigt, zu den liebenswürdigsten des bürgerlichen Lebens, und es ist äuserst angenehm, Zeuge davon zu werden. Die wechselseitige Ehrerbietung, welche sie einander widmen, der Drang des Erstern, dem Letztern das Gefühl seines höheren Werths auszudrücken, die Bemühung des Letztern, die Annahme dieser Ausdrücke von sich abzulehnen — dis Alles zeigt uns die Menschheit in so einnehmenden Gestalten, daß wir uns nicht satt daran sehen mögen. Die evangelische Geschichte bietet uns einen solchen Anblick an Johannes, dem Täufer, und an Jesu dar. Jesus kam zu Johanues und wollte von ihm getauft sein. Der grosse Johannes wehrete dem grösseren Jesus unter den huldigendsten Ausdrücken — „Ich bedarf von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir?“ Der grössere Jesus erwiederte dem grossen Johannes — las ietzt also sein; nur auf solche Weise kommen wir zu unserem gemeinschaftlichen Zweck und können das grosse Gute stiften, das wir stiften wollen, das du anfangen musteſt und ich vollenden soll. Da lies der grosse Johannes den grösseren Jesus zu seiner Taufe zu. Ebenso liebenswürdig waren die Urtheile, welche Beide hinter dem Rücken von einander fällten. Vom grossen Johannes sprach Jesus öffentlich — „ich sage euch, er ist noch Mehr, als Prophet — ich sage euch, unter Allen, die von Weibern geboren sind, ist Keiner aufkommen, der grösser sei, als er.“ Vom grösseren Jesus sprach Johannes ebenso öffentlich — „Siehe, das ist der, der die Welt

entsündigen soll; ich taufe nur mit Wasser, er aber wird mit Weisheit und Tugend taufen; dis macht ihn zu so viel Mehr, als ich bin, daß ich kaum werth bin, mich vor ihm zu bücken und ihm die Schuhe auszuziehen." Ueber alles schön aber klang die Sprache, welche der grosse Johannes gegen seine Jünger selbst über den grösseren Jesus noch zuletzt führte, als diese ihm die ihrer Meinung nach ihm unangenehme Nachricht von dem allgemeinen Anhange brachten, den Jesus bekam. „Wisset ihr nicht noch, wie ich euch gleich anfangs sagte, ich sei nicht Christus, sondern nur sein Herold? Ich bin nicht der Bräutigam selbst, sondern nur des Bräutigams Freund; ich stehe blos da, um zu hören, wie er sich freuet und freue mich hoch über seine Freude. Alle meine Wünsche sind nun erfüllt. Ich will gern abnehmen und meine Zuhörer verliehren, wenn er nur wächset und wenn nur Alles zu ihm läuft; denn er hat grössere Religionserkentnis, als ich und als Alle." In der That, wer als Christ dabei, daß er auf die rechte Art auf Ehre halte, auch das letzte thun will, wer lernen will, wie er sich als ein selbst verdienstvoller Mann gegen einen noch verdienstvolleren zu benehmen habe, der gehe zu dem grossen Johannes in die Schule! — — Alles nun ietzt darüber gesagte, daß der Christ, wie er Ehre nimmt, auch Ehre geben müsse, nennt man mit einem Worte christliche Bescheidenheit. Wo diese nicht Statt findet, da geht die Ehrwürdigkeit verloren; wo sie aber angetroffen wird, da ersteigt diese den höchsten Grad; denn — Bescheidenheit

bei grossen Verdiensten gibt das höchste Verdienst. Nie wird also der Christ Mehr von sich halten, als sichs gebühret zu halten; nie wird er auch ermangeln, iedem Andern die Ehre zu geben, die diesem gebühret. Er wird im gemeinen Leben sich seinen Mitbürgern nicht zum ersten Muster, Rathgeber und Führer aufdringen; er wird in Gesellschaften nicht immer den Ton angeben, nicht immer obenauf schwimmen, nicht frei von allen Widersprüchen sein wollen. Er wird bei ieder Gelegenheit höflich, gefällig, zuvorkommend sein u. s. w. Dann, dann wird Jeder ihn auch lieben, wie ihn Jeder ehrt. —

So hält ein Christ auf Ehre; und die Sache so gestellt, hätte es wohl nie erst noch eine Frage werden können, ob er auf Ehre halten dürfe. Vielmehr wäre zu wünschen, daß ein solches Ehrgefühl und ein solches Ehrestreben durch alle Stände dränge und allgemeiner Gesellschaftsgeist würde — o wie wohl würde sich die Gesellschaft selbst dabei befinden! Wenn Jeder auf wirkliche Vorzüge hielte — wenn Jeder nützliche Kentnisse in beträchtlichem Grade sammlete — wenn Jeder sich zu wahrhaftigedlen Gesinnungen stimmte — wenn Jeder dann mit Kopf und Herz zugleich für das allgemeine Wohl arbeitete, und so Alle wetteiferten, Ehre von einander zu nehmen, wahre Ehrenbezeugungen zu erhalten und wahre Ehrenbezeugungen zu leisten — dann, dann wäre der Welt geholfen. Warlich, eine solche Mitbürgerschaft, und wenn sie nur aus hundert Personen bestände, wäre eine Gemeine von Auserwählten, Heiligen und Geliebten Gottes,

wäre

wäre das heilige Volk, das da verkündigte die Tugend dessen, der es berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte, wäre die Stadt des lebendigen Gottes, das himmlische Jerusalem und das blühende sichtbare Reich Gottes auf Erden. — O komm doch, du heiliger Geist, du Geist der wahren Ehre, und gies dich reichlich über uns Alle aus! Gib uns volle Kraft zum Guten aller Art und segne uns dafür mit reichlichen Genüssen aller Art! Es ist ia so schön, von seinen Zeitgenossen geschätzt zu sein — es ist so schön, bei der Nachwelt noch in Segen zu bleiben. Ja, ia, m. Br., Alles, was ehrbar ist und was wohl lautet, ist irgend eine Tugend, ist irgend ein Lob, dem trachtet emsig nach! Wer sich auf die rechte Art selbst erhöhet, wer wahre Verdienste einsammlet und in hohem Grade gemeinnützig lebt, der kann unmöglich ernidrigt werden; und wer bei dem lebhaftesten Bewustsein seines grossen Werths und seiner hohen Gemeinnützigkeit noch Bescheidenheit ausübt, der erhöhet sich selbst noch mehr dadurch.

XLIX. Wo-

XLIX.

Wodurch sichern wir uns am besten vor Verführung?

Am 18. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Matth. XVIII. V. 7.

Wehe der Welt der Aergernis halben!

Meine Brüder. Noch auf den heutigen Tag ists eine Wahrheit aller Wahrheiten — wehe der Welt der Aergernisse wegen! Die Verführung wütet recht in der menschlichen Gesellschaft. Wenig Menschen werden durch sich selbst schlecht; die Mehresten werden's durch Andere. Einer verführt immer den Andern und pflanzt so sein Laster fort. Mancher verführt ganze Haufen, Tausende auf einmahl.

Es gibt eine Redeverführung und eine Thatverführung. Die Redeverführung besteht im wörtlichen Unterrichte über das Böse, der bald mündlich, bald schriftlich, gegeben wird. Man erzählt da das Böse, beschreibt die Vollbringung desselben und reißt durch Beweggründe dazu. Das letztere geschieht vorzüglich durch Vorspiegelungen und Versinnlichungen des äuserlichen Nutzens, den das Böse abwirft, oder des sinnlichen Vergnügens, welches mit seiner Ausübung verknüpft ist — durch sophistische und täuschende Erweisung, daß es erlaubt sei — durch Spott über die finstern Moralisten, über die misanthropischen Grillenfänger, über die Freudehasser, Freudeverleider und Murrköpfe, welche dagegen eifern — durch Darreichung scheinbarer Entschuldigungsgründe — durch Anleitung, wie man die verbietenden Gesetze hintergehen könne, u. s. w. Je mehr da der Verführer die

Spra-

Sprache, die Beredsamkeit und die Schönrednerei in seiner Gewalt hat, desto mehr gelingt es ihm.

Die Thatverführung geschieht durch wirkliche Ausübung des Bösen selbst in Gegenwart Anderer, durch eigenes Vormachen und durch gegebenes Beispiel. Diese wirkt, ohne daß ein Wort dazu gesprochen werde, noch weit stärker, als der weitläuftigste wörtliche Unterricht über das Böse; und so ist der stummste Verführer oft weit gefährlicher, als der überlauteste. Diese Erscheinung in der sittlichen Welt hat folgende Bewandnis. Ein böses Beispiel macht das Böse anschaulich, und dis ist Unendlichmehr, als die künstlichste Versinnlichung desselben durch blosse Erzählung. Man sieht dabei gleich die böse Handlung von Anfang bis zu Ende, und sieht sie mit allen ihren Kunst- und Handgriffen, die sich oft gar nicht beschreiben lassen. Der böse Beispielgeber ist obendrein dabei noch selbstzufriden, vergnügt, lustig; er scheint glücklich und erregt dadurch den Wunsch auf das höchste, ebenso glücklich zu werden, wie er; und, was das schlimmste ist, er überrascht mit seiner Verführung, weil er sich gar nicht das Ansehen gibt, als wollte er verführen, sondern nur in Gegenwart Anderer so ohne Zwang zu handeln scheint, als wenn er allein wäre und blos vor sich und für sich handelte.

Suchen wir den allgemeinen Grund, worauf überhaupt die Kraft aller und ieder Verführung beruhet, so finden wir ihn in der menschlichen Natur selbst. Er ist der Trieb, sich führen zu lassen,

sen, der uns anfangs das natürlichste Bedürfnis ist. Nicht nur im körperlichen Verstande ist er dis — wer kann gleich gehen, ohne sich erst führen zu lassen? — sondern auch im geistigen ist er es. Wir wissen von uns selbst nichts, sondern lernen Alles erst durch Unterricht und müssen Alles erst Andern absehen und abhören. So erwachsen wir auf allen Seiten am Gängelbande. Wenn wir längst schon allein gehen können, so dauert das Gängelband unseres Kopfes und Herzens noch fort. Es dauert unsere ganzen Kinderjahre und einen grossen Theil unserer höheren Jugend noch hindurch; denn der Geist lernt weit schwerer allein gehen, als der Körper. Wie uns nun unsere Kinderwärterin geleitet und gegängelt habe, davon wissen wir nichts mehr; unsere deutlicheren Vorstellungen aus der Vorzeit des Lebens gehen erst mit den Jahren an, wo wir schon allein gingen, folglich haben wir uns daran gewöhnt, körperlich allein zu gehen. Mit dem Gängelbande unseres Geistes aber ist es der entgegengesetzte Fall. Dis hebt in den Jahren deutlicher Vorstellungen erst recht an für uns und — so gewöhnen wir uns daran, uns geistig von Andern führen zu lassen. Wir sehen ja offenbar, daß wir unsern Führern dieser Art, unsern Lehrern, Alles zu danken haben, und so sind uns Lehrer willkommen, wo wir sie nur finden. Je mehr nun Jemand, der sich zu unserem Lehrer aufwirft, unsere Liebe und unser Zutrauen, es sei, wodurch es wolle, erlangt hat, desto mehr sehen und hören wir auf ihn, desto mehr lassen wir uns von ihm führen und folgen ihm, ohne es oft selbst zu

wissen. Und — wie weit bequemer ist es nicht, Andern gleich aufs Wort zu glauben, als durch eigenes Nachdenken erst zu erforschen, was man glauben müsse; wie weit bequemer, gleich so thun, wie Andere raten oder thun, als aus sich selbst herauszugrübeln, wie man thun müsse! Ist es also wohl Wunder, wenn die Mehresten hernach in den Jahren, wo sie sich selbst führen könnten, sich ferner fortführen lassen, da sie ohnehin hernach an ihren weltlichen Geschäften genug zu thun zu haben glauben, und den stärkern Sinnengenüssen alsdann desto ununterbrochener obliegen können? Dann werden sie freilich oft verführt; aber nicht, weil sie verführt sein wollen, sondern blos, weil sie geführt sein wollen, als woran sie sich einmahl gewöhnt haben.

Dis ist die wahre Erklärung aller Kraft, Stärke, Wut und Tirannei, welche die Verführung in der menschlichen Geselschaft ausübte, so lange eine menschliche Geselschaft bestand. Eben aus dieser Erklärung aber lassen sich auch die sichersten Mittel ableiten, uns vor Verführung zu sichern. Und — wollten wir diese nicht recht genau kennen lernen — nicht recht sorgfältig anwenden, um Weisheit und Tugend, d. h. unser wahres Heil, zu retten? — —

Willst du vor Verführung sicher sein, so höre auf, dich überhaupt führen zu lassen, und führe dich selbst. Wer sich von Andern gar nicht führen lässet, der kann von ihnen auch nicht falsch geführt werden.

Tha-

Thaten wir denn nicht so in Ansehung unseres Körpers und gingen allein, sobald wir allein gehen konnten? O könnten wir uns der Freude erinnern, welche wir darüber hatten, als wir anfingen des Leitbandes nicht mehr zu bedürfen! Doch — sehet alle unsere Kleinen an; sie geben uns den sinnlichsten Begrif davon. Wie lächelt das Kind, wenn die Mutter es vor sich hin stellt, es einige Schritte auf sich zu Probe gehen lässet und dann sitzend mit ihren Armen auffängt! Wie muthig entwischt der Knabe aus der Hand, die ihn noch führen will, und lässet sich schwer wieder erhaschen! Und — in Ansehung unseres Geistes wollten wir immer und lebenslang geführt sein? In unsern Jugendjahren muste dis freilich geschehen, und wir musten uns, wie schon gesagt, länger am Geiste, als am Körper, leiten lassen; weil die Seelenkraft nur erst dann stark werden konnte, als der Leib schon einen hohen Grad von Stärke erlangt hatte. Da muste der Kopf Anderer für uns denken, und das Herz Anderer für uns wollen. Sobald doch aber unser eigener Kopf vermögend genug wird, für sich selbst zu denken, und unser eigenes Herz vermögend genug, für sich selbst zu wollen, so müssen wir auch selbst denken, selbst wollen. Wozu hätte denn sonst Jeder seinen eigenen Kopf, wozu schlüge im Busen eines Jeden ein Herz, wenn wir Beide nicht zu dem grossen Zwecke, glücklich zu werden, brauchen wollten? Mus es uns also nicht von Rechtswegen noch weit Mehr Freude sein, nun allein denken und allein wollen zu können, als es uns ehemals war, allein gehen zu können? Ja,

es gibt Erwachsene, die sich von Andern körperlich führen lassen müssen, so lange sie leben; dis sind unsere Blinden, aber — wer tauschte auch wohl mit ihnen, wer erklärt sie nicht für Unglückliche und bedauert ihr Schicksal? Unsere Krüppel müssen sich wohl gar lebenslang tragen lassen; aber — hilf Gott, welch ein Jammer ist dis! Gäben der reiche Blinde und der reiche Krüppel nicht gern ihr ganzes Vermögen dafür hin, wenn sie sehen könnten und ganz wären? Und — wir wollten uns ohne Noth für Blinde am Geiste, für Krüppel am Herzen erklären? Wir wollten die edelsten Kräfte, welche wir selbst zu unserer Beglückung besitzen, verleugnen?

Es ist ia doch in der That nichts weiter, als Trägheit, wenn wir so thun. Ja, ia, bequemer ists, nochmals gesagt, freilich, Andern nur immer nachzubeten und immer nur zu handeln, wie Andere sagen und handeln. Getrost nachgehen, wo Andere gehen, ist leichter, als sich selbst den Weg bahnen, und da, wo Tausende gehen, geht sichs am allerleichtesten; aber — werden wir auch recht gehen? Es ist hier um nichts Geringeres, als um unsere Glückseligkeit, zu thun; handeln wir klug, handeln wir ehrlich gegen uns selbst, wenn wir uns dabei Andern überlassen? Wie, wenn sie uns nun verführen — wer leidet dabei? Sind wir es nicht? Müssen wir nicht unsere Handlungen verantworten, und wir wollten uns des Rechts begeben, uns selbst zu ihnen zu bestimmen? Müssen wir nicht die Folgen unserer Handlungen büssen und tragen, und wir wollten Andere uns in sie verwickeln

wickeln lassen? Man sage nicht, die, welchen wir folgen, denken richtig und handeln richtig; — woher wisset ihr dis? So müstet ihr wenigstens ihre Gedanken und Handlungen erst genau geprüft und durch Prüfung richtig befunden haben. Wer sich aber so viel Mühe gibt, zu untersuchen, ob Andere richtig denken und thun, um so, wie sie, zu denken und zu thun, der, sollte man meinen, gäbe sich doch wohl noch eher die Mühe, lieber gleich selbst aus sich zu finden, wie er denken und thun müsse, um richtig zu denken und zu thun. Es ist also nichts gewisser, als daß man Andern, wenn man ihnen folgt, blindlings folge. Wie übel dis aber in den allermehresten Fällen ablaufe, lehrt leider die tägliche Erfarung. O wann werden wir doch Alle unsere unschätzbarsten Güter, unsere Vernunft und Willensfreiheit, recht schätzen lernen! Sie, sie gab uns der Schöpfer, daß sie uns durch das Leben sicher führen und daß wir an ihren Händen den Weg zu unserem Heile selbst einschlagen sollten. Das Unverantwortlichste bei dem Verlasse auf fremde Führung ist, wenn man gar den grossen Haufen zum Führer annimmt; und dennoch ist dis gröstentheils der Fall. Hören wir nicht auf allen Seiten die Sprache — ich stimme den Mehresten bei —? Ist nicht die gewöhnliche Antwort, wenn man fragt — warum thust du so? — Alle machens so, oder, es ist Mode —? Auf der einen Seite entschuldigt man sich damit, daß man nicht gern ein Sonderling sein wolle; auf der andern glaubt man gar im Ernst, daß man nicht sicherer gehen könne, als wenn man sich an

den grossen Haufen anfügt. Tausend, die alle Vernunft haben, schliesst man, glauben und thun so; wie könnte ich also richtiger glauben und thun, als wenn ich geradezu so glaube und thue, wie eine tausendfältige Vernunft glaubt und thut. Wäre die Sache nicht zu wichtig, welcher Mann von einiger Weltkentnis könnte sich über diesen Schlus des Lachens enthalten? Ja, wenn noch wenigstens an der Spitze dieser tausend Menschen ein Weiser von erstem Range stände, dem die übrigen neunhundert und neunundneunzig folgten! Dis ist aber der Fall gar nicht; sondern der grosse Haufe, den man zum Führer nimmt, ist selbst ganz ohne Führer. Jeder von diesen tausend Menschen folgt den übrigen neunhundert und neunundneunzig, und Keiner von Allen braucht seine eigene Vernunft dabei; statt einer tausendfältigen Vernunft ist also auch nicht einmahl eine einzige Vernunft wirksam, sondern die Worte Jesu — ein Blinder zeigt dem Andern den Weg — sind die passendste Ueberschrift des ganzen sogenannten grossen Haufens. Daher dann auch der Erfolg, daß wir, wenn wir uns vom grossen Haufen führen lassen, allemahl falsch gehen, wo nicht gar mit ihm zugleich in die Grube fallen.

Ist es denn etwa so schwer, sich selbst zu führen, daß man so selten daran will? O m. Br., sobald wir unsern völligen Verstand haben, ist nichts leichter, als dieses. Wir müssen nur unsere menschliche Würde fühlen und uns nicht in die Sinnlichkeit ganz vergraben. Man wende doch nun nur auch seinen Ver-

stand an und denke darüber nach, was wahr oder falsch, was nützlich oder schädlich, was recht oder unrecht sei; wie bald wird man selbst über Wahrheit, Nutzen und Recht entscheiden können! Es wird dis um gar nichts schwerer sein, als es ist, über sauer und süs, schwarz und weis, gerade und krumm zu entscheiden — als welches doch Jeder kann. Und gesetzt auch, man fehlte zuweilen, wenn man blos nach seinem eigenen Kopfe und Herzen sich richtete, so ist ein solcher Fehler allemahl unschädlicher, als wenn man durch Verführung fehlt. Man sieht so einen Fehler eher ein, man kann ihn eher wieder gutmachen, als wenn man sich im Arme des Verführers befindet; denn dieser betäubt die Stimme unseres Gewissens, spottet unserer Reue und bewegt uns gar zur Fortsetzung des Bösen. Verziehen vollends ist uns so ein Fehler, den wir bei dem besten Gebrauche unseres eigenes Kopfes und Herzens dennoch begingen, auf der Stelle; was so aus dem Glauben kommt, oder wovon wir überzeugt sind, daß wir weise daran meinen und recht daran thun, kann gar nicht einmahl Sünde sein. Welche Freude für uns aber dann vollends, wenn wir sehen, daß wir uns selbst recht geführt haben! Dann ist unser Glück unser eigenes Werk; dann fühlen wir uns ganz als vernünftige und sittliche Wesen. — —

O Menschen, Menschen, seid euch doch Mehr, als gewöhnlich! Ihr könnet ia allein gehen; so gehet doch auch gern allein. Ihr könnet eure eigenen Führer sein; so lasset euch doch nicht führen. Und — wie wird dann alle Macht der Verführung

von euch abgleiten! Von der Gewohnheit ganz abgekommen, immer nur zuerst auf Andere zu sehen und zu hören, werdet ihr auch den bösesten Beispielgeber nicht einmahl des fortgesetzten Anblicks würdigen, und Irthümer an heiligen Stäten sogar hören können, ohne euch selbst dadurch irre machen zu lassen. Lasset euch nur nicht einreden, daß eine solche Selbstführung wider den Geist des Christenthums sei; dieser Geist ist vielmehr der heilige Geist der Selbstführung selbst. Höret doch nur hierüber den Paulus — „Stellet euch nicht der Welt gleich" — Hier habet ihr eine apostolische Warnung vor der Thorheit, den grossen Haufen zum Führer zu nehmen; — „Prüfet selbst, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille" — hier habet ihr einen apostolischen Rath, eure eigenen Führer zu werden.

Wollte man hiergegen einwenden, daß wir, wenn wir die Führung von Andern nicht ganz verschmäheten, doch auf manche Wahrheit kommen würden, auf die wir vieleicht nicht aus uns selbst kämen, und manches Gute thun würden, das wir aus uns selbst nicht gethan hätten, weil wir den Einfall dazu nicht gehabt, oder Bedenklichkeiten dagegen gehegt, oder gar Abneigung davon empfunden hätten u. s. w.: so ist es freilich schlimm genug, wenn dis Alles so wäre; da aber doch auch durch fremde Führung das Gegentheil geschehen kann und wir Irthümer einsaugen und Thorheiten lernen können, auf die wir aus uns selbst auch nie gekommen wären, so mus es wenigstens, wenn

wir ia auf fremde Führung nicht ganz Verzicht thun wollten, noch eine Regel zu unserer Sicherheit vor Verführung geben, die also lautet:

Willst du vor Verführung sicher sein, so frag, wenn du etwas höreſt, oder sieheſt, das stärkere Eindrücke auf dich macht, nicht blos — wer spricht oder thut? — sondern auch — was spricht er, was thut er?

Es ist dis besonders einer gewissen Gewohnheit wegen nöthig, welche sich auch aus den Jahren unserer Jugend, oder aus dem eigentlichen Alter des Gängelns, herschreibt. Nicht nur das Kind am eigentlichen Leitbande fragt nur immer — wer leitet mich? — sieht sich um, wenn die Leiter abwechseln, und schreiet, wenn es einen Fremden erblickt, der das Band in der Hand hat; sondern auch bei der iugendlichen Leitung unseres Kopfs und Herzens gewöhnen wir uns, auf gewisse Personen vorzüglich zu sehen und zu hören, ihnen vorzüglich zu glauben und zu folgen. Wir denken und handeln am liebsten, wie unsere Eltern, unsere Erzieher, unsere Geschwister und Gespielen denken und handeln. Diese Gewohnheit wurzelt sich dann in uns fest, und so gibt es lebenslang gewisse Personen für uns, welche durch irgend ein Ansehen, es sei ein wahres oder ein falsches, mit ihren Worten und Handlungen ganz besondere Eindrücke auf uns machen, und denen wir gleich bereit sind, Gehör zu geben, Glauben beizumessen, nachzuahmen u. s. w. Denket doch nur an Obere, Befehlshaber und Vorgesetzte aller Art; wer verdirbt es gern

mit ihnen? Man glaubt also nicht genug daran zu thun, daß man keiner ihrer Meinungen wirklich widerspreche; man glaubt auch allen ihren Meinungen feierlich beistimmen zu müssen. Man glaubt nicht nur, keine ihrer Handlungen tadeln zu dürfen; man glaubt auch alle ihre Handlungen nachthun zu müssen. Und gesetzt, dis wäre auch nicht, so mus man doch in Amts- und Berufssachen auf sie hören und sehen, und so geschiehts auch leicht, daß man in Sachen des Lebens auf sie hört und sieht. Denket ferner an Unterstützer, Wohlthäter, Glücksbeförderer und Glücksgründer, sie mögen dis nun schon sein, oder doch werden können; wer sieht es nicht im erstern Falle für den schuldigsten Dank an, auf sie, als auf seine Leiter und Führer, zu achten, ihr Wiederhall und ihr Gegenschein zu sein? wer hält dis im letzteren Falle nicht für den sichersten Weg, sich bei ihnen einzuschmeicheln, ihre Gunst zu erlangen und sie in Thätigkeit für sich zu versetzen? Denket an alle Angesehene, Vornehmere und in höheren Ständen Lebende; hält man sie nicht leicht für so klug, als sie vornehm sind, und so gut, als sie gelehrt sind? Glaubt man nicht in eine Art von Gleichheit mit ihnen sich zu versetzen, grosse Welt, hohen Ton und feine Lebensart zu erhalten, wenn man ihnen nachschwatzt und nachäfft? Und — welche Allkraft haben vollends Freundschaft und Liebe! Alles, was der geliebte Gegenstand spricht, ist evangelischwahr; alles, was er thut, ist göttlich.

O wie wichtig ist also für uns, wenn wir einmahl auf Andere hören und sehen, die Regel — Frag nicht blos, wer spricht und thut? Dis siehest du ia auch gleich; frag nach dem, was du nicht gleich siehest, frag — was er spreche und thue. Es geht dir sonst lebenslang, wie es dir in deiner Jugend ging, wo du iedes Vorurtheil annahmst, sobald deine Eltern ihm ergeben waren, und iede Thorheit mitmachtest, wenn deine Geschwister sie vor deinen Augen ausübten. Damals konntest du noch keine Rücksprache mit dir selbst halten; iezt kannst du es, so halte sie. Frag deinen Verstand, ob das, was dir werthe und theure, ehr- und liebenswürdige Personen glauben und thun, klug oder dumm, recht oder unrecht sei; du wirsts bald von ihm hören. Und wenn dann dein liebster Freund Aberglauben hegte, werde ihm zu Liebe nicht mitabergläubig. Wenn dein Wohlthäter schlecht spräche, sprich ihm nicht nach; du bezahltest seine Wohlthaten zu theuer. Wenn dein Vorgesetzter die Greuel zumuthete, sei stolz und räume ihm nicht ein, sich auch für den Vorgesetzten deines Gewissens zu halten. Ja, wenn der Erste im Lande ein ruchloses Beispiel gäbe, wende dich weg von ihm und gehorche Gott mehr, als den Menschen.

Träte aber der Fall ein, daß du gewissermassen zweifelhaft wärest, ob du dir selbst, oder einem Andern, der dir wichtig ist, folgen sollest: so wiederhole die Rücksprache mit dir selbst; wiederhole sie um so ernsthafter, ie wichtiger dir Dieser ist. Es ist höchstwahrscheinlich, daß seine zu starken Einflüsse auf dich

die

die Kraft des Urtheilsspruchs deiner Vernunft und deines Gewissens lähmen. Must du dich alsdann auf die Seite deiner eigenen Meinung und Rathgebung noch stärker neigen, so ziehe dich aus keiner Rücksicht zurück, sondern bleib dabei, es koste dich, was es wolle. Es schlägt dem Herzen eine unheilbare Wunde, aus Furcht oder Hofnung wider seine Ueberzeugung gehandelt zu haben; dahingegen es gar keiner Heilung bedarf, wenn man auch mit Ueberzeugung gefehlt hätte. Das irrende Gewissen wird berichtigt werden, und so wird es auch auf der Stelle den Fehltritt, wozu es verleitete, berichtigen. — —

Nach dem Wehe, welches Jesus über die Welt der Aergernisse wegen ausgerufen hatte, setzte er hinzu — Es mus ia Aergernis kommen. Dis kann freilich heissen — weil es so viel schlechte Menschen gibt, und weil immer ein Mensch vor Andern stärkere Einflüsse um sich her hat, so kann es nicht fehlen, daß Verführung erfolge. Es kann aber auch ebenso zu verstehen sein, wie das, was Paulus einst sprach — „Es müssen Rotten unter euch sein, auf daß die Rechtschaffenen unter euch offenbar werden.“ So liesse dann Gott auch zu, daß Verführungen entständen, damit diejenigen offenbar würden, welche nach ihrem eigenen Kopfe nur denken und nach ihrem eigenen Herzen nur handeln. Wer sich dann durch alle Verführungen nicht irre machen und irre führen lässet, der erscheint als ein selbstdenkender Mensch, als ein Mensch, der fest auf erlangten Grundsätzen

der

der Sittlichkeit steht. Was wären Weisheit und Tugend, wenn sie in keine Versuchungen geriethen?

Entschuldiget euch also nicht damit, ihr, die ihr euch verführen lasset, daß ihr darum verführt würdet, weil Aergernisse kommen müsten. Müsset ihr sie darum nehmen, weil sie euch gegeben werden? Warum höret und sehet ihr denn auf Andere Mehr, als auf euch selbst? Warum höret und sehet ihr immer zuerst auf Andere? Nehmet ihr denn auch auf andern Seiten Alles gleich so an, wie es euch gegeben wird? Ihr lasset euch doch gewis nicht einreden, daß schwarz weis und sauer süs sei; ihr laufet gewis nicht mit dem Kopfe gegen die Wand und durchbohret euch mit dem Dolche nicht das Herz, wenn Andere es euch vorthun. So haltet doch Kopf und Herz auch auf Seiten der Wahrheit und Tugend lieb und werth und in Ehren. Gebet Beide auf keinen Fall Preis, wie es Andere haben wollen. Gott gab euch Beide; lasset sie euch von Menschen nicht nehmen, oder auch nur beeinträchtigen. Glaubet ihr nöthig zu haben, auf Andere zu hören und zu sehen, so höret und sehet wenigstens nicht auf sie selbst, sondern auf das, was sie reden und thun, und — lasset euren Kopf und euer Herz erst darüber richten. Viel besser aber gehet ihr zu Werke und habet eben nicht Mehr Arbeit dabei, wenn ihr diese lieber gleich fraget, wie ihr denken und thun sollet, und — hierbei beharret. Dann mögen Andere glauben, was sie wollen, und handeln, wie sie wollen; es kümmert euch nicht. Lasset sie immerhin euch für eigensinnig und unbiegsam

schel-

schelten; euer Eigensinn und eure Unbiegsamkeit sind die Grundfesten eures Heils. Dazu habt ihr Kraft zum eigenen Sinn, daß ihr eigensinnig werden sollet, und dazu hat euer Herz so viel selbständige Macht, daß es sich gegen fremden Einflus sträuben soll. Habet vielmehr, sobald ihr nachdenkende und gewissenhafte Leute seid, Jeden gleich in Verdacht, daß er euch verführen wolle, wenn er euch über euren Eigensinn und über eure Unbiegsamkeit spöttische Vorwürfe macht. So thut kein guter Mensch. Wer selbst nach Vernunft und sittlichem Gefühl handelt, der hält auch aller andern Menschen Vernunft und sittliches Gefühl in Ehren. Aber hier, hier — mit Spöttereien über Eigensinn und Unbiegsamkeit — wird allemahl der erste verführerische Angrif gemacht; seid auf dieser Seite vorzüglich auf eurer Hut. Dis werdet ihr aber sein, sobald ihr euren eigenen Kopf und euer eigenes Herz in Ehren haltet. O Menschen, Menschen, treibet dieses in Ehren Halten so weit, daß ihr sogar beim Gebet, statt die Hände in einander zu falten, lieber die eine Hand vor die Stirn und die andere auf die Brust leget; solche Beter, die durch solch Händelegen bezeichnen, wes Geistes Kinder sie sind, will Gott haben.

Wie es aber den, der sich verführen lässet, nicht entschuldigt, daß Verführung kommen müsse: so entschuldiget es auch den, welcher verführt, nicht. Dieser denke nicht, daß er sich ein Verdienst dadurch erwerbe, wenn er solchergestalt dazu beitrage, daß Jesus Wahrheit geredet habe. Jesus

schlos

schlos ia seinen Unterricht über das Verführungswesen mit den Worten — „Doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt!“ O welch ein greuliches Geschäft unternimmt ein Mensch, der recht darauf ausgeht, Andere zu verführen! Es ist, als wäre ihm der Anblick iedes noch glücklichen Unschuldigen Pein, und als könnte er, weil seine eigene Zufridenheit zerrüttet ist, nicht eher ruhen, als bis er auch weit und breit um sich her alle fremde menschliche Zufridenheit zerrüttet und zerstört hätte. Es ist, als schmerzte es ihn, daß er nicht zehenmahl da wäre und nicht ewig hier lebte, um zehnfach und ewig sündigen zu können, und als suchte er deshalb noch in zehen Andern gleichsam dadurch zu sündigen, daß er sie auch zu Sündern machte, und in ihnen fortzudauern, wenn er längst schon dahin wäre, so, daß sie, durch ihn einmahl verführt, nach seinem Tode noch fortsündigten und wieder Andere verführten, und er also im zehnten Gliede vieleicht noch von weitem her höllischwirksam wäre. Darum spricht er das Böse laut, das er sonst blos denken würde, und nimmt vorsätzlich Zeugen zu dem Bösen, das er sonst im Verborgenen thun könnte.

Doch, weil die Folgen der Verführung immer dieselben sind, sie mag vorsätzlich, oder unvorsätzlich geschehen, so können wir uns auch mit dem Mangel am Verführungsvorsatze nicht entschuldigen. Wir wissen einmahl, daß Menschen auf einander durch Reden und Thaten wirken; wir wissen, daß Jeder seine Menschen habe, auf die er vorzüglich damit wirkt; so macht es uns die Menschenliebe zu einer heiligen

Pflicht

Pflicht zu bedenken, was wir reden und thun, und wo wir reden und thun. Wie könnten wir uns sonst ie darüber beruhigen, wenn wir Andere dadurch unglücklich sähen, daß wir Lehrer des Irthums und des Lasters für sie wurden! Und, wenn wir selbst hernach auch wirklich von solchen Irthümern und Lastern zurückkämen, würden sie sich dann ebenso gutwillig durch uns von selbigen zurück führen lassen, wie sie sich erst durch uns zu ihnen verführen liessen?

M. Br., auch Jeder von uns hat seinen Kreis von Menschen, welche vorzüglich auf ihn sehen und hören, seine kleine Welt, auf die seine Reden und Handlungen besonders Eindruck machen. Lasset uns dis ia nicht misbrauchen, sondern recht gebrauchen! Obere und Vorgesetzte — Gönner und Wohlthäter — Vornehme und Angesehene aller Art — Eltern — Herrschaften — Lehrer und Lehrherren — Freunde und Liebende — — hütet euch vor allen schädlichen Einflüssen durch Reden und Handlungen auf die Personen, deren Herzen ihr gleichsam in Händen habet. Euch ist Viel gegeben, so wird Viel von euch gefordert werden; ihr möget warlich die Grösse und Menge des Guten und Bösen kaum berechnen, das ihr stiften könnet. So benutzet alle diese wichtigeren Verhältnisse zur Rechtführung derer, welche in selbigen mit euch stehen. Dis, dis wird das heiligste, ewigdaurendste und euch und sie ewigsegnendste Verhältnis, in das ihr mit ihnen treten möget. Lasset uns Alle uns unter einander erbauen, aufklären und veredlen, durch edle Reden und durch noch edlere

Tha-

Thaten! Und, da öffentlich so Viel schlecht geredet und schlecht gehandelt wird, so müsse Jeder von uns, ie angesehener er ist, auch desto eifriger bei ieder Gelegenheit dagegen reden und dagegen handeln. Die feierliche Belehrung, welche ein berühmter Weiser über die Wahrheit gibt, lösch die Eindrücke wieder aus, welche abergläubige oder ungläubige Schwätzer machten. Ein glänzendes Beispiel der Tugend, welches ein allgemeinanerkannter Rechtschaffener unter eine ganze Menge von ruchlosen Beispielen der Bösewichter hinstellt, zerschmettert diese wie ein Blitzstrahl von Himmel.

Die höchste Bescheidenheit und Redlichkeit in Aeuserung unserer Meinungen und Gesinnungen lasset uns aber alsdann ausüben, wenn wir uns in Gesellschaft von Kindern befinden. „Sehet zu, rief unser grosser Lehrer, daß ihr keinen von diesen Kleinen verachtet; ihre Engel sehen allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel.“ Nach iüdischer Vorstellung nehmlich, zu der sich Jesus hier herablies, hatte ieder Mensch seinen Schutzengel. Solche Engel nun, die immer vor Gott ständen, waren die vornehmsten. Kinder also, meinte Jesus, würden noch von den vornehmsten Engeln geschützt, d. h. sie wären vermöge ihrer Unschuld Gott noch die Liebsten unter den Menschen. Lasset uns diese iüdische Vorstellung dahin berichtigen, daß wir selbst das Engelsamt für unsere Kleinen auf uns nehmen und ihre Unschuld gegen schlechte verführerische Erwachsenen schützen. Sie ieder Gesellschaft

ohne Unterschied Preis geben, wäre arger Leichtsinn von uns, und sie selbst verderben wäre mehr als satanische Ruchlosigkeit. Würde man nicht denienigen einen Unflat nennen, der auf reines Land das erste Unkraut streuete, oder der auf ein neues Kleid eines Andern vorsätzlich den ersten Fleck brächte? Wie, und wir könnten in einen Kopf, der der Wahrheit noch völlig offen ist, den ersten Samen des Irthums werfen, und ein Herz, das noch engelrein ist, mit dem ersten Triebe zum Laster beflecken? Verlasse sich Keiner auf das etwa noch zu zarte Alter solcher Kinder und spreche — sie sind noch zu klein und geben noch nicht Acht auf das, was wir reden und thun; dis hiesse im eigentlichen Verstande die Kleinen verachten, und es würde gewis oft der Fall sein, daß sie alsdann schon sehr auf uns aufmerkten, wenn wir dächten, daß sie noch gar nicht auf uns sähen und hörten. So lasset uns ienes lieber iederzeit gleich als ausgemacht annehmen, und es sei und bleibe uns der himmelschreiendsten Sünden Eine, Kinder zu verführen. Um dis uns recht zu versinnlichen, wollen wir den schaudererregenden Ausspruch Jesu zum Wahlspruche des gesellschaftlichen Lebens machen — „Wer da ärgert dieser Geringsten Einen, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehenkt und er damit ins Meer, wo es am tiefsten ist, geworfen würde, damit er nimmermehr wieder zum Vorschein käme.“ — Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

L.

Ueber das goldene Zeitalter der Menschheit.

Am 19. Sount. n. Trinit.

Ueber Luc. XVII. V. 20 — 21.

Pharisäer — Wann kommt das Reich Gottes?
Jesus — das Reich Gottes kommt nicht mit äuserlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen — Siehe hier, oder da ist es. Das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Meine Brüder. Bei dem Nachdenken über das Loos unseres Geschlechts theilt man sich in zwei Klassen, welche einander ganz entgegengesetzt sind. Der eine Theil lässet die Menschheit mit dem Paradise anfangen, der andere mit dem Paradise erst schliessen. Jener glaubt also, daß das goldene Zeitalter das Erste gewesen sei, worauf das silberne gefolgt sei u. s. f., so, daß die Lage der Menschheit immer tiefer gesunken sei, bis sie in das gegenwärtige eiserne Zeitalter verfallen, worüber man dann also um so bitterere Klagen führt.

Diese Meinung ist aber gleich wider die Natur aller uns bekannten Dinge. Alles, was wir zum Gegenstande unserer Erfarung machen können, entwickelt sich offenbar allmählich und steht nicht Anfangs gleich, sondern am Ende allenfals erst vollkommen da. Was ganz werden soll, mus erst halb sein — diesen Satz unterschreibt gewis schon Jeder, der in seinem Leben nur das Geringste von einigem Belange ausgeführt hat. Man sehe auch nur ietzt noch auf ieden einzelnen Menschen; was ist er als neugebornes Kind weiter, als ein thierisches Wesen, und wie bildet er sich nach und nach zum Menschen, zur Vernunftvollkommenheit und zur sittlichen Vollkommenheit aus! Ist es nun noch mit dem einzelnen Menschen so, wie

sollte bei der Menschheit im Ganzen das Gegentheil Statt gefunden haben?

Auch ist die ganze uns bekannte Geschichte gegen diese Behauptung. Deutschland, welches nie das Paradis von Europa, geschweige dann das Paradis der Erde, werden wird — was war es vor tausend Jahren? Was für Bluhmen hatte es aufzuweisen — was für Fruchtbäume — was für Menschen? In der That, wenn die Vorstellung vom Paradise einmahl auf dasselbe angewendet werden soll, so ist Deutschland ietzt ein Paradis gegen das Deutschland, welches es vor einem Jahrtausende war. Verhält sichs mit der Geschichte der ganzen Erde auch wohl anders? Von einem Jahrtausende zum andern wird des Wassers Weniger auf der Erde, und des bewohnbaren Landes Mehr; mit Recht schliessen wir also, daß sich die ganze Erde allmählich erst aus dem Wasser hervorgearbeitet habe, als womit auch die Bibel, welche die höchsten Bergrücken Asiens zuerst bevölkert werden lässet, genau übereinstimmt. So war also die Erde zu allererst eine wahre Wasserwelt; eine Wasserwelt aber kann weder an sich ein Paradis sein, noch kann sie gleich, wenn sie von den höchsten Höhen sich herabsenkt, ein Paradis daselbst absetzen. Man rechne hierbei nicht zu viel auf das Klima. Dieses an und vor sich allein schaft auf trocknem Lande nur Paradis für Pflanzen und Thiere — und so wäre also auch die Wasserwelt ein wahres Paradis für Wasserpflanzen und Wasserthiere; zum Paradise für Menschen aber gehört Mehr, als ein schö-

nes

nes Klima. Könnte dieses allein das goldene Zeitalter der Menschheit bewirken, so müsten die Nachrichten von dem neuentdeckten fünften Erdtheile anders lauten. Welcher Europäer tauschte aber wohl mit den Bewohnern desselben, die ungeachtet des schönsten Klima, das sie geniessen, so tief unter ihm stehen? Nein, das goldene Zeitalter der Menschheit wird erst durch ausgedehnten Handel und Völkerverkehr, durch Künste und Wissenschaften, durch Philosophie und wahre Religion vollkommen bewirkt; denn die Menschheit ist zur höchsten Aufklärung und Veredlung bestimmt und kann in den Armen Beider nur das grosse Ziel ihrer Glückseligkeit erreichen. Was sagt uns nun aber die Geschichte des Handels, die Geschichte der Künste und Wissenschaften, die Geschichte der Philosophie und der Religion anders, als daß Handel, Kunst, Wissenschaft, Philosophie und Religion anfangs auch erst in der Wiege lagen und nur nach und nach erst zu der Grösse heranwuchsen, in der sie ietzt wirklich bei uns sich befinden.

Dieienigen also, welche die Menschheit nicht aus dem Paradise heraus, sondern nach dem Paradise erst hin gehen lassen, haben offenber eine weit vernunftmässigere Meinung. Die ersten Menschen waren nicht Halbgötter, sondern Thiermenschen. Nach und nach erst ward die Menschheit urbar, wie die Erde, auf der sie lebt. Jedes Ding ist erst halb, ehe es ganz wird.

Mus aber iedes Ding, das erst halb ist, endlich auch ganz werden? M. Br., wie wird uns bei

dieser Frage? Mit Ja können wir sie in der That nicht beantworten. Daß nichts ganz werden könne, wenn es nicht erst halb gewesen sei, lehrt uns unsere Vernunft, und daß wirklich nichts ganz werde, das nicht erst halb gewesen ist, lehrt uns die Erfarung. Die Vernunft kann aber schon keinen vollständigen Beweis dafür führen, daß Alles, was halb ist, auch ganz werden müsse, und die Erfarung lehrt uns, daß oft unter zehen halben Dingen kaum Eins ganz werde. Wie, wenn das Loos der Menschheit auch unter dergleichen Dinge gehörte, die nur Halbwerke bleiben? Wie, wenn die Menschheit ebenso bestimmt wäre, nie ein goldenes Zeitalter zu erreichen, als es sonnenklar ist, daß sie nicht von einem goldenen Zeitalter ausgegangen sein könne?

Von nun an wollen wir uns also mit dem goldenen Zeitalter unterhalten, welches die Menschheit noch erwartet. — —

M. Br. Es mus uns doch äuserst auffallen, daß der Glaube an bessere Zeiten der urälteste Glaube der Menschheit sei. Was haben wir für glaubwürdigere Urkunden unseres Geschlechts aufzuweisen, als die fünf Bücher des Moses? Und — so steht gleich im Anfange des ersten dieser Bücher geschrieben, daß eine Zeit kommen solle, wo der Schlange, die so viel Unheil angerichtet hätte, der Kopf zertreten werden solle. Warlich, noch heut zu Tage könnte der grösseste Philosoph, wenn er sich bildlich ausdrücken wollte, das goldene Zeitalter nicht besser beschreiben, als so. Ja, ia, wenn der Schlange der

Kopf zertreten, wirklich zertreten, nicht blos zerquetscht ist — denn sie hat das zäheste der Leben — dann wirds so gut um die Menschheit stehen, wie ihr Schöpfer will. Dem aber, der den Tritt auf sie wagt, wird ihr Stich in seine Fersen prophecelet; — ist etwas auch wahrer durch die ganze Geschichte, als dieses? Genug, man hat also doch von jeher gefühlt, daß die Lage der Menschheit besser sein könne, und man hat aus Ehrfurcht gegen Gott gehoft, daß sie einst besser werden werde. Dis liegt offenbar in der allerältesten unter allen uns glaubwürdigen Urkunden des Menschengeschlechts. Von dem dritten Kapitel des ersten Buchs des Moses nun an schleicht dieser Glaube durch das ganze alte Testament fort, bis er sich endlich zur Messiasvorstellung entwickelt. Diese Vorstellung, bald reiner, bald unreiner, gedacht, war und blieb doch die höchste Versicherung, welche man sich selbst davon zu geben suchte, daß es über kurz oder lang für die Menschheit schlechterdings besser werden müsse. Man fand sogar, wenn man sich in der Erwartung, diesen Zeitpunkt noch zu erleben, getäuscht sah, sterbend noch seinen Trost darin, daß er der Nachwelt wenigstens bevorstehe. Wer erinnert sich hier nicht des Simeon, der nun gern von Gott völlig aufgegeben sein wollte, weil er seiner Meinung nach in dem holden Jesuskinde den künftigen Heiland Gottes gesehen hatte? Es war natürlich, daß man, nachdem so viel Weise, die man für Knechte Gottes hielt, die Bringung besserer Zeiten vergeblich versucht hatten

am

am Ende weiter nichts übrig sah, als daß Gott, wenn er einen Sohn hätte, ihn dazu senden müste, weil sonst nimmermehr etwas daraus würde. — Die Pharisäer selbst hatten an ihrem Glauben an das tausendjährige Reich nichts Anderes, als den alten Glauben an künftige bessere Zeiten und an das goldene Zeitalter, den sie nur nach ihren Lieblingswünschen in eine andere Form brachten. Jesus, der es am rechten Orte angrif, die Menschheit weiter zu bringen, hatte also auch das grösseste Recht dazu, sich für den zu erklären, durch den das Reich komme, für den erwarteten Messias, für den Heiland der Welt und für den Sohn Gottes. Er hat dis auch wirklich gethan; und so ist es ausgemachtwahr, daß die Vorstellung eines der Menschheit bevorstehenden goldenen Zeitalters durch die ganze Bibel die herrschende sei. Unsere alten Ausleger verweisen ia sogar bei der Johanneischen Stelle — „Der Sohn Gottes ist erschienen, daß er die Werke des Teufels zerstöre“ geradezu auf die Mosaische — „Des Weibes Same soll der Schlange den Kopf zertreten und sie wird ihm in die Ferse stechen.“ Ja, ia, in die Ferse hat sie ihm Mehr, als irgend einem Andern, der auf sie trat, gestochen, weil er ihr den heftigsten Tritt versetzte; aber — ihr Kopf ist immer noch nicht zerquetscht.

An die verschidenen Begriffe, welche man sich nun von dem erwarteten goldenen Zeitalter machte, müssen wir uns nicht kehren. Macht sich doch Jeder

nach

nach seiner Art auch vom Himmel die Begriffe, wie er sie seinen übrigen Vorstellungen und Wünschen angemessen findet. „Selig ist, wer das Brodt isset im Reiche Gottes!“ — sprach ein Pharisäer und zeigte dadurch seine grobsinnlichen Begriffe vom goldenen Zeitalter, wo er sichs recht schmecken lassen wolle, deutlich genug an; besonders, weil er dadurch einen Wink von Jesu selbst dazu bekommen zu haben glaubte, daß dem, der die Armen zu Gaste bäte, in der Auferstehung der Todten vergolten werden solle. Ja, Jesus selbst muste sich dazu hergeben, seinen Aposteln, um sie für das Reich Gottes thätig zu machen, zu versprechen, daß sie einst mit ihm in selbigem essen und trinken sollten an seinem Tische. Und von derselben Art sind ia die mehresten Vorstellungen der älteren Propheten nicht nur, sondern auch vieler neueren mahlerischen Dichter vom künftigen goldenen Zeitalter. Genus ohne Arbeit und Fleis — kein Leiden mehr — völlige Gleichheit der Menschen — Alles, Alles haben können, was man sich nur wünscht, und sobald man es sich nur wünscht. Ist dis etwas Anderes, als wenn es hies — Alle Berge sollen ernidrigt und alle Thäler erhöhet werden; die Wölfe sollen bei den Lämmern wohnen, Kühe und Bäre zusammen auf der Weide gehen, u. s. w.?

Mögen dis immerhin nur Dichtungen, Bilder, Mahlereien und zum Theil gar Tändeleien sein; die würdigeren Begriffe vom goldenen Zeitalter — allgemeine Aufklärung, allgemeine Sittlichkeit, allgemeine

Ruhe und allgemeiner menschlicher Lebensgenus sind es doch gewis nicht. Können und dürfen wir nun wohl ein solches goldenes Zeitalter für die Menschheit erwarten???

Meine Brüder; ie mehr man die Natur der Sache zu Rathe zieht, den Menschen selbst in Betracht nimmt und auf die Geschichte dabei achtet, desto trüber wirds hier am Himmel der Hofnung. — Die Erde selbst scheint wenigstens für die Menschheit im Ganzen zu keinem goldenen Zeitalter geschickt zu sein. Was hilft alles Streben nach vollkommener Glückseligkeit, wenn das Klima selbige ein - für allemahl versagt? Dieses macht zwar das Paradis für Menschen nicht aus, aber ohne seine stete Milde ist doch an kein Paradis zu denken. Gehören nicht schöne Naturgenüsse schlechterdings hierzu? Nur in einigen ihrer Gegenden reicht diese die Erde ununterbrochen. In den übrigen gibt sie sie bald länger, bald kürzer, und in manchen so kurz, daß das schöne Jahr auf einzelne Monate zusammenschrumpft. Selbst in unserer Himmelsgegend, die immer noch eine der mässigeren ist, kann aus dieser Ursache allein schon nie ein goldenes Zeitalter eintreten. Geistesausbildung und Verfeinerung der Sitten entstehen zwar auch durch das wohlthätigste Klima allein nicht; daß sie aber auch in dem rauheren schon schlechter, und in dem rauhesten gar nicht gedeihen, belehret uns ia die Geschichte aller in selbigen lebenden Völker noch bis auf den heutigen Tag. Mithin würde die Erde allenfalls nur hier und da zum goldenen Zeitalter geschickt sein; aber auch dis ist sie we-

gen der Einrichtung ihres Dunstkreises nicht einmahl. Wo es Stürme, Blitze und Ueberschwemmungen zu Zeiten geben mus, wo das Gleichgewicht der Elemente oft nur durch ihren schrecklichsten Kampf wiederhergestellt werden kann, da ist doch wohl an keine Möglichkeit ungestörter menschlicher Zufridenheit zu glauben.

Gesetzt aber auch, dis Alles wäre nicht, und die Erde wäre äuserlich überall zum goldenen Zeitalter für die Menschheit geschickt, ist sie denn nicht von Zeit zu Zeit den heftigsten Verkehrungen in ihrem Innern unterworfen? Erdbeben, ach Erdbeben bleiben ein ewiges Hindernis des goldenen Zeitalters. Diese waren immer und werden immer sein; denn sie folgen nothwendig aus dem Bau der Erde. Die Geschichte belehret uns, daß sie wandern. Zwar ereignen sie sich aus örtlichen Ursachen hier und da öfter, als anderswo; gewis aber ist keine Gegend der Erde, die sie nicht schon heimgesucht hätten. Nur die, welche theilweise geschahen, sind uns bekannt; von allgemeinen Umwälzungen der Erde können wir keine Nachrichten haben. Wie oft dergleichen erfolgt sein mögen, wissen wir also noch weniger; die innere Beschaffenheit der Erde setzt sie iedoch auch ausser Zweifel. Was geschieht aber alsdann, wenn sie auch nur von einem sehr grossen Umfange sind? Die Menschheit daselbst wird zerstört, und mit ihr alle bis dahin errungene menschliche Ausbildung. Alle Künste und Wissenschaften, die schon eine beträchtliche Höhe erstiegen hatten, gehen wieder verlohren. Die Menschheit, wenn

sie

sie sich dann ia da wieder sammlet oder einfindet, mus von neuem anfangen; und ist sie dann einmahl wieder so weit, wie sie vorher war, so erfolgt eine abermahlige Revolution der Erde u. s. f. In der That, man könnte auf die Versuchung kommen, zu glauben, die Pharisäer hätten aus diesem Grunde nur auf ein tausendiähriges Reich gehoft. Unter diesen Umständen also scheint es unmöglich zu sein, daß die Menschheit iemals den Gipfel ihrer Vollkommenheit ersteigen könne; die Erde lässet ihr nicht Zeit dazu.

Ja, und wäre auch dis nicht, sind die Menschen selbst auch wohl, wie sie doch einmahl sind, zum goldenen Zeitalter fähig? Sehet ihren Körper an, wird dieser nicht immer bei ihrer höchsten Fürsorge für seine Erhaltung zerstörbar und also eine Quelle von tausenderlei unvermeidlichen Leiden für sie sein? Betrachtet ihren Verstand; hat dieser nicht seine vom Schöpfer selbst ihm gezeichnete Grenzen? Kommen sie mit irgend einer Wahrheit wirklich aufs Reine? Ist nicht höhere Wahrscheinlichkeit Alles, wozu sie sich erheben mögen? Vereinigen sie sich auch wohl über diese, oder sind sie nicht immer verschidener Meinung? Sind es nicht immer nur Einzelne, die ihren Verstand vollkommener ausbilden? Ist dis für die Uebrigen möglich, so lange die Verschidenheit der Stände dauert, ohne welche doch keine grössere Gesellschaft denkbar ist, und so lange der nidrigeren Geschäfte im menschlichen Leben weit Mehr sind, als der höheren, welches gleichfals ganz und gar unabänderlich ist? Betrachtet das menschliche Herz; wird und mus dis nicht immer sei-

ne natürlichen Triebe behalten? Werden diese nicht in einem so irdischen Körper immer von der Art bleiben, daß sie leicht zu Leidenschaften ausarten? Werden die Wünsche der Menschen sich nicht immer einander durchkreutzen? Wird also nicht immer ein Mensch in das Paradis des Andern Eingriffe thun? Ja, die Geschichte sagt uns sogar, daß die Menschen, wenn sie sich auch einmahl dem goldenen Zeitalter sehr zu nähern schienen, es nicht einmahl ertragen konnten. Wann sanken die Völker schneller und tiefer, als allemahl dann, wenn sie auf ihrer höchsten Höhe standen? Immer galt es, was Jesus einst sagte — „Kapernaum, Kapernaum, das du bis in den Himmel erhaben bist, du wirst bis zur Hölle hinuntergestossen werden.“ Die Folge des goldartigen Zeitalters einer Nation war von jeher der Luxus, die Sucht, sich tausend neue Bedürfnisse zu schaffen und auf ihre Befridigung zu sinnen, und dieses undankbare Kind legt allemahl Hand an seine Mutter und zerstört das goldartige Zeitalter wieder, durch welches es erzeugt ward.

Wollte man endlich auch auf die Lehre Jesu seine letzte Hofnung bauen, daß durch diese wenigstens in Ansehung der allgemeinen Aufklärung und Veredlung endlich das goldene Zeitalter für die Menschheit herbeigeführt werden würde, so fällt doch auch in Hinsicht dieser sogar dem Menschenfreunde aller Muth. Wie? spricht er mit Recht, seit zweitausend Jahren bald ist nun diese Lehre da, und die Menschen bleiben im Ganzen, wie sie sind, und kein goldenes Zeitalter

ist eingetreten? So werden noch zweitausend Jahre vergehen und man wird von keinem goldenen Zeitalter etwas hören oder sehen. Vor achtzehen Jahrhunderten schon erscholl das holde „Friede sei mit euch“ und noch immer ist Krieg? Krieg und goldenes Zeitalter — welch ein Widerspruch! Lasset es uns nur gestehen, m. Br., dem so redenden Menschenfreunde ist nichts zu antworten.

Nun aber, so wäre die Menschheit wirklich nicht zur Vollkommenheit und Glückseligkeit bestimmt? So wäre das goldene Zeitalter, das ihr bevorstehen soll, ein blosser goldener Traum? —

Lasset uns nicht vergessen, daß diese Angelegenheit Gottes Angelegenheit sei! Die Menschheit ist das Edelste, was die ganze Erdenwelt aufzuweisen hat; sie ist offenbar der letzte Zweck derselben und kann also nicht zu den Dingen gehören, welche, weil sie blosse Mittel waren, allenfals nur halb bleiben mögen. Unmöglich kann und wird Gott ihre Vollendung aufgeben; ein ganzer Stern wäre sonst im Grunde vergeblich da. Nein, wenn gar kein Anschein zu dieser da ist, wenn es sogar unmöglich ist, daß selbige auf der Erde ie Statt finde: so wollen wir lieber daraus den Schlus machen, daß die Dauer der Menschheit mit diesem Erdenleben nicht beendigt sei. Und, wenn dann mehrere Gründe für diese Meinung da sind, wenn unsere Religion selbst es sich vor allen Dingen angelegen sein lässet, uns in ihr zu bestärken: so soll es uns sogar völlig erklärt sein, warum man hierniden so lange auf ein goldenes Zeitalter vergeblich gewartet hat

und

und noch länger vergeblich warten wird. Wenn eine künftige Welt uns noch bevorsteht, so wird in ihr auch erst ganz erscheinen, was wir sein sollen; so ist hier nur Vorschmack vom Paradise, dort aber das Paradis, hier nur Hofnung auf ein goldenes Zeitalter, dort das goldene Zeitalter erst selbst.

Dis stimmt ganz mit dem Unterrichte Jesu über diesen erhabenen Gegenstand überein. Nicht, daß wir hier darauf Rücksicht nehmen wollten, daß er an seinem Sterbetage erst im Paradise zu sein hofte und also das Paradis ienseits der Erde selbst suchte; sondern — wie lautete sein ausdrücklicher Unterricht über das goldene Zeitalter, oder über das Reich Gottes? „Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden; es hat keine auffallende Aeusserlichkeit nnd Sinnlichkeit bei sich. Auch wird man nicht sagen, siehe, hier oder da ist es.“ Nun warlich, wenn nicht einmahl eine Veränderung von Wichtigkeit in der so mangelhaften Verfassung der Welt vorgehen soll, wenn Alles auf der Erde bleiben soll, wie es ist, so, daß man nicht einmahl irgendwohin weisen kann, wo sich bessere Zeiten ankündigen — wie stimmt das auch nur mit den mässigsten Begriffen von einem goldenen Zeitalter? Noch Mehr — „Das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ Nun verstehen wir Jesum ganz. Nach seiner Meinung war also das Reich Gottes eine solche höhere Glückseligkeitsveranstaltung, welche in diesem Leben nur anfange, in ienem aber zur Vollkommenheit gelange. Es war ein Ganzes, das aber hier erst im Entstehen sei, und welches Jeder selbst zum Entstehen bringen müsse. Dis geschieht dadurch, wenn man nach Wahrheit strebt und gute Gesinnungen annimmt. Dann legt man den Grund zu seiner innern Glückseligkeit; man wird auf diesem Grunde hernach fortbauen und an Auf-

klärung und Veredlung unaufhörlich zunehmen, und so wird sich dann auch verhältnismässig äuserliche Glückseligkeit dazu gesellen, welches in diesem Leben noch nicht möglich war. Darum beschrieb Jesus auch das Reich Gottes bald als ein Reich, das auf der Erde schon da sei, bald als ein Reich, das im Himmel erst bevorstehe. Durch iene Beschreibung meinte er den Anbruch desselben hier, durch diese die Vollendung desselben dort. Unser grosser Lehrer hat uns also allerdings in dem Glauben an ein goldenes Zeitalter der Menschheit bestärkt; keineswegs aber hat er es der Erde zugeeignet, vielmehr suchte er immer unsere Blicke deshalb von der Erde zum Himmel zu erheben.

So lasset dann auch die Erwartung eines *goldnen* Zeitalters nicht fahren, m. Br.; wie elend wären wir daran, wenn wir sie nicht hätten! Nur — für hier, für dissеits des Grabes heget sie nicht. Und, wenn auch wirklich iemals auf der Erde eine allgemeine Aufklärung und Veredlung Statt finden könnte, so, daß wir also von den Menschen um uns her keine Störung in Ruhe und Lebensgenüssen zu befürchten hätten, so würde doch die Natur — die Natur in uns selbst sowohl, als ausser uns — vermöge ihrer Einrichtung, die sie hier einmahl hat und die durch alle unsere Weisheit und Tugend nicht abgeändert wird, nicht aufhören, uns tausend Leiden aufzulegen. Nur auf einer neuen Erde, oder in einer vollkommeneren Welt, nur in einem edleren Körper, der keiner Zerstörung unterworfen und keine Quelle so grober Leidenschaften ist, mögen wir vollkommene menschliche Glückseligkeit erwarten. Von einem solchen ienseits des Grabes gewis bevorstehenden vollendeten Zustande der Menschheit wollen wir aber nicht aufhören, uns die erhabensten Begriffe zu machen; wir wollen uns damit trösten und aufrechterhalten, so oft das tiefe Gefühl der ungeheuren Mängel

gel der gegenwärtigen Lage der Menschheit uns zu Boden drücken will. Wer heilige Bilder zu diesem künftigen goldenen Zeitalter sammlen will, der halte sich an den Verfasser der sogenannten Offenbarung des Johannes. Möge dieser doch immerhin das tausendjährige Reich damit haben beschreiben wollen; wir tragen seine Bilder auf unser neues Jerusalem über, das droben erst sein wird. Kann auch wohl etwas Erhabeneres davon gesagt werden, als daß wir dort Alle Priester und Könige vor Gott dem Vater sein werden, und daß der Allmächtige selbst uns Tempel und Sonne sein wolle? Enthüllet diese Bilder recht, so habet ihr Alles beisammen, was nur zu einem goldenen Zeitalter der Menschheit gehören kann. . . .

Daraus nun aber, daß hier kein solches Zeitalter zu erwarten sei, folgt nicht, daß sich die Menschheit nicht wenigstens demselben näheren könne. Vielmehr soll dis ihr eigenes höchstes Bestreben sein; und so ist auch zu erwarten, daß die Vorsehung, insofern es ohne Zeichen und Wunder geschehen mag, sie dabei segnen werde. Ob aber diese Annäherung von der Art sei, daß man wirklich behaupten könne, die Menschheit rücke seit ihrem Bestehen diesem ihren grossen Ziele im Ganzen immer näher und stehe also jetzt näher daran, als je, — dis ist eine andere Frage. Wir wollen hier nicht einmahl an das zurückdenken, was schon vorhin von allgemeinen Revolutionen der Erde gesagt worden ist, als wodurch wir allein schon zu Ungläubigen hieran gemacht werden würden; sondern Alle, welche diese Frage so schnell zu bejahen pflegen, sollten doch überlegen, daß sie, um dis vernunftmässig thun zu können, nicht nur eine vollkommene Uebersicht der gegenwärtigen Lage der gesamten Menschheit auf dem Erdboden, sondern auch die genaue-

naueste Wissenschaft von allen ihren ehemals gehabten Lagen haben müsten. Wo ist aber eine Geschichte der Menschheit, die sie hierzu in den Stand setzt? Die kleinen Bruchstücke einer solchen Geschichte, die wir ja noch haben, beweisen aber vielmehr das Gegentheil. Nach diesen zu urtheilen, wäre es das eigentliche Loos der Menschheit hierniden, bald vorwärts, bald rückwärts zu gehen; welches auch, nach der Regel des allgemeinen Wechsels der Dinge zu schliessen, wohl der Fall mit ihr sein mag. Von einzelnen Gegenden und Himmelsstrichen ist dis wenigstens so erwiesen, daß kein Zweifel dagegen Statt findet; wer mag nun das Ganze umfassen? Zu behaupten aber vollends, iezt sei die Menschheit so weit, als sie noch nie gewesen sei, ist weiter nichts, als — leidiger Stolz des gegenwärtigen Zeitalters. Wer beissenden Spott anzubringen Lust hätte, der fände hier Gelegenheit dazu, wenn er die Seiten aufdecken wollte, auf welchen die Menschheit iezt wirklich — aber weder zu ihrem Ruhme, noch zu ihrem Heile — weiter wäre, als ie. Doch — dis bei Seite! Genug, der deutschen Menschheit wenigstens war vor einem Jahrzehend das goldene Zeitalter näher, als iezt. Ein Jahrhundert, das mit einem schrecklichen Kriege anfing, einen noch schrecklicheren in seiner Mitte hatte und mit dem allerschrecklichsten sich schliesst, ist der allerneueste Geschichtbeleg dazu, daß die Menschheit wechselsweise zum Vorwärts- und Rückwärtsgehen in ihrer irdischen Dauer bestimmt sei. Wohl dem, der in einem Zeitalter lebt, wo sie vorwärts geht! Wer in dem entgegengesezten lebt, der schicke sich darein! Jeder aber, wer ein hohes Alter erreicht, wird am Ende beide Arten erlebt haben, wird sich dadurch im Glauben an eine künftige bessere Welt unerschütterlich befestigt fühlen

len und vor seinem Tode schon mit Freuden seine Arme nach ihr ausstrecken. Heil uns Allen, daß es wahr ist — Wir haben hier keine bleibende Stäte, sondern die zukünftige suchen wir! ——

Was folgt nun aus diesem Allen? Das, was wir vorher schon gehört haben — „Man kann noch nicht sagen, hier oder da ist das Reich Gottes; noch ist das Reich Gottes nur inwendig in uns.“ Strebe Jeder nach Wahrheit, so weit seine Kräfte reichen, und suche sich aufzuklären, so viel es die allgemeinen Grenzen des menschlichen Verstandes und seine besondere Weltlage zulassen! Reinige Jeder sein Herz auf das geflissentlichste von allen bösen Gesinnungen und bemühe sich, seine Veredlung und Gottähnlichkeit von Tage zu Tage weiter zu bringen! Thue Jeder so viel Gutes, als er Vermögen dazu hat und als sich Gelegenheit ihm dazu darbietet! Geniesse dann Jeder den Lohn, welchen ihm sein Herz und das Schicksal dafür geben, als des Himmels Vorschmack; so wird das goldene Zeitalter für ihn in ihm selbst wenigstens anbrechen. Um uns her, m. B., werden wir es auf der Erde, und wenn wir noch Jahrtausende auf ihr lebten, nie erleben. Und, wenn wir auch auf alles das, was unsere eigene Natur und die Natur um uns her dazu beitragen sollte, gern Verzicht thun wollten, weil sie es uns einmahl nicht geben kann: so ist doch zu viel geistiges und leibliches Menschenelend da, das die Menschen einander selbst machen und das aus ihren gesellschaftlichen Einrichtungen entspringt. Propheten und Philosophen haben sich darüber ausgeredet, ohne helfen zu können — Jesus hat sich ausgeblutet vergeblich — die Völker haben sich selbst zu helfen gesucht, und es ist ihnen nicht gelungen — was ist also, wenn geholfen werden soll, weiter übrig, als, daß der Jehova selbst helfe und seinen starken

ken Arm dazu ausstrecke? Hätte er dis aber auf der Erde thun wollen, so hätte er es nun wohl schon gethan. Sechs tausend Jahre mögen immerhin für ihn sechs Tage sein; für seine arme leidende Menschheit sind und bleibens sechs Jahrtausende. Wollte er sich nun nach seiner Zeitrechnung ein ganzes Jahr etwa zur Hülfe Zeit nehmen — in welch einem fürchterlichen Bilde stände er da! Nein, nein, er wird seine Auserwählten erretten in einer Kürze. Dort, dort ist die Welt des goldenen Zeitalters und ieder Mensch, der hier nach Weisheit und Tugend gestrebt hat, tritt sterbend gleich in dasselde ein. Wer hier schon das Reich Gottes inwendig in sich aufrichtete, der wird es dort so ererben, daß es auch für ihn mit äuserlicher Geberde kommt. Dann, dann wird man sagen können — siehe, hier — da ist es. Alles, was zu menschlicher Vollendung gehört, wird beisammen da sein; Heiligkeit und Glückseligkeit werden im vollkommensten Verhältnisse mit einander stehen. Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, wo nach seiner Verheissung — also richtig, Jesus selbst hielt von der alten Erde nichts und sprach ihr das goldene Zeitalter ab — Gerechtigkeit wohnt, d. h. wo Wahrheit und Tugend erst vollkommen sind und erst vollkommen glücklich machen. Darum, meine Lieben, weil wir darauf warten sollen, so lasset uns den Glauben an ein goldenes Zeitalter auf der Erde aufgeben und nur dahin sehen, daß wir hier so weise und gut werden, als wir werden können, damit wir beim Eintritt in die neue Welt zum Paradise würdig, unbefleckt und unsträflich in Friede erfunden werden mögen!

Ende des dritten Theils.

§. 5. V. Von Veränderung der Menschen-
Temperatur. — 1.

36. VI. Beschaffenheit der Temperie-
rungen. 23.

37. VII. Abwechselungen zwischen Tem-
perirungen der Leidenschaften nur-
zünglich die Tugend nicht. 45.

38. VIII. Ehen neigen zu Krämalei,
und Leidenschaften. 67.

39. IX. Ehen ist die Haupthaupt. 89.

40. X. Ehen sind Heurathen. 113.

41. XI. Ueber die Liebe zum Vater-
lande. 135.

42. XII. Ueber verschiedene sittliche Ehen.
und die rechte Freundschaft. 159.

43. XIII. Vom Willen, und Handlungen
Freyheit. 185.

44. XIV. Letzter. Von Freundschaft
der Menschen über Thieren ab
Thierheit zu Liebe. 211.

45. XV. Ueber Empfindungsvermögen
der Glückseligkeit 237.

46. XVI. Vorgut ist, aber nicht
angenehm. 263.

47. XVII. Wie du Gnade über die Ewigkeit unsers Lebens. 285.

48. XVIII. Die Frucht im Geist auf Erden 209.

49. XIX. Jedermann sterben – mein und aller Brüder vor Menschen. 333.

50. XX. Ueber die goldene Gesetz-Uhr der Menschheit. 355.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich, 1750-1820

Postille

Bd.: 3

Leipzig (1799)

Hom. 1488-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10478862-6
VD18 80017592